LIBRARY OF CONGRESS
00005415056

566
5

LIBRARY OF CONGRESS.
Chap. D965
Shelf .W86
UNITED STATES OF AMERICA.

J. F. A. L. Woltmann's

Beschreibung

einer Reise

nach

St. Petersburg, Stockholm und Kopenhagen.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Börne, gesammelte Schriften. 8. Bde. 8. geh. 8 Thlr.

Gedanken über höhere Bürgerschulen, nebst Wanderungen durch die Schulstuben des Volkes, der Privat-Schulmeister, der Hauslehrer und der Gymnasien im Königreich Hannover. gr. 8. 10 Gr.

Heine, Reisebilder. 3 Thle. 2te verb. Aufl. 8. 5 Thlr. 8 Gr.

— — Nachträge zu den Reisebildern. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Hinrichs, Dr. E. P., Leitfaden für den Unterricht in der allgemeinen Geschichte. 1s Bdchn. Geschichte des Alterthums. 8. 8 Gr.

Jacobsen, H. J., theoretisch-praktische deutsche Sprachlehre für Lehrer und Lernende; auch zur Selbstbelehrung dienlich. 8. 16 Gr.

Jenssen, B., Mythologie der Griechen und Römer. 8. 12 Gr.

Kalokagathophilos. Ueber Mängel des höhern Unterrichts-Wesens, besonders im Königreiche Hannover. Vorschläge und Wünsche zur ernsten Prüfung empfohlen. gr. 8. 10 Gr.

Krögen, Dr. J. C., Archiv für Waisen und Armen-Erziehung. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. Schrbp. 2 Rthlr. 16 Gr.

Meldola, A., und M. Hinrichsen, vollständiges Lehrbuch des theoret. und prakt. kaufmännischen Rechnens und aller im gewöhnlichen Leben vorkommenden Rechnungsarten. 1r Bd. gr. 8. 16 Gr.

Pustkuchen-Glanzow, Dr. Fr., Grundzüge des Christenthums. 3te Aufl. 12. 4 Gr.

— — — Marie, oder die Frömmigkeit des Weibes. Ein Charakter-Gemälde. 2te Aufl. Mit 1 Titelkupfer. 8. 1 Rthlr. Velinp. 1 Rthlr. 8 Gr.

— — — die Wiederherstellung des ächten Protestantismus, oder über die Union, die Agende und die bischöfliche Kirchen-Verfassung. gr. 8. 1 Rthlr. Schreibp. 1 Rthlr. 8 Gr.

Rentzel, Pastor H., deutsche Sprachlehre für Bürgerschulen und Privat-Unterricht, zunächst für Niedersachsen. Mit einem Anhange fehlerhafter Aufsätze. 8. 16 Gr. Schrbp. 20 Gr.

Salomon, Dr. G., Denkmal der Erinnerung an Moses Mendelssohn. Zu dessen erster Secular-Feier im Sept. 1829, oder Gedanken über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit aus den Schriften des unsterblichen Weisen nebst einem Blick in sein Leben. 8. 1 Rthlr.

Beschreibung
einer Reise
nach
St. Petersburg, Stockholm
und
Kopenhagen,

von

J. F. A. L. Woltmann,
Pastor.

LIBRARY OF CONGRESS
CITY OF WASHINGTON

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1833.

W26

Vorrede.

Ueber die Schweiz oder Italien würde ich keine Reisebeschreibung drucken lassen, auch wenn ich zehnmal jene Länder bereiste, denn über sie giebt es eine wahre Sündfluth von Büchern. Nicht so über den Norden Europa's, am wenigsten über Schweden, und doch verdient dieses Land in keiner Rücksicht die Hintansetzung, welche es leider bei uns erfährt. Zu Lesern meines Buchs wünsche ich deshalb besonders junge Leute, welche ich zu einer Fahrt durch Schweden ermuntern möchte. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, auch dafür, daß man nach dem unstäten Umherschweifen der Jugend sich endlich freiwillig einen Klotz ans Bein bindet, und dann zu Hause bleibt. Könnte ich aber noch einmal, wie ich es möchte, die hier beschriebenen Länder sehen, dann würde ich

meine Reise anders einrichten, und zugleich um einige hundert Meilen, worauf es im Norden eben nicht ankommt, weiter ausdehnen. Wenn man vom Rathhause kommt, ist man klüger als wenn man hinauf geht. Reiselustiger Jüngling, vernimm deshalb meinen Rath. Zuerst sieh den schönsten Punkt Norddeutschlands, die Insel Rügen. Von da fährst Du mit dem preußischen Dampfboote nach Ystadt, und zu Lande weiter über Lund nach Kopenhagen. Halland ist etwas langweiliger Natur, darum würde ich von Kopenhagen nach Gothenburg mich wieder des Dampfschiffes bedienen, dann aber zu Lande an der Göta Elf hinauf nach dem wunderbaren Trollhätta, und weiter nach Christiania, Drontheim und zu den norwegischen Alpen; später nach Elfcarleby, Dannemora, Upsala und Stockholm; endlich über Åbo und Helsingfors durch Finnland nach St. Petersburg, und mit dem Dampfschiffe nach Deutschland zurück. Bei diesem Reiseplane setzt Petersburg allem Gesehenen die Kaiserkrone auf, man läßt die große Natur vorangehen, sich nicht durch Kunst und Pracht zu früh ermüden, und vermeidet zugleich die unangenehmen Steppen Rußlands und Ostpreußens. Doch Umstände verändern die Pläne des Menschen, und die russische

Schnellpost wird vielleicht bald das Krebsen im Sande verhüten, wie die preußische es längst gethan hat, und alsdann ziehe ich doch die Schnellpost dem Dampfschiffe vor. Wem die Zeit kürzere Wege vorschreibt, mag von Ystadt aus den angenehmen Strandweg nach Stockholm einschlagen, in Karlskrone die Schiffsdocken bewundern, und in Kalmar sich über reizende Aussichten freuen. Freilich sieht man so von Schweden sehr wenig, und das ist übel. Auf keine Weise wähle man den kürzesten Weg über Jönköping, denn von Helsingborg oder auch von Christianstad bis Jönköping ist eine Tour von 36 deutschen Meilen, auf der man kein einziges Städtchen antrifft. Wenn aber solche Bemerkungen im Stande wären, meine Jünglinge von Schweden abzuschrecken, so verspreche ich ihnen dagegen im Voraus auch viele wunderschöne Parthien und gebe ihnen den Trost, daß das Reisen in Schweden schnell und sehr wohlfeil ist. Der große Linné machte eine Reise von acht hundert deutschen Meilen in sechs Monaten mit funfzig Thalern. In Petersburg dagegen muß man nothwendig einen großen Beutel oder andere gute Freunde haben.

Der Titel des vorliegenden Buchs hat den Fehler, daß er zu viel und zu wenig sagt. Zu viel, denn

Kopenhagen hat offenbar den Kürzeren gezogen, weil ich es zuletzt sah, und es verdiente kaum auf dem Titel genannt zu werden. Zu wenig, denn es hat mir auf der Reise wie bei ihrer Beschreibung nicht allein an jenen Hauptstädten, sondern eben so sehr an den Ländern gelegen. Allein ich wußte keinen Titel, welcher kürzer und bestimmter den Gang meiner Reise bezeichnet hätte.

Zum Schluß bemerke ich noch, daß ich überall aufrichtig nach Wahrheit gestrebt habe, beim eigenen Anschauen sowohl, als beim Hören und Lesen fremder Ansichten über die angeführten Gegenstände. Dieses aber versichern bekanntlich alle Reisebeschreiber, und gar viele übertreiben und lügen dabei, daß die Luft möchte blau werden, folglich steht mir nichts weiter als die einfache Versicherung des Strebens nach Wahrheit zu Gebote.

Altenwerder bei Hamburg,
am Tage Fabian Sebastian 1833.

Der Verfasser.

Inhalt.

1. Reise von Berlin über Königsberg und die kurische Nehrung nach Memel. S. 1—15. Reisegesellschaft in der Schnellpost. — Müncheberg. — Landsberg. — Die Neumark und Westpreußen. — Niederungen an der Weichsel. — Marienburg. — Elbing. — Königsberg. — Die Sandwüste im Meere oder die kurische Nehrung. — Bernstein. — Memel.

2. Bemerkungen über Kurland. S. 16—50. Eintritt in Rußland. — Visitation. — Doppellandsmannschaft. — Krüge und Straßen. — Boden, Ackerbau und Viehzucht. — Kurze Geschichte der Leibeigenschaft in den Ostseeländern. — Gegenwärtiger Zustand Kurlands. — Der Letten Sprache, Gemüth, Bildung, Schulen und Gottesdienst. — Gebetfahrt. — Die Prediger und ihre Leute. — Der Adel und seine Leute. — Was ist für die armen Letten geschehen und was zu hoffen? — Der deutsche Graf. — Die Stadt Mitau. — Kalender und Reformationsjubelfest.

3. Riga, Dorpat und Narwa. S. 51—69. Die Kaiserin und die Judenfamilie. — Krautabend zu Riga. — Die Stadt Riga. — Strusen. — Extrapost in Rußland. — Esthland. — Waldbrände. — Dorpat. — Peipus. — Russische Dörfer. — Ueberraschung am Abend. — Wasserfall der Narowa. — Ingermannland.

4. Peterhof. S. 70—80. Unsre Wohnung beim Lumpensortirer. — Schloß und Anlagen zu Peterhof. — Glänzendes Geburtsfest der Kaiserin. — Die Kaiserfamilie. — Maskerade und Illumination. — Papierfabrik und Steinschleiferei.

* *

5. St. Petersburg. S. 81—97. Gründung der Stadt. — Klima. — Bauart und Straßen. — Iswoschtschicks. — Feuerwartthürme. — Orden. — Der Admiralitätsplatz. — Statue Peters d. Gr. — Der Sommergarten. — Der Admiralitätsthurm. — Revolution von 1825. — Die Newa und ihre Sturmfluthen.

6. Petersburgs Paläste und Lustschlösser. S. 98—110. Peters Häuschen. — Winterpalast und Eremitage. — Marmorpalast. — Alter und neuer michailowscher Palast. — Taurischer Palast. — Pawlowsk. — Das prächtige Zarskoje-Selo. — Der Christus von Dannecker. — Die liebliche Insel Elagin.

7. Petersburgs Kirchen und kirchliches Leben. S. 111—124. Festungskirche. — Kirche der preobraschenskischen Garden. — Kasansche Kirche. — Riesenbau der Isaakskirche. — Die griechischen Kirchen und ihr Kultus. — Die griechische Geistlichkeit. — Russische Leichenbegängnisse und das smolenskische Todtenfest. — Kloster des heil. Alexander Newski. — Die protestantischen Kirchen.

8. Wissenschaften, Künste und Industrie in Petersburg. S. 125—138. Akademie der Wissenschaften. — Universität. — Buchhandel. — Erziehung. — Botanischer Garten. — Naturalienkabinet. — Bergkadettenkorps. — Schöne Künste. — Theater. — Handel. — Gostinnoi Dwor. — Fabriken zu Alexandrowsk.

9. Sprache, Sitte und Leben der Einwohner Petersburgs. S. 139—160. Russische Sprache. — Charakter der Russen. — Brantwein, Thee und andere Lieblingsgetränke und Speisen der Russen. — Gefühl der Leibeigenschaft. — Volksschulen. — Die russischen Großen. — Der deutsche Handwerker. — Die junge Wittwe aus Sibirien.

10. Der Reisende in Petersburg und Kronstadt. S. 161—172. Rückblick auf Petersburg. — Petersburg und Berlin. — Rathschläge für Reisende. — Gasthäuser. — Schwierigkeit einen Paß ins Ausland zu bekommen. — Der Translateur in Kronstadt. — Urtheil eines Franzosen über Rußland. — Kronstadt.

11. Kreuzzüge auf dem finnischen Meerbusen. S. 173—193. Gewitter im Hafen. — Fröhliche Abfahrt. — Urtheil des schwedischen Kapitains über die russische Seemacht. — Sonnenuntergang auf dem Meere. — Erstes Unwetter. — Sturm. — Nargö. — Windstille. — Kahn im Sturme. — Sehnsucht nach dem Lande. — Höchste Noth. — Zuflucht an der finnländischen Küste.

12. Reise von Hangö Udde durch Finnland nach Åbo und Stockholm. S. 194—229. Russische Grenzofficianten. — Ueberraschung in Finnland. — Die Finnen unter schwedischer und russischer Herrschaft. — Der Finnen Charakter, Sprache und Freiheit. — Kartoffeln, Brod, Trinklust. — Boden und Ackerbau. — Schönheit des Landes. — Ankunft in Åbo. — Lage und Handel der Stadt. — Finnlands Vorzeit. — Universität, Dom und Theater in Åbo. — Briefporto und schwedisches Postwesen. — Fahrt auf dem Packetboot nach Stockholm. — Dr. Franzén. — Åland.

13. Stockholm. S. 230—262. Schöne Lage der Stadt. — Schwedische Gastfreundschaft, Eitelkeit und Geldarmuth. — Hafen und Handel. — Seidenbau. — Oeffentliche Denkmäler. — Kirchen. — Gustav Adolph und Karl XII. — Residenzschloß. — Karl XIV. Johann und Kronprinz Oskar. — Bildungs- und Versorgungsanstalten. — Große Sterblichkeit. — Umgebungen der Stadt und Lustschlösser.

14. Reise von Stockholm nach Upsala und Dannemora. S. 263—285. Mälar. — Sigtuna und Odin. — Ankunft in Upsala. — Altupsala. — Andersby. — Eisengruben zu Dannemora. — Rückkehr nach Upsala. — Bibliothek und Codex argenteus. — Das neue Bibliotheksgebäude. — Universität. — Titelsucht. — Linné. — Schloß und Dom. — Schwedische Geistlichkeit und Theologie. — Swedenborg.

15. Reise von Upsala nach Trollhätta. S. 286—302. Skjutsbonden. — Ankunft in Westerås. — Reisegesellschaft. — Köping und Arboga. — Schlagbäume. — Oerebro. — Der schwedische Bauer. — Mariestad, Kinnekulle und Lidköping. — Trollhätta's schöne Wasserfälle und merkwürdiger Kanalbau.

16. Reise von Trollhätta nach Gothenburg und Helsingborg. S. 303—321. Schöne Gegend um Lilla Edet. — Kongelf. — Göteborg. — Traurige Bergrücken am Kattegat. — Warborg. — Betten und Brantwein. — Freiheit des schwedischen Volks im Vergleich zu Russen und Schweizern. — Sternenhimmel. — Quibille und Halmstad. — Schonens Aehnlichkeit mit Norddeutschland. — Die schwedische und die dänische Sprache. — Abschied von Schweden.

17. Helsingör. Kopenhagen. Fahrt nach Lübek. S. 322—335. Helsingör. — Sundzoll. — Seeschlachten im Sunde. — Tycho Brahe. — Fahrt nach Kopenhagen. — Vergleichung Kopenhagens mit den übrigen nordischen Hauptstädten. — Blick vom Thurme der Kirche unsers Erlösers. — Große Sterblichkeit. — Deutsches, kaufmännisches Leben. — Vergleichungscommission. — Renovationswagen. — Lotto. — Leidensgeschichte der Stadt. — Fahrt auf dem Dampfschiffe, Mittagstafel, Sturmnacht. — Ankunft in Travemünde.

Reise von Berlin über Königsberg und die kurische Nehrung nach Memel.

Wandle, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort.
Schiller.

„Ehe Du nach Norden gehst, sieh den Süden, sonst wirst Du um diesen geprellt, und er ist doch köstlicher als jener," — so schrieb mir einst mein vielgeliebter Oheim, und ich durchwanderte die mittägigen Fluren und Städte meines deutschen Vaterlandes. Wien und was Oesterreich unterworfen, Salzburg, Tyrol und Lombardei sah ich nicht, denn einem kaiserlich königlich österreichischen Gesandten hatte es nicht beliebt, meinem Paß sein Siegel beizudrücken, und als ich dessen ungeachtet auf einem Floß die Donau hinunter schwamm, hielt man mich unterhalb Passau fest und brachte mich freundschaftlich über die Grenze. Andere Reisende hatten auch unvisirte Pässe, wurden aber zugelassen, denn sie waren nicht wie ich — Student. Wann kommt die Zeit, wo jeder Deutsche in allen Ländern deutscher Zunge wird ungehindert reisen können? Für die Engherzigkeit der Menschen hat mich der Rigi, die Scheideck, der Montblanc und die tausend Wunderwerke der Alpenwelt schadlos gehalten, und ihr Liebesruf weckte so süße Sehnsucht in mir, daß ich mit unendlicher Freude später noch einmal in Gesellschaft der Familie J . . . jene Riesenfinger Gottes schaute. Dem

Rathe des lieben Oheims war doppelt Folge geleistet, und meine Blicke wandten sich jetzt nach Norden. Die ersten hundert Meilen fürchtet man mehr als später tausend. Man will weiter und immer weiter, und es gereicht dem Erdenpilger nicht zum Vorwurf, daß sein Wunsch kein Ende und die Kraft seines Willens kein Ziel kennt. Liebe zumal führt sicher über Meere und durch Wüsten, sie rief mich nach Norden, füllte die Börse und beflügelte die Postpferde.

Am ersten Pfingsttage 1830 sagte ich Berlin auf immer Lebewohl, und in die rechte Ecke des Kabriolets der Schnellpost gelehnt, ging's durch die kühlen Straßen der Hauptstadt dem frankfurter Thore zu. Das waren eben die Kreuz- und Quergassen, welche ich vor vier Jahren in der Frühe eines Sonntags mit meinen heimkehrenden Lieben durchfuhr. Bald begrüßte ich am Landsee zu Tasdorf den Abhang, welcher kärgliche Blümchen spendete für die scheidenden Freunde. Damals vom glühendsten Schmerze überwältigt, streckte ich fast besinnungslos meine Arme nach den Heißgeliebten aus, deren Umarmungen ich mich auf immer entrissen glaubte. Mögen die Geister einander ewig nahe in den heiligsten Augenblicken der Liebe ihre Unzertrennlichkeit und Unendlichkeit ahnen, dennoch stürmt in der Trennungsstunde der Gedanke: „das ist für diese Erde der letzte Blick, der letzte Kuß!" überwältigend auf uns ein. Wahrlich, hier erfahren wir am stärksten und schmerzlichsten, welche Fülle der Liebe ein menschlicher Busen verberge.

Neben mir saß Kondukteur Heros, nomen et omen, von der brüllenden Kanone in die unruhige Ruhe einer Schnellpost versetzt, ähnlich jenem betagten Bürger, welcher, damit er im hohen Alter endlich zur Ruhe komme, um ein Nachtwächteramt anhielt. Als weiland preußischer Feuerwerker war der Heros nicht ungebildet, als Postbeamter nach neuem Schnitt höflich, zuvorkommend, still, doch ganz besonders artig gegen den Herrn in der linken Ecke des Kabriolets. Dieser Herr sprach wenige gemessene Worte, und als ich bei Müncheberg meine Dampfmaschine hervor holte, raunte mir Heros ins Ohr, der Herr da zur Linken sei der

beim Postwesen angestellte geheime Regierungsrath * * *, und ich möge mit dem Rauchen noch etwas warten. Allein der Regierungsrath hatte ein kräftiges männliches Aeußere, und steckte selbst einen Glimmstengel in den Mund. Der rauchlustigen Gesellschaft im innern Postwagen ging es schlimmer. Hier hatte sich ein schwindsüchtiger Fähnrich aus dem Lazareth auf die Reise gemacht. Die hohlen Wangen, die großen matten Augen und die ganze traurige Gestalt bewogen auch den leidenschaftlichsten Raucher gern auf die blauen Wölkchen zu verzichten. Wenn er auf jeder Station die fünf Minuten lange Ruhe des Sopha suchte, beklommen Athem holte und wenige Worte heraus seufzte, dann erwarteten wir stets, er würde zurück bleiben, er aber versuchte es immer noch eine Station, und kroch in dem Namen zwei Tage und zwei Nächte lang in den Wagen hinein und heraus, und ist glücklich bis zur Weichsel nach Dirschau gekommen. Das ist ein sehr klares Zeugniß für die Bequemlichkeit der preußischen Schnellposten, wobei die Menschenfreundlichkeit der Kondukteure großes Lob verdient, das größte dem Herrn von Nagler verbleibt. Von Dirschau hatte unser Fähnrich nur noch vier Meilen nach seiner Heimath unsern Danzig zu überstehen. Das Uebel war, seiner Aussage nach, erst zehn Wochen alt und Folge einer Erkältung. Den armen Eltern mag das Wiedersehen ihres Sohns wohl etwas Schrecken verursacht haben. Mit dem Regierungsrath unterhielt ich mich freundschaftlich über mancherlei Gegenstände, hörte seine Unterredungen mit dem Kondukteur über Postverbesserungen, und die drei Nächte verschliefen wir so sanft, daß wir die Mantelkragen über den Kopf zogen, wenn Aurora gar zu früh uns in die Augen schaute. In andern Ländern habe ich zufällig nicht bemerkt, daß die geheimen Regierungsräthe sich so weit herab ließen, neben einem Schirrmeister 77 Meilen zu fahren. Das mag die hohen Personen wohl schänden, — wenigstens ihrer Meinung nach.

Müncheberg hatte ich schon auf einer Reise nach Schlesien gesehen, und wollte damals die feindlichen Angriffe auf seine Bauart zurück schlagen, allein ich strecke das Gewehr,

es ist ein elendes Nest. Von Küstrin weiß ich nur, daß ich durch die beschädigten Dämme und Brücken der Oder um Mitternacht aus dem Schlaf geweckt wurde, während der Fahrt über sieben Wartebrücken munter blieb, dann wieder einschlief und am zweiten Pfingstmorgen in den freundlichen Umgebungen Landsbergs erwachte. Nach der allgemeinen Passagierwäsche und dem Frühstück eilte ich auf eine nahe Anhöhe, von welcher man Stadt und Thal mit den Windungen der Warte überschaut. Dünner Morgennebel verschleierte die Landschaft. Die Höhen waren vom ersten Sonnenstrahl erleuchtet. Wonnige Ruhe, hehres Schweigen füllte die weite Natur. Spaziergänger erinnerten an die Pfingstwallfahrten der Heimath. Meine Gedanken flogen himmelan wie die frühe Lerche mit ihrem Liede voll heißer Inbrunst. So kann uns ein flüchtiger Augenblick mitten im unstäten Wagengerumpel ein Fest der Begeisterung bereiten.

Was soll ich von den folgenden Städten und Gegenden sagen? Sie sind besser als ich erwartete, aber ich erwartete sehr wenig. Die Aecker der Neumark und Westpreußens sind fruchtbarer als die Sandwüsten um Berlin, wo mancher Acker in acht oder gar in zwölf Jahren nur einmal bestellt wird. Lange Wälder tragen hier wie dort nichts als Fichten und Birken. Hügel und Seen geben der großen Uniform einige Abwechselung. Menschen und Thiere sind mittelmäßig. Der Regierung weiß man es Dank, daß sie durch die neue Kunststraße eine Schnellpost möglich machte. Hier und da scheint man durch angepflanzte Birken in der Nähe der Chaussee die einförmigen Fichten bedecken zu wollen. An schattige Ruheplätze für Fußgänger, oder an fortlaufende Blumenpartien, wie zwischen Halle und Merseburg, ist nicht zu denken. Wer will diese entsetzlichen Strecken zu Fuße durchwandern? Unter allen Städtchen an der Straße ist Schloppe mit seinen Hungerbaracken wohl das erbärmlichste. Was bei den großen Städten die Vorstädte, das sind bei den kleinern zwischen Elbe und Weichsel die vor den Thoren angelegten Reihen alter Scheunen, deren Anblick

nichts Reizendes hat. Vor Deutsch-Krone ist ein langer See und ein schöner Wald mit Laubholz, der einzige, welchen ich in Westpreußen sah. In Deutsch-Krone versammelte ein Seiltänzer am zweiten Pfingstnachmittage alle Einwohner der Stadt, unter denen unzählige Juden an die Nähe Polens erinnern. Der Mann hatte das Seil am Rathhause befestigt, und hätte er seine Sprünge ordentlich gemacht, so würden wir in den Zeitungen gewiß vom Einstürzen jenes Rathhauses etwas gelesen haben. Die Stadt Konitz ist dadurch merkwürdig, daß eine Frau die durchreisenden Fremden barbirt, nicht mit Kreide, wie sonst die Wirthe pflegen, sondern mit Seife.

Bei Dirschau führt eine Schiffbrücke über die Weichsel. Dieser Strom steht den Hauptflüssen Deutschlands würdig zur Seite. Sein trübes Lehmwasser ist fruchtbar bei Ueberschwemmungen. Die beiden Weichselarme — der linke heißt die Weichsel, der rechte die Nogat — bilden ein üppiges Delta, durch welches die Straße nach Marienburg führt. Mäßige Hügelreihen umgeben den Fluß nach außen als natürliche Beschützer gegen wilde Fluthen. Ueppigen Grauswuchs und fruchtbare Aecker sieht jeder gern. Von andern Naturschönheiten ist hier nicht die Rede. Kühe und Pferde weiden in Menge, und die Milch ist unstreitig fetter als das berliner weiße Wasser, welches, erzeugt aus den Ueberbleibseln des Kartoffelnspiritus, durch die Pumpen der brandenburgischen Titulair-Amtmänner über die Maße verdünnt wird. Das Wasser der Niederungen hat wenig Abfluß, und wird durch Windmühlen in engen Kanälen der Weichsel zugetrieben. Bei Erlangen treiben Mühlräder das Wasser der Regnitz auf die Wiesen, um sie mitten in der Sommerhitze feucht und fruchtbar zu machen; hier geschieht in derselben Absicht das Gegentheil. Der Hamburger hat an den Elbinseln ein ziemlich ähnliches Konterfei des Weichseldelta vor sich.

In Marienburg ließ mir die königliche Posthalterei nur so viel Zeit, das in der Geschichte Deutschlands merkwürdige Schloß von außen zu besehen. Die Marienburg wurde 1309

von den Tempelherren bezogen, war länger als ein Jahrhundert Hauptsitz des Ordens, gab Rittern und Priestern schmale Kost und immer kalte Zellen, und wurde 1457 von dem letzten Meister an die Polen übergeben. Später hielten sich Könige von Polen und Kurfürsten von Sachsen, auch Gustav Adolph kurze Zeit hier auf. Das Schloß verfiel, bis endlich der jetzige Kronprinz von Preußen bei großer Vorliebe für altdeutsche Baukunst es seit 1822 wiederherstellen ließ. Das kolossale Bild der Mutter Gottes in einer äußern Mauernische ist fünf Mann hoch, und der zarte Mund der himmlischen Jungfrau mißt etwa einen Fuß. Die Sonne brannte auf die Fenster, von deren Farben manche recht schön sind, das meiste jedoch der neuesten Zeit angehört. Die Glasmalereien der Sebalduskirche in Nürnberg, die Pracht der Dome zu Freiburg, Straßburg, Kölln, wie überhaupt die zarte Blüthe jener romantisch deutschen Baukunst sucht man im höhern Norden vergebens.

Die klaren und frischen Wangen der Mädchen in Elbing sind etwas Erfreuliches. Wer sich daran stößt, daß die Schönen meist auf großem Fuß leben, findet für seinen Geschmack vielleicht Entschädigung in der Passagierstube des muntern Majors zu Elbing, wo es vortreffliche Champagner- und Burgunderbiere und elbinger Käse giebt, der es mit dem holländischen füglich aufnimmt. Häßlich ist die Bauart von Elbing, indem die Giebel aller Häuser an der Straße stehen wie in Lübeck, Lüneburg und andern Städten Norddeutschlands. Dazu kommt hier und in Königsberg noch eine andere Philisterei. Mit der gewöhnlichen Aussicht auf die Straße nicht zufrieden, bauten die Bürger unten vor ihren Häusern noch eine Erhöhung in die Straße hinein. Auf diesem Präsentirteller sitzt an schönen Sommertagen die Hausehre mit ihren Töchtern bei weiblichen Arbeiten. Das Plätzchen mag wohl geeignet sein, Aufzüge und Stadtfeierlichkeiten in Augenschein zu nehmen, Kaffee zu trinken u. dgl., anderwärts war man aber so artig, diese Erhöhungen den Füßen des Publikums einzuräumen, hier dagegen sondert man jedes Haus durch eiserne Gitter ab, und läßt den

Fußgänger sich da unten auf elendem Pflaster zwischen Wagen und Pferden jämmerlich herum quälen. Gegenwärtige Reisebeschreibung hat vielleicht nicht die Ehre nach Elbing zu kommen, sonst möchte ich die Herren von Elbing wohl bitten, bei ihrem Pflaster künftig sich selbst und die armen Reisenden etwas mehr zu berücksichtigen. Doch habe ich wenig Hoffnung auf Erfüllung dieses Wunsches, denn in Elbing am Elbing giebt's jetzt viel leere Kornspeicher mit verschlossenen Luken und voll Sehnsucht nach den goldenen Zeiten der Vergangenheit. Der Handel soll sich nach Danzig und Königsberg gezogen haben, wenn aber auch diese Städte seufzen, daß es früher besser gewesen, dann wird man unwillkürlich an die Träume aller Völker vom goldenen Zeitalter erinnert, und es ist nur Schade, daß man noch immer nicht im Klaren ist, wo eigentlich das Paradies und die Gärten der Hesperiden zu suchen sind. Lassen wir darum, schreibt Hase in seiner Gnosis, mit freundlichem Lächeln jenen Schweden gewähren, der das Paradies nach Schweden, und den Altpreußen, der es zunächst Königsberg versetzte; wo einer seine Jugend gelebt und seinen ersten Traum gleich dem Vater der Menschheit geträumt hat, da ist jedem sein Paradies, sein verlornes Paradies!

Mittwoch Morgens neun Uhr hatten wir die 77 Meilen von Berlin bis Königsberg in 67 Stunden zurück gelegt. In der königlichen Haupt- und Residenzstadt, wie sich Königsberg noch heut zu Tage stolz genug nennt, werden die Könige von Preußen gekrönt und wohl in dieser Beziehung hat hier der erste deutsch-evangelische Erzbischof seinen Sitz erhalten. Die Stadt hat zwei Meilen im Umfang und über 60,000 Einwohner. Sie besteht aus Altstadt, Löbenicht und Kneiphof, welche bis 1724 drei getrennte Städte bildeten. Erstere wurde 1255 vom deutschen Orden auf Anrathen des Böhmenkönigs Primilaw III. gebaut, liegt an einem Berge, und daher der Name Königsberg. Die meisten Straßen sind krumm und schief, mit unzähligen Winkeln und Ecken, bisweilen bergig, überall schlecht gepflastert. Eine einzige gerade und breite Straße ist Folge einer Feuersbrunst von

1811. Die nicht sehr bedeutende Universität zählt etwa 500 meist preußische Musensöhne, welche als solche durch ein kleines Zeichen vor der Mütze zu erkennen sind. Vorlesungen wurden zur Zeit nicht gehalten, und da ich es später in Dorpat und Upsala eben so traf, so kann ich über die hörbare Gelehrsamkeit nicht viel hören lassen. Unter den königsberger Gelehrten sind der Astronom Bessel, der Philosoph Herbart und der Theolog Kähler würdige Priester des Sichtbaren und des Unsichtbaren. Den um die religiöse Bildung der deutschen Jugend hochverdienten Dinter wollte ich besuchen, aber der nimmer rastende Greis war auf seinen segensreichen Excursionen. Der Edle ist seitdem geschieden zur Betrübniß für viele Freunde, zur Beruhigung für seine allerchristlichsten Feinde. Von den übrigen Heimgegangenen kennt jeder den Philosophen von Königsberg. Das Ziel der weitesten Reise, welche Kant in seinem Leben machte, war Pillau, und bei der Fahrt dahin wurde er seekrank. Dennoch hielt er vortreffliche geographische Vorlesungen, die Strahlen seines Geistes leuchten über die weite Erde, und wirken, wenn auch gebrochen, fort ins Unendliche. Durch Herder und Jacobi ist auch Hamann, der Magus aus Norden, Stadtschreiber und Packhofverwalter zu Königsberg, der Vergessenheit entrissen.

Zu den freundlichsten Partien Königsbergs gehört der Schloßteich und die belebten Ufer des Pregel. An Dom und Schloß weiß ich nichts Sehenswerthes, außer in jenem die Büste Kants von Schadow. In einem großen Gebäude der Vorstadt finden viele Predigerwittwen eine Zuflucht unter den Stürmen des Lebens. Wenn ich in einer Stadt dergleichen Wohlthätigkeitsanstalten und schlechte Schauspielhäuser sehe, dann werde ich nicht betrübt. Das Getreide kommt nach Königsberg aus Polen auf sonderbar gebauten Fahrzeugen, und wird von Holländern, Dänen und Engländern geholt. Wegen einiger seichten Stellen im Pregel wird die volle Ladung erst in Pillau eingenommen. Die Matrosen sollen in Königsberg eben so wenig als in andern Seestädten den Geist der Sittlichkeit verbessern. Auffallend

ist in Königsberg, daß bei Beerdigungen, welche hier, wie allenthalben, viele Kosten verursachen, eine erste, zweite und dritte Erde unterschieden wird, je nachdem man acht, neun oder zehn Thaler bezahlt. Bei den reformirten Gemeinden findet dieser Unfug nicht Statt. Auf dem israelitischen Gottesacker sagte der christliche Todtengräber: „jetzt sterben sie nicht mehr so gut; dort liegen aber zehn Stück neben einander, die kamen alle im ersten Monat." Später hörte ich einen Postillon fragen: „kommt noch was?" — und unter dem neutralen Was verstand er die Reisenden. So gewöhnt sich der Mensch den Menschen als Sache anzusehen und zu behandeln. Die königsberger Stellmacher und Schmiede scheinen das Prellen noch besser als ihre Zunftgenossen im übrigen Vaterlande zu verstehen. Wenigstens hat die Polizei in jedem Gasthofe den Reisenden gerathen, bei Wagenreparaturen vorher zu akkordiren. In einer Sache sind die beiden Haupt- und Residenzstädte Königsberg und Berlin einander völlig gleich, in ihren Geduldmaschinen, Droschken genannt. An beiden Orten sind sie gleich theuer, gleich schlecht, gehören aber auch einem und demselben Herrn. Im Theater wurde die Oper Faust von Spohr gegeben. Die Decorationen waren hübsch, Madame Geißler spielte und sang als Röschen recht gut, nur an etwas fehlte es — an Zuschauern. Das eingelegte Ballet war jämmerlich, sehr tragikomisch aber folgende Scene in der Mitte des ersten Akts, wo Faust singt:

Freunde, noch ein Wort,
Eh' wir gehn von hier!
Her zu mir!
Lichter verlöscht!
Mantel breite dich aus!
Haltet Euch fest!
Oben fahren wir' 'naus!

Die Freunde hatten sich um Faust versammelt; er umfaßte sie mit dem Mantel; es dunkelte allmälig und die Gesellschaft fuhr in die Höhe, während der Chor sang:

O Schrecken, o Graus!
Oben durch's Haus

Fahren sie 'naus!
O Schrecken, o Graus!

Der Chor hatte sein: „o Schrecken, o Graus!" noch nicht ausgesungen, da zerriß Mantel und Maschinerie, Herr Faust machte aus ziemlicher Höhe einen Burzelbaum rücklings zur Erde, verworrenes Geschrei entstand auf der Bühne, alles lief durch einander, Lachen und Schrecken kam über die Zuschauer und der Vorhang fiel.

Der Weg über Tilsit nach Memel beträgt 35 Meilen, die fahrende Post ist unbequem, Chaussee und Schnellpost wenigstens damals noch nicht im Gange. Um funfzehn Meilen kürzer schleicht ein anderer Weg über die kurische Nehrung am Strande der Ostsee hin, aber als ödester Fleck in ganz Europa ist jene Nehrung bekannt. Man rieth mir von Schaken über das kurische Haff nach Memel zu fahren, und ich begab mich zur bestimmten Stunde nach dem Hause, von wo die Landfahrt bis Schaken beginnen sollte. Hier fand ich statt der gerühmten guten Gesellschaft polnische Juden, statt bequemer Fuhrwerke große Frachtwagen, hätte noch Stunden lang warten können und erfuhr außerdem, daß der Schiffer mir sechsmal mehr als den gewöhnlichen Preis abgefordert habe. Solche Unverschämtheit verdroß mich; ich bedauerte, daß ein wohlweiser Magistrat nicht auch vor diesen Prellereien gewarnt hatte, ging zur Post und ließ mir eine offene Kalesche geben. Sie fuhr schnell vor, allein wie erschrak ich über das Wägelchen, wo ich statt des Sitzes ein Bund Heu bemerkte. Auf solchem Wagen lange zu fahren hielt ich für unmöglich, ließ eine bedeckte Chaise kommen und fuhr fünf Uhr Nachmittags von Königsberg ab.

Mein Postillon fuhr zum ersten Male eine Extrapost, und ich ließ mich zum ersten Male ganz allein von einem Schwager durch die Welt kutschiren. Er wußte nicht wieviel Trinkgeld er zu fordern, ich nicht, wieviel ich zu bezahlen habe, und als ich gegeben, konnte er nicht rechnen. Bis zur ersten Station Mülsen fährt man durch fruchtbare Felder, und erblickt auf einem Hügel vor Mülsen zuerst das

Haff und die Ostsee in einiger Entfernung. Auf der zweiten Station bis Sarkau kommt man durch einen vortrefflichen Tannenwald, in welchem junge Rehe wie ungewisse Schatten die Waldnacht durchstreiften. Mit dem Posthalter zu Sarkau plauderte ich ein Viertelstündchen über den deutschen Befreiungskrieg, an welchem er thätig Theil genommen. Der Anblick einer fröhlichen Kinderschaar in dieser Einsamkeit, das hohle Rauschen der Tannen und des nahen Haffs, die untergehende Sonne, die bevorstehende einsame Strandfahrt an dem äußersten Ende Deutschlands in Gesellschaft littauischer Postillone — alles das setzte mich in eine angenehme wehmüthige Stimmung. Der Postillon blies und ich bestieg meinen Heuwagen. Solche Wäglein sind hier ohne Zweifel die bequemsten und sichersten, aber es kostet nun einmal Zeit, Geld und Mühe, bis wir uns von Vorurtheilen und Gewohnheiten frei machen. Wege oder Straßen können nicht sein, wo jede kommende Welle die leisen Spuren im Sande verwischt. Man fährt so unmittelbar am Meere, daß Viertelstunden lang das eine Pferd und Rad im Wasser läuft, ja nicht selten beide von den Wellen bespült werden. Der von den Wellen befeuchtete Boden ist nämlich fest, während wenige Schritte zur Seite der dürreste Sand das Fahren außerordentlich erschwert. Gefährlich ist bei der Strandfahrt nur der Triebsand, auf welchen man bisweilen geräth, wenn aber der Kutscher die Pferde rasch antreibt, so rollt man wohlbehalten davon. Die schweren englischen Reisewagen sind hier übel angebracht und erfordern viele Pferde. Gesetzt aber der Wagen finge an zu sinken, so ist keine andere Rettung als schnell heraus zu springen, ehe jede folgende Welle ihn tiefer ins Wasser zieht. Vor einem Jahre wurde ein Postillon, welcher auf der Rückkehr nach seiner Station wahrscheinlich einschlief und auf Triebsand gerieth, mit Pferden und Wagen von den Wellen verschlungen. Anfangs war mir die Strandpartie neu, das Rauschen der Wellen angenehm, die Seeluft mild erquickend, der Mond beschien die kahlen Hügel zur Linken, und rechts hörte man einige Fischer. Aber die Station war lang, das Einerlei ermüdet,

ich nippte ein, wurde durch Wellenschlag und Triebsand öfters geweckt, schlummerte wieder ein, erwachte abermals, und so ging's fort, bis wir gegen zwölf Uhr in Rossitten ankamen. Bei offenen Hausthüren lag das sichere Völkchen von Morpheus Armen fest umschlungen. Das Posthorn weckte endlich die Mädchen und sie führten mich in ein freundliches Zimmer, wo vor nicht langer Zeit Prinz Albrecht von Preußen übernachtet hatte. Die Fische waren salzig, das Brod ungewöhnlich schwarz, die nächtliche Ruhe sehr süß. Nahe beim Posthause ist die Wohnung des jungen Mannes, welcher den Bewohnern der Elendshütten das Evangelium predigt. Auf zwei Seiten vom Wasser, auf den andern von dürren Sandhügeln umgeben, ist der Aufenthalt hier öder als in dem traurigsten Dorfe der Lüneburger Heide. Vor einem Jahre hatte die Kaiserin von Rußland bei diesem Prediger in der Wüste zu Mittag gespeist, und er wußte viel von ihrer Leutseligkeit zu erzählen. Mann Gottes, Du hast die hohe Frau nicht beneidet um kaiserlichen Glanz und thatest Recht daran. Am Geburtsfeste eben dieser Kaiserin habe ich die asiatische Pracht und die grenzenlosen Herrlichkeiten der Residenz gesehen, und gestehe Dir, daß ich mein ganzes Leben lieber in Deinem Rossitten hinbringen will, als wenige Monate im Winterpalaste zu St. Petersburg.

Von Rossitten bis Memel fährt man acht oder neun Meilen hart am Strande der Ostsee hin, und lenkt nur bei den Stationen ein, welche sämmtlich am Haff liegen. Wer mit schwerem Fuhrwerk nicht über die Sandberge zu den Stationen fährt, läßt durch den Schwager frische Pferde bestellen, wartet eine halbe Stunde am Strande, und findet bei ungünstiger Witterung Schutz unter einsamen, nur von Reisenden bewohnten Bretterhäuschen. Dieser Aufenthalt ist wie die ganze Fahrt langweilig. Eine Chaussee über die Nehrung anzulegen, wäre toll, denn während noch daran gearbeitet würde, könnte schon das ganze Unternehmen vom Flugsande tief verschüttet sein. Die Nehrung ist selten über eine halbe Stunde breit. Süd- und Nordwind haben abwechselnd den trockensten Sand in der Mitte der Landzunge

zu beträchtlichen Dünen oder Sandhügeln angehäuft, auf denen auch die geringste Spur des Pflanzenlebens erstirbt. Da aber der Nordwind der anhaltendste und heftigste ist, so rücken die Sandberge allmälig nach Süden vor, und umgeben die wenigen hier wachsenden Fichten mit Sand und Tod. Auf der Nordseite zieht sich eine kleine Strecke Vorland zwischen Meer und Dünen am Strande hin. Dieses Vorland ist mit spitzen Gräserchen bewachsen, der armseligen Weide einiger Kühe und Pferde, allein der Boden ist so dürr, daß man nur bei nasser Witterung darauf fahren kann, und daß von einer Meilen langen Weidenallee kein einziges Bäumchen fortgekommen ist. Doch selbst das ödeste Fleckchen Europas hat eigenthümliche Schätze, die goldenen Thränen der Heliaden, den Bernstein. Vor Jahrtausenden achteten ihn die Phönizier höher als Gold, und rühmten das Völkchen im Bernsteinlande als ein mildes und sanftes. Die Schwestern des vom Blitz getroffenen Phaeton, durch ihr Weinen in Pappelbäume verwandelt, lassen jährlich in ihren Thränen den Bernstein in die Wellen des Eridanus fließen. So erzählte die Fabel und kaufmännischer Eigennutz hielt in Dunkel gehüllt, wo der Eridanus zu suchen sei. Kamen die Phönizier nach Britannien, so erhielten sie dort den Bernstein wahrscheinlich aus der Ostsee. Zur Zeit des Plinius hießen **Raunonia** oder auch **Bannomanna** (kurische Nehrung) und **Abalus** (frische Nehrung) die Bernsteininseln. Ueber den Bernsteinhandel berichtet Tacitus: „Die Völkerschaften der Aestyer (worin der Name Esthen nicht zu verkennen) durchsuchen das Meer und sie allein lesen den Bernstein, den sie Glesus (Glas, Glit) nennen, dessen Eigenschaften aber und Entstehung ihnen als Barbaren unbekannt ist. Ja, der Bernstein lag lange Zeit unter den übrigen Auswürfen des Meeres, bis unsre Ueppigkeit ihm erst Werth beilegte. Sie selbst gebrauchen ihn gar nicht, roh lesen sie ihn auf, unförmlich übergeben sie ihn uns und mit Verwunderung empfangen sie den Preis.“ — Seit Tacitus hat sich die Sache geändert. Wie weit auch sonst das Weltmeer die Länder der Menschen umströmt, überall gehört, was die Woge

Herrenloses antreibt, den Söhnen der Küste, hier aber, am hungrigen Ostseestrande, ist der Bernstein königliches Eigenthum geworden, vermuthlich durch die liebevolle Fürsorge der deutschen Ritter für die armseligen Littauer. Wenn die Bernsteinwinde wehen, d. h. wenn es aus Nordwest stürmt, so wird der vom Meer ausgeworfene Bernstein sorgfältig aufgesucht und königliche Strandläufer geben Acht, daß unberufene Sucher sich nicht einfinden. Die gefundenen Schätze werden in der Bernsteinkammer zu Königsberg sortirt und besonders nach dem Orient versandt. Unter allen Dörfern der Landzunge ist wohl Nidden das armseligste, und da hier vor Kurzem auch das Posthaus abbrannte, so war mir ein Stückchen Sauerbraten sehr willkommen, welches ich in Berlin in den Mantelsack steckte, ohne zu ahnen, daß es nach acht Tagen in der Ostseeeinöde zu köstlichem Frühstück dienen würde. In Schwarzort sitzt man im freundlichen Hause desto besser zu Tische, und sammelt Muth und Kraft für die letzte Station nach Memel. Hier hat es manchem Franzosen auch vielleicht besser geschmeckt als im Palais royal, denn der Posthalter sagte, daß die Bewohner der Nehrung noch mit Schauder daran dächten, wie ein Theil von den hungrigen, zerlumpten, halberfrornen Trümmern der großen Nation am Weihnachtsfeste **1812** von Memel in gerader Richtung über das Haff nach Königsberg humpelten, ritten, fuhren so gut und so schnell sie konnten.

Memel, die nordöstlichste Stadt Deutschlands, ist recht hübsch, aber nicht lebendig. Unter vielen anscheinend gleich guten Gasthäusern wählte ich das **Hôtel de Berlin** seines Namens wegen und plauderte mit dem lieben Gastwirth bis tief in die Nacht hinein. Die natürliche Lage der Stadt ist dem Handel günstiger als die politische. Wenn das Eis den Busen von Riga und Petersburg noch lange verschließt, so hat Memel schon freie Schiffahrt, aber die russische Grenze ist dem Handelsverkehr im Wege. Hauptausfuhrartikel ist Holz, welches zu Wasser aus Polen kommt, auf holländischen Schneidemühlen zerschnitten, nach Holland, Frankreich und England gebracht wird. Die Engländer lassen Bretter und

Stabholz ihrem niedrigen Eingangszoll anpassen, und sollen das Holz von hier sogar nach Amerika fahren, dort umladen und es nun als amerikanisches Produkt ohne Zoll nach England führen. Auf solchen Umwegen weiß der Kaufmann die Gesetze zu umgehen und nennt das Spekulation. Der Bau des Windaukanals im russischen Littauen läßt die Bewohner Memels fürchten, daß ihnen in einigen Jahren der Holzhandel entrissen werde. Der Handel mit russischem Leder und rohen Häuten ist schwach, weil der russische Konsul oftmals berichtet, daß eine Viehseuche in Rußland ausgebrochen sei. Die Wahrheit des Berichts können die Preußen nicht untersuchen, denn es wäre unartig, das Wort eines Konsuls bezweifeln zu wollen, die Grenze wird gesperrt und die Häute von Rußland aus verkauft. Endlich wird die Straße von Berlin nach Petersburg, welche bisher Memel berührte, demnächst über Insterburg und Dünaburg verlegt. Aus diesen Gründen ist es den Bewohnern von Memel nicht zu verargen, wenn ihnen der russische Doppeladler mehr gefällt als der einfache preußische, allein dieser weiß festzuhalten, was er hat, irgendwo muß ja die Grenze sein und Grenzbewohner sind nirgends große Patrioten.

Eintritt in Rußland. Kurland. Der Adel und seine Leute. Mitau.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei
Und würd' er in Ketten geboren.
Schiller.

Ein junger Kaufmann aus Amsterdam wurde in Memel mein Reisegefährte. Vereint geht man dem Großen, Unbekannten getroster entgegen; was uns auch treffe, die Klage verhallt nicht in leerer Luft. In wenigen Stunden erreichten wir die Grenze zu Nimmersatt. Hier nimmst Du Abschied von der deutschen Erde! — man merkt es wirklich an der Luft, welche seit Königsberg kühler weht, und was ihr an Kälte fehlt, ersetzen die Menschen reichlich. In dem preußischen Zollhause saß ein einziger Mann, die Höflichkeit in Person. Er trug unsere Namen in seine Bücher und wünschte glückliche Reise. Nun kommt eine wüste Strecke neutralen Landes und jenseits der russische Schlagbaum. Er öffnet sich und wir stehen in dem Reiche, welches sich über drei Erdtheile ausdehnt. Der Wagen hält, die Pässe werden uns abgenommen, — auch der Lohnkutscher muß jedesmal, selbst wenn er morgen wieder käme, einen neuen Paß haben, — und ein Sohn des Mars mit Roß und Pike giebt das Geleit bis an das Zollhaus in Polángen. Etwas unheimlich ist einem dabei zu Muthe. Man wird auf den Hof der Tamoschne gefahren und das Thor ver-

schlossen. Die grünen Männer treten hervor, lassen alles Gepäck in das Haus tragen, besehen die Sachen und bringen sie in möglichste Unordnung. Der Leute sind so viele, daß man anfangs nicht weiß, wer Koch oder Kellner ist, alle Nationalrussen mit dunkelgelben Gesichtern. Keiner redet Deutsch, denn sie bleiben kurze Zeit auf dem Posten, um nicht zu genaue Bekanntschaften anzuknüpfen. Gawarite li wui po ruski po polski? (sprechen Sie Russisch oder Polnisch?) redete mich einer an, aber bei seinem Ruski po polski konnte ich mich des Lachens kaum enthalten, schüttelte mit dem Kopf und brachte an, was ich eben vom Kutscher gelernt hatte, németz (ein Deutscher). Man fühlt sich wie verrathen und verkauft, und dies Gefühl kann der Sohn Israels nicht vertreiben, welcher als Spediteur und Dollmetscher angestellt ist. Er, der Gelehrte unter den Ungelehrten, durchblätterte meine Bücher, plombirte sie, ließ mir indessen die Bücher über Rußland unplombirt, weil ich ihm begreiflich machte, daß ich täglich darin lesen müsse. Beim Auspacken der Mantelsäcke ist der Eine noch geschäftiger als der Andere, es gefällt ihnen bald dieses bald jenes, doch kann ich trotz der vielen Hände nicht sagen, daß mir etwas abhanden gekommen wäre. Geld anzunehmen ist den Leuten streng verboten, auch fordern sie nichts, aber die lüsternen Blicke und heimlichen Handbewegungen reden eine Sprache, welche man augenblicklich versteht und die man in Rußland täglich besser lernt. Hat der eine Grünrock ein preußisches Viergroschenstück bekommen, so geht er ruhig im Zimmer oder draußen spazieren, und scheint mit der Sache weiter nichts zu thun zu haben, die übrigen packen und kramen so lange bis auch ihre Sehnsucht befriedigt ist. Während dessen werden die Pässe mit langen Unterschriften versehen. Die Schreiber, eine Stufe höher als die übrigen, verschmähen den nervus rerum nicht. Nur der Oberaufseher der Tamoschne, der nobelste von allen, schien ohne jene Gesichtszüge streng seines Amts zu warten, unterschrieb die Pässe und ließ uns ziehen. Jedes Ding läßt sich von verschiedenen Seiten ansehen, auch kommt es auf den Beschauer an, was für eine

Brille er aufsetzt. Man muß an so mancher Thür Entree bezahlen, hinter welcher außer ein paar Menschen nur wilde Thiere sind, warum sollte man nicht beim Eintritt in das größte Reich der Erde die preußischen Silbergroschen ablegen, die man vorläufig doch nicht mehr gebraucht? In manchen Ländern müssen die Handwerksbursche an der Grenze eine gewisse Summe Reisegeld vorzeigen, ohne welche man sie nicht einläßt; in Rußland ist die Polizei höflicher, und es erkundigen sich darnach ganz unter der Hand nur die Grenzsoldaten. Die Visitation war vorüber, wir fuhren zwischen der langen Häuserreihe von Polängen, und fingen an freier zu athmen, da hielt der Wagen schon wieder vor einem Schlagbaum, unsere Pässe und Geldbeutel kamen nochmals in Bewegung, und nun erst reist man ungehindert bis zur nächsten Gouvernementshauptstadt, wo der bisherige Paß gegen einen russischen umgetauscht wird.

Es war Sonntag, in Rußland der erste Pfingsttag. Während in Ruzau, dem ersten kurländischen Orte, unsere Pferde gefüttert wurden, führte uns der Gutsverwalter in die schöne Landkirche, in welcher ich zuerst die Sitte bemerkte, den Fußboden der Kirchen und Wohnzimmer an Festtagen mit zerhackten Tannenzweigen zu bestreuen. Dieser Gebrauch findet sich in einem großen Theile von Rußland und in ganz Schweden. In Ermangelung junger Tannenschößlinge nimmt man Schilf, Laub, Fichten- oder Wacholderbüsche, und schneidet sie wie groben Häckerling auf der Futterlade. Die Ecken und Kamine werden wie in Deutschland mit Birkenbäumchen besetzt.

Abends wollten wir in dem einsamen rings von Wald umgebenen Kruge Jetschen eben unsere Mantelsäcke ordnen, kramten auf Tischen und Stühlen aus und sprachen über die häßliche Visitation, da flog die Thür auf und ein Mann stürzte herein, welchen wir im ersten Augenblick für eine neue Art Visitator hielten. Die Dämmerung und noch mehr seine Fragen brachten uns auf solche Vermuthung. „Sind Sie Reisende? — Woher kommen Sie? — Wohin wollen Sie? — Was für Landsleute? — Was für ein

Geschäft?" — Darauf hatten wir zögernd und so unbestimmt als möglich geantwortet, und schon rückte ein Dutzend neuer Fragen heran. Als ich dem Mann sagte, ich sei ein Hannoveraner, erklärte er sich für meinen Landsmann. Dann wandte er sich zu dem Holländer, gab sich auch für dessen Landsmann aus, sprach geläufig Holländisch und war in Amsterdam genau bekannt. Das schien uns sonderbar, und es war Schade, daß nicht ein Engländer mit uns reiste, dann würde er sich mit Fug und Recht auch für dessen Landsmann erklärt haben. Der Mann war fein gekleidet, im blauen Frack und weißen Hut, im Gesicht die Züge eines Weltmanns, das Haar grau, aber viel Beweglichkeit in allen Gliedern. Ohne ein Wort darüber zu äußern, daß ich eine Anstellung habe oder nicht habe, erklärte er, er wünsche mich in seine Dienste zu nehmen, nur sei es ihm zufällig in diesem Augenblick nicht möglich. „Herr Wirth," rief er, „bringen Sie mal zwei Flaschen Champagner! Ich muß auf das Wohl meiner Landsleute trinken." Während der Wirth seinen Keller durchsuchte, ward uns das Räthsel der Doppellandsmannschaft gelöst. „Meine Herren," sprach der Mann, „wissen Sie, wer ich bin? Ich bin der großbritannisch-hannöversche Generalkonsul hier für die ganze Seeküste, ein geborner Holländer, seit vielen Jahren englischer Konsul, und Seine Majestät der König von Großbritannien und Hannover haben mich auch mit dem Titel eines hannöverschen Konsuls beehrt. Wenn Sie Ihre Pässe oder sonst etwas zu besorgen haben, so wenden Sie Sich nur an mich." — Jetzt kam der Wirth mit einer Flasche. Unser Generalconsul schien inzwischen seine Ansichten wegen des Champagners geändert zu haben, nahm zärtlich Abschied, sprang in den Jagdwagen, und flog mit seinen Schimmeln frisch davon.

Wir kehrten zu den Mantelsäcken zurück und legten uns bald zur Ruhe, oder wenigstens bald ins Bett, denn mancherlei Bestien, Heimchen, Drosseln, Wanzen und Mücken ließen uns wenig schlafen. Auch die fremdartige Einrichtung des Kruges war unserer Ruhe nicht gar förderlich. In

Kurland gehören die Krüge in der Regel den nahe gelegenen Gütern, und sind an Deutsche verpachtet. Sie werden von Feldsteinen (Granit) ein Stock hoch aufgeführt, und sind in Vergleich zu den Hütten der Landleute recht stattliche Gebäude. Man fährt durch einen großen Thorweg in den geräumigen Stall, tritt von da in die Stube der Dienstleute, durch diese in die des Wirths, endlich in die reinliche Fremdenstube. In der großen Wirthsstube versammelt sich das Volk und trinkt im Schnaps die Vergessenheit der Leiden, die ach! so schwer, so hart das Leben drücken. Da sind die Riesenöfen, welche gewöhnlich zwei Zimmer zugleich heizen. Da stehen auch Riesenkoffer von etwa zehn Fuß Länge und vier Fuß Höhe, welche einst den Brautschatz, jetzt Wäsche und Kleider enthalten, und in welche im Nothfall die ganze deutsche Familie kriechen könnte.

Beim Kruge Jetschen verließen wir die mitauer Straße, und wandten uns links nach Libau. Die Straßen sind in den Ostseeprovinzen breite, geebnete Heerstraßen, bisweilen sandig, oft mit Lehm beschlagen, auf denen es sich bequem und wohlfeil fährt. Die benachbarten Güter müssen sie unterhalten, und es sind deshalb die deutschen Weggeldhäuser mit langen Tafeln und Klingelbeuteln in ganz Rußland unbekannt. Führt die Landstraße durch Wälder, so ist nach einer Verordnung Alexanders der Wald auf jeder Seite etwa sechzig Fuß breit gelichtet, damit man unsauberen Gesellen von ferne ausweichen oder sich auf ihren Empfang vorbereiten kann. In diese Nothwendigkeit habe ich mich nie versetzt gesehen. Paulucci, der frühere Gouverneur von Kurland, hat Birkenalleen anpflanzen lassen. Die schlanke Pappel kommt dort nicht mehr fort, Obstbaumalleen noch viel weniger. Am geradesten und bequemsten fährt man im Winter, wo der Schlitten über Felder und Wiesen, Sümpfe und Moräste, Flüsse und Seen schnurstracks hinweg rutscht. Die Straße von Petersburg nach Moskau, die von Narwa nach Petersburg und die neue Schnellpoststraße von Berlin nach Petersburg sind, so viel ich weiß, die einzigen Kunststraßen des Reichs.

Auf dem Wege nach Libau kommt man durch einen vortrefflichen sieben Meilen langen Tannenwald, welcher Elenthiere nährt. Das Elen ist in Kurland zu Hause, seltener jedoch als das Elend unter den Menschenkindern. Das Fleisch des Elen wird von feinen Zungen gelobt. Die Jagd gehört der Krone oder den Gutsbesitzern, allein man nimmt es damit nicht genau, und in vielen Gegenden Rußlands ist sie frei wie die Luft. Trotz der unendlichen Masse von Gesetzen giebt es in Rußland keine förmliche Jagdgesetze, und man fühlt das Bedürfniß derselben weniger, weil es mehr Hasen als Jäger giebt. Rehe und Hirsche sind in Kurland fast gar nicht vorhanden, desto mehr Wölfe. Bären hausen nur bei Dondangen und Jakobstadt, woselbst die hohe Schule für Bärenführer ist. Noch giebt es eine Art weiße Hasen, welche man Liefländer (Widsemneeki) nennt. Sie sind kleiner als die gewöhnlichen und bleiben immer in den Wäldern.

Ueber Libau weiß ich nichts zu sagen, als daß es eine für bedeutenden Handel günstige Lage an der Ostsee hat, daß ihm aber durch die Vorrechte Petersburgs die Flügel beschnitten sind. Der Stadtmusikant in Libau hatte sich aus dem Erzgebirge einen Klarinettisten und einen Hornisten verschrieben. Zwei junge Künstler machten sich im Frühjahr auf den Weg und gingen in Lübeck zu Schiffe. Vor wenigen Tagen waren sie in Libau angekommen, hatten ihren Kratzfuß gemacht und zu großem Leidwesen erfahren, daß der edle Stadtmusikus nur einen Mann haben wolle, welcher beider Instrumente Meister sei. Da saßen sie nun im Wirthshause des fremden Landes, über hundert Meilen von der Heimath entfernt. Durch die Reise war der Geldbeutel geleert, und jener Mißverstand hatte alle ihre Freudentöne in Klaggesang verwandelt.

Wer sich einbildet, jenseits Memel fingen mit der russischen Grenze nur kalte Länderwüsten an, der irret sehr. Kurland ist im Ganzen ein recht fruchtbares Land, allein wegen der schwachen Bevölkerung bleibt mancher Fleck unbebaut liegen, oder trägt ein sehr nutzloses Gestrüpp. Bei der ge-

ringen Abdachung des Landes fehlt es nicht an sumpfigen Stellen, welche höchstens Torf oder schlechte Weide geben, und durch Abzugsgräben häufig verbessert werden könnten, wie das Beispiel guter Landwirthe zeigt. Der Hüningsberg bei Tuckum, der höchste im Lande, mißt 390 rheinländ. Fuß. Schöne Partien sind die Ufer der Windau, die Ruinen von Doblén und Selburg. Kokenhusen an der Pehrsemündung hat romantische Umgebungen, hohe zum Theil felsige Ufer und nicht weit entfernt ist eine inkrustirende Quelle Staburak. Kurlands Klima ist seiner Lage zufolge etwas unfreundlicher als das des nördlichen Deutschlands. Außer dem kalten Nord- und Ostwinde pfeift vom baltischen Meere ein rauher Westwind durch das Land. Nach angestellten Wetterbeobachtungen gab es in den Jahren 1823 — 1828 mindestens 86, höchstens 138 Regentage, 45—71 Schneetage, 8—23 Gewitter. Gute Obstgärten findet man nur auf wenigen Gütern. Die Pflaume (Zwetsche) kommt nicht mehr fort. Apfel- und Birnbäume müssen gegen die Winde geschützt und so niedrig als möglich gehalten werden. Zu Schiffe kommen jährlich einige Ladungen Obst aus Deutschland. Die Landleute finden als treue Söhne Adams am Apfel ein so großes Behagen, daß sie Schalen und Kernhäuser, welche die Herrschaft wegwirft, als Leckerbissen verschlucken. In Mitau sah ich einen Birnbaum im Treibhause und stutzte deshalb nicht wenig. Der Acker fordert wegen des lockern Bodens keine sehr mühsame Bearbeitung. Nahe unter der Oberfläche liegt an vielen Stellen Sand, weshalb der Pflug nicht zu tief einschneiden darf. Für den Ausländer ist es spaßhaft anzusehen, wie der Pflüger seine leichte Maschine in der Hand trägt und mit dem Pferdchen ohne Leine über den Acker hin und her läuft. Gerste, Hafer und Weizen gedeihen recht gut. Kartoffeln werden nicht genug, Roggen sehr viel gebaut, und ich habe Roggenfelder gesehen, welche den besten bei Liegnitz, Bamberg, Halle, Magdeburg und Hildesheim wenig nachstanden. 750,000 Loof (berliner Scheffel) jährliche Aussaat geben das sechste bis zwölfte Korn. In allen Ostseeprovinzen werden die Garben, wenn

sie vom Felde eingebracht sind, auf lange Stangen gelegt, vermittelst großer Oefen getrocknet und im Winter gedroschen. Alsdann wird das Korn nach den Seehäfen gefahren, oder in großen Kisten aufbewahrt. Die Korndarre heißt im Finnischen Rihi, woher der in Kurland gewöhnliche Name Rige entstanden ist. Durch das Dörren schrumpft das Korn zwar ein, aber der Keim für die Saat geht nicht verloren. Es braucht nicht auf luftigen Böden umgestochen zu werden und verdirbt selbst auf langen Seereisen nicht. Vorzüglich holen die Holländer das kur- und liefländische Getreide, auch hat Schweden und Deutschland oftmals seinen Hunger damit gestillt.

Eine große Wohlthat für das Land sind die kleinen Pferde. Sie laufen schnell, sind ausdauernd und nehmen mit schlechtem Futter vorlieb, erhalten bei der Arbeit nie Hafer, meistens Heu, und wenn es hoch kommt etwas Mehl. Sie werden nie gestriegelt, überhaupt schlecht gewartet und im Sommer laufen sie Tag und Nacht auf der Weide herum. Ein solches Pferd zieht im Winter auf seinem Schlitten 6 Loof Weizen, oder 7 Loof Roggen, oder 8 Loof Gerste, oder 10 Loof Hafer, und legt dabei in einem Tage 8 deutsche Meilen zurück. Der Landmann macht selbst unbedeutende Wege nicht leicht zu Fuß, und fährt wohl zehn Meilen weit zur Stadt, um ein Paar Gänse oder ein Kalb zu verkaufen. Stallgeld bezahlt man in Kurland weder in Städten noch auf dem Lande. Der Bauer nimmt etwas Futter mit, und gewöhnt sein Pferd bei Zeiten daran, halbe Tage lang in den Wirthshäusern zu hungern. Dann läuft es auf dem Rückwege zur Heukrippe desto schneller. Die Anzahl der Pferde müßte bei besserer Oekonomie sehr eingeschränkt werden, denn bis jetzt hat manches Gesinde (d. h. dienstbare Familie) zwanzig Stück und mehr. — Rindvieh wird in Kurland viel gemästet, doch meistens schlecht gepflegt, ist von kleiner Art, und da die Schiffe in Riga eine Menge Fleisch einnehmen, so reicht der kurländische Vorrath nicht hin, und Podolien schickt beträchtliche Heerden weißgrauer Ochsen. Einen kurischen Mastochsen

kauft man für zehn Rubel S., zwanzig Pfund Fleisch für einen halben Thaler. Die Podolier bringen nicht selten die verderbliche Löserdürre ins Land, welche vor einigen Jahren mehre Güter von Rindvieh ganz entblößte. Stallfütterung findet sich auf wenigen Gütern, und läßt sich nicht eher erwarten, als bis die vielen halbwüsten Weideplätze mehr verschwinden. Des Viehstandes und der Düngung wegen sind überall Brantweinbrennereien angelegt und die Feuerung nach den neueren Erfindungen auf Holzersparniß berechnet. Der Brantwein findet in Weißrußland, Littauen und Polen Absatz, wird aber nicht so gesucht als das Getreide, und bei hohen Kornpreisen erwächst aus dem Brennen offenbarer Schade. Jährlich werden 210,000 Loof Korn zu Brantwein und 85,000 Loof Gerste zu Bier verbraucht. — An veredelten Schafen ist kein Mangel und Veredlung rathsam, doch möchten die echten Merinos bei rauhem Klima und feuchter Weide wenig vortheilhaft sein, zumal da auch gute Mittelwolle in der Regel am besten bezahlt wird. — Bienenzucht wird ziemlich stark getrieben. Im Popenschen und andern Waldgegenden hat mancher Bauer funfzig Bienenstöcke, d. h. hohle Baumblöcke mit Rinde bedeckt, denn Strohkörbe sieht man nur bei einigen Gutsbesitzern. Der beste Honig ist der weiße Linden- oder Lipitzer Honig *). In manchen Gegenden erhält man zehn Pfund Honig für einen Silberrubel.

Vom Boden und dessen Erzeugnissen wenden wir uns zu den Menschen, deren Zustand wir nur dann richtig beurtheilen können, wenn wir zuvor einen Blick auf ihre Geschichte werfen. Die Ureinwohner der Küstenländer von der Memel bis zum Peipus und der Narówa gehören zu der großen finnischen Völkerfamilie, deren weite Zweige sich über den Norden Europas ausbreiten. Rauh und kriegerisch war ihr Leben, republikanisch ihre Verfassung. Der Handel entdeckte

*) Leepa heißt im Lettischen die Linde; die Sorben sagten lip, lipa und sie erbauten Lipzk, Leipzig, die Lindenstadt.

diese Küsten und das erste Schiff, welches in die Düna 1158 einlief, war ein bremisches. Zwanzig Jahre später brachte der Mönch Meinhard das Christenthum nach Liefland und als Pathengeschenk die Knechtschaft. Er berief eine Volksversammlung der Liefen, sie spotteten seiner, und er bat den Papst um Hülfe. Sein Nachfolger Berthold, Abt von Loccum, forderte Abgaben, entfloh dem Zorne der Eingebornen, kam wieder mit einem Heere und wurde in der ersten Schlacht an den Ufern der Düna 1198 erschlagen. Nun predigte Albert, Domherr von Bremen das Kreuz wider die Heiden in Liefland, nahm die Ersten des Volks bei einem Gastmahl hinterlistig gefangen, ließ sich dreißig Knaben als Geißeln geben, schickte sie in deutsche Klöster, erbaute Riga, forderte den Zehnten und wurde der eigentliche Stifter der Leibeigenschaft. Bald darauf fiel Semgallen (der östliche Theil des jetzigen Kurland zwischen der Mussa und Düna) in die heiligen Hände der Schwerdtritter. Die Eroberung der Stadt Jurgew (jetzt Dorpat) machte der Freiheit Esthlands ein Ende. Nachdem die Kuren sich in früheren Friedensunterhandlungen persönliche Freiheit und Eigenthumsrechte ausbedungen hatten, fielen auch sie 1284 in Knechtschaft, und retteten aus dem großen Untergange nichts, als was bis auf unsere Zeiten geblieben ist — als Posse nur, doch als ernste Mahnung an eine freie Vorzeit — die persönliche Freiheit einiger Familien, ich meine die kurischen Könige bei Goldingen. Einzelne Stimmen ließen sich für das Bessere vernehmen, aber sie verhallten in dem fernen Norden. Vergebens erklärte Papst Gregor IX. unter Androhung von Kirchenstrafen, daß es den Neubekehrten wenigstens nicht schlimmer ergehen solle als damals, da sie Heiden waren. Vergebens bestätigte Kaiser Friedrich II. den Christen an der Ostsee „und ihren Erben auf immer vollkommene Freiheit und alle Rechte, deren sie genossen haben, ehe sie zum Glauben bekehrt wurden.“ Erzbischof Albrecht von Riga forderte 1272 weiter nichts als Abgaben an Korn, Frohndienste, Fuhren und „alle Personen, die so alt sind, daß sie arbeiten können, sollen Uns mit ihrer Handarbeit dienen, als Heu

zu schlagen, oder Holz zu tragen und zu hauen, wenn es nöthig ist. Ueberdem sollen sie sich zum Bau der Schlösser, die Wege zu machen und zu Reisen bereit und willig finden lassen ꝛc." Wie sich die Leibeigenheit weiter und völliger ausgebildet habe, das erzählt keine Geschichte, denn die Tyrannei ging früher nicht so weit, daß sie Buch hielt über ihre Verbrechen. Fünf freie Völkerschaften waren in schmähliche Banden geworfen, und bei den deutschen Rittern herrschte kein Zweifel darüber ob, daß die ihnen untergebenen Landleute an die Scholle gebunden, nichts haben und nichts erwerben könnten, mit Weib und Kind und Vieh und aller Habe Eigenthum der deutschen Herren wären. Als später das mächtiger werdende Rußland nach der Ostsee seine Augen wandte, fand Esthland es gerathen, sich 1561 unter schwedischen Schutz zu begeben, Gotthard Kettler aber, der letzte Heermeister von einem Theile Liflands und Kurlands, suchte bei den Polen Hülfe, und ward unter polnischer Hoheit Herzog von Kurland und Graf von Semgallen. Der Polenkönig Stephan Bathory schien Erlösung zu bringen, ließ sich den Adel in voller Rüstung versammeln und ihm erklären: „Daß die Bauern von ihrer Herrschaft so jämmerlich unterdrückt, und mit so grausamer Knechtschaft und Strafe belegt würden, daß dergleichen in der ganzen weiten Welt auch bei Heiden und Barbaren nie erhört gewesen. Die Pflicht des Königs sei, für seinen niedrigsten Unterthan zu sorgen, wie für den vornehmsten: so fordere er denn, daß die Ritter- und Landschaft von einem solchen Verfahren abstehen, und ihren Bauern nicht mehr Last auflegen sollten, als die in Polen und Littauen trügen." Sechs Tage nach jener Erklärung starb König Stephan 1586 und mit ihm die Hoffnung der Freiheit. Die schwedischen Monarchen waren für die unterdrückten Völker holde Gestirne, denn daheim kannten sie nur freie und glückliche Bauern. Gustav Adolph stiftete ein Gymnasium, an welchem auch Bauernkinder Theil nehmen sollten, nahm dem Adel die peinliche Gerichtsbarkeit über die Bauern, und gab diesen das Recht ihre Herren zu verklagen. Mit seinem Fall bei Lützen fiel auch

die Sache der Freiheit in tiefen Schlaf. König Karl XI. sagte 1681 geradezu, er wolle „die elende Sklaverei und Leibeigenschaft, worunter so viele Christen seufzen müßten, abschaffen." Der Adel antwortete, „König Stephan habe auch Kirchen und Schulen für die Bauern erbauen wollen (eine Lüge!), aber diese hätten sich aus allen Kräften dawider gesetzt und darum angehalten, daß sie bei ihren rauhen Sitten und Gesetzen gelassen werden möchten." Karl ließ indessen den Werth der Bauernländerei abschätzen, um darnach die Leistungen zu bestimmen, verbot die Ruthenstrafe und gab der Kronsbauerschaft ein Gesetzbuch. Unter Karl XII. wurde Liefland von Peter dem Großen erobert. Die Pest wüthete weit und breit, viele Herren flohen, manche neue kamen wieder und andere vergrößerten ihren Besitz. Als nun in Kurland Kettlers letzte Nachkommen gestorben waren, da wehte Rußlands Adler mit weitem Fittig dem nachbarlichen Herzogthume Kühlung zu, gab ihm Herzoge und schickte sie auch nach Sibirien. Jetzt ließen die Letten sich einfallen, die ungeheuren Vorrechte des Adels drückend zu finden, und gegen solche Behauptung glaubten sich die deutschen Herren nicht besser schützen zu können, als wenn sie sich dem russischen Zepter unterwürfen. Dieser Beschluß wurde auf dem Landtage 1795 gefaßt, der Adel behielt, was er hatte, und der Bauer, das geborne Lastthier, seufzte fort an seinem Pfluge. Nicht ohne bittern Unwillen kann man die vielen zum Besten der Leibeigenen erlassenen Gesetze und Landtagsbeschlüsse lesen, denn jede neue Anordnung giebt den Beweis, daß alle früheren stillschweigend bei Seite gelegt wurden. Unter der dreißigjährigen Regierung der Katharina wurde viel geredet und unterhandelt, aber für die Freiheit geschah so viel als nichts. Alexanders menschenfreundlicher Sinn war unablässig auf diesen Gegenstand gerichtet und nach Beendigung des Krieges wurde im Jubeljahre 1817 die Freiheit der Esthen proklamirt. Kurland feierte 1818 und Liefland 1820 seine Wiedergeburt. Und wahrlich, es lohnte sich der Mühe, ein „Herr, Gott, Dich loben wir!" zu singen, denn seit dieser Zeit dürfen Letten und Esthen doch nicht mehr vererbt,

verkauft oder verspielt werden; sie können sogar unbewegliches Eigenthum erblich erwerben; sie brauchen nicht mehr Dienste zu leisten als sie für den geliehenen Acker zu leisten freiwillig versprachen und nach Ablauf des Kontrakts steht es ihnen frei, denselben zu erneuern oder nicht. Es ist nicht mehr eine ausgemachte Sache, daß die Ritterschaft Recht über Leben und Tod ihrer Bauern habe, denn diese dürfen nicht anders gestraft werden als nach den Gesetzen und von den Gerichten, deren Mitglieder sie großen Theils selbst wählen. Dank sei es der Aufklärung unsers Jahrhunderts, Dank allen Edeln, welche bereitwillig der Menschheit ewige Rechte anerkannten, Dank den rastlosen Bemühungen des unsterblichen Alexander! *)

Wenn ich es nun versuche von dem gegenwärtigen Zustande Kurlands ein Bild zu entwerfen, so bemerke ich zunächst, daß ich nach bestem Wissen die empfangenen Eindrücke wiedergebe. Wohlwollen und Liebe kam mir überall entgegen und ich fürchte nicht, daß mein Urtheil von ungerechter Kälte geleitet werde. Der geborne Kurländer und wer viele Jahre im Lande lebte, findet meine Umrisse vielleicht zu scharf, meine Farben zu grell, allein die ersten Eindrücke sind bei ihm längst erloschen, er hat sich an den Anblick des Jammers gewöhnt, und was nur Anfang der bessern Zeit ist, preist er schon als Vollendung, nimmt den Buchstaben des Gesetzes schon für Gesetzes Erfüllung. Irren ist menschlich, zumal bei einem Reisebeschreiber, von dem man nie mehr verlangen kann als den aufrichtigen Willen Wahrheit zu berichten.

Die erste merkwürdige Erscheinung bietet uns die Sprache der Bewohner Kurlands. Jahrhunderte lange Knechtschaft hat nicht vermocht, dieses Heiligthum des Volkes zu vertil-

*) Wer die Geschichte ausführlicher lesen will, lese: „Die freien Letten und Esthen. Eine Erinnerungsschrift von Dr. G. Merkel. Riga 1820." Und von demselben Verfasser: „Die Vorzeit Liflands. Ein Denkmal des Pfaffen- und Rittergeistes. Zwei Bände. Berlin 1798."

gen. Die deutschen Ritter hielten es nicht für gut, ihre Muttersprache gegen die lettische einzutauschen, und nicht für zweckmäßig, die Letten im Deutschen oder überhaupt in irgend etwas außer im Gehorsam und vielleicht etwas Landbau zu unterrichten. Die Hauptmasse der Bevölkerung redet Lettisch und versteht kein Wort Deutsch. Die freien Bürger in den Städten und der Adel auf dem Lande redet Deutsch und versteht nur so viel Lettisch, als zum täglichen Gebrauch beim Kommandiren erforderlich ist. Sonderbar! Wer hat denn, was der Adel besitzt, ursprünglich erworben? Klebt nicht an dem alten Ritterschwerte, an der Hundepeitsche des Zuchtmeisters und an allen Schätzen, welche damit erworben sind, der Schweiß und das Blut des Landmanns? Und diesen Unglücklichen verachtet der Adel so sehr, daß er seine Sprache nicht einmal versteht? Er versteht sie aber nicht, denn ihm sind unzählige Wörter unbekannt, welche übersinnliche Gegenstände bezeichnen. Er unterhält die Kirchen, aber weil er die lettische Sprache nicht versteht, besucht er sie nur ein- oder zweimal im Jahre, wo er das heilige Abendmahl genießt und deutsche Predigt halten läßt. Keineswegs läßt sich diese Unkirchlichkeit aus dem rohen Charakter des Adels ableiten, denn jetzt wenigstens sind die meisten Gutsherrn zu wahrhaft gebildet, als daß sie die Weckung ihres religiösen Lebens für überflüssig halten könnten. Will man den Letten nicht noch mehr entziehen, so darf die Anzahl der deutschen Predigten nicht wachsen. In Deutschland bin ich oft gefragt worden, ob das Lettische mit dem Deutschen nicht einige Aehnlichkeit habe. Das ist nicht der Fall. Selbst in der russischen und polnischen Sprache kommen nur wenige dem Lettischen ähnliche Wörter vor. Größere Verwandtschaft haben die Letten auch in der Sprache mit den Finnen, obgleich beide Sprachen wohl noch mehr verschieden sind als die lateinische von ihren Töchtern. Als Probe des Lettischen theile ich den ersten Vers einer Uebersetzung von Luthers: „Eine feste Burg ꝛc.“ mit, wobei in Rücksicht der Aussprache zu merken, daß das lange ſ geschärft wird und bei dem doppelten e das letzte als ein A-Laut nachtönt.

Deews Kungs irr muhsu stipra pils,
Kur behdâs warram twertees:
Augsts paligs, kas muhs ne peewils,
Pee ka mehs warram kertees.
Tas breesmigs eenaidneeks,
Kam grehku darriht preeks,
Tas gahda nakt' un deen',
Us launu wiltu ween;
Kas warr preekſch winnja glahbtees?

Die lettiſche Sprache wird in Kurland und Liefland geredet. Bei Walk zwiſchen Riga und Dorpat iſt die Scheide der Letten und Eſthen. Der Dialekt der Liefländer zieht das E dem A häufig vor. Unter den lettiſchen Mundarten ſoll die bei Doblén und Grünhoff einige Meilen von Mitau die gebildetſte ſein. Bei einem Volke, welches bis auf die neueſten Zeiten in knechtiſcher Unwiſſenheit gehalten weder leſen noch ſchreiben lernte, und deſſen Herren eine fremde Sprache redeten, kann die Literatur unmöglich von Bedeutung ſein. Außer den Geiſtlichen, welche ſämmtlich deutſcher Abkunft ſind, giebt es wohl nur wenige der lettiſchen Sprache vollkommen kundige Privatleute. Möchten ſie doch, was ſich von Sagen und Dichtungen der Letten durch Tradition erhalten hat, dem Volke ſorgfältig aufbewahren, damit ſich einſt die freie Nachkommenſchaft der Vorfahren erinnere, wie wir mit Freude des ſchweren Morgentraumes gedenken. Probſt Stender machte vor langen Jahren den Anfang in der lettiſchen Sprachforſchung, aber wie wenige finden ſich veranlaßt zur Tilgung der bedeutenden Druckkoſten eines verbeſſerten Lexikons beizutragen! Eine lettiſche Zeitung und wenige ganz unbedeutende Volksſchriften ſind das Einzige, was von einigen Gutsbeſitzern angeſchafft und den paar ihnen untergebenen Leſern mitgetheilt wird.

Der Lette iſt in der Tiefe ſeines Herzens nicht bösartig, ſondern gottesfürchtig und gut. Man hat mir indeſſen verſichert, daß er bei ſtiller Unterwürfigkeit gegen ſeine Gutsherrn wie gegen alle Deutſche als ſeine Unterdrücker einen heimlichen unauslöſchlichen Haß im Herzen trage. Wer will ihn verdammen? Man behandelt ihn ja als habe er nur

Hände und keinen Kopf. Die lange Knechtschaft hat ihm den Muth gebrochen und des Geistes Himmelsflamme gedämpft, aber in seiner Muttersprache wird der giftige Haß gegen die Fremdlinge fortleben und die völlige Befreiung fordern, wenn sie ihm nicht freiwillig zugestanden wird. An Ehrfurcht gegen jeden Nichtletten ist er bisher so sehr gewöhnt, daß ihm schon deshalb ein Mordgedanke nicht leicht in den Sinn kommt. Inzwischen traf es sich, daß in dem langen Winter 18$\frac{29}{30}$ ein junger Jurist aus den Rheingegenden allein eine Fußreise durch Kurland machte. Unvorsichtig genug zählte er öffentlich in einem Kruge seine Baarschaft, ging Nachmittags weiter, ward im Walde angefallen, seines Geldes beraubt und durch einige Kopfwunden so betäubt, daß er besinnungslos die Nacht hindurch bei einer Kälte von zwanzig Grad liegen blieb. Am andern Morgen fand man ihn, eine adelige Familie pflegte sein aufs Beste, er genas und fand überall im Lande eine so herzliche Theilnahme, daß er in Kurland zu bleiben sich entschloß. So weit die wahre Geschichte. Ließe man ihn durch ein Edelfräulein verpflegen, welche seine Geliebte und Gattin würde, so wäre ein kleiner Roman fertig.

Um das geistige Leben der Letten steht es kläglich, und die Gründe davon liegen nicht fern. In einer Gesellschaft adeliger Herren war von der Unwissenheit eines Untergebenen die Rede, und ich fragte unbefangen, ob denn hier kein Dorfschulmeister sei? Man schwieg und ich fuhr fort: oder wohnt der Schulmeister etwa so weit, daß der Mensch nicht zur Schule gehen konnte? Man schwieg abermals. Es konnte oder mochte niemand auf die deutsche Frage antworten. An dem sonderbaren Schweigen der Leute, wobei der Eine lächelte, der Andere etwas verlegen wurde, merkte ich bald, daß ich auf diesem fremdartigen Boden nicht weiter zu forschen habe, und indem ich still darüber nachdachte, fiel es mir auf, daß ich bisher gar nichts Schulähnliches in Kurland gesehen hatte. Das Gespräch wandte sich auf andere Dinge und später erfuhr ich Folgendes. In Kurland existiren äußerst wenige lettische Volksschulen, und die wenigen

werden in der Regel schlecht unterstützt. Hin und wieder lernen einige Kinder bei dem deutschen Krüger lesen. Vor der Konfirmation gehen sie nur auf wenige Stunden zum Prediger, welcher sich mit ihnen über religiöse Gegenstände unterhält. Er muß zufrieden sein, wenn sie die Hauptstücke des Katechismus auswendig wissen, was sie von den Eltern oder wandernden Lehrern lernen und oft schlecht genug leisten. Manche Prediger sind in neuerer Zeit so streng geworden, daß sie eine Braut nicht eher trauen wollen, bis sie lesen gelernt hat, denn mit Recht glauben sie, daß die Mutter ihren Kindern beibringen werde, was sie selbst versteht. Doch hält man dies Verfahren bis jetzt für zu streng und unausführbar. Andere Prediger sind der Meinung, daß, wenn sich das Alter bessern solle, man immer zuerst mit der Jugend anfangen müsse. Sie treffen den Nagel auf den Kopf und streben unermüdet nach Verbesserung des Landschulwesens. Siehe da tritt der schwarze Geist der Finsterniß hervor und spricht in Person einiger Gutsherrn unumwunden: „Schulbildung ist bei unsern Leuten überflüssig.“ Sollte man nicht glauben, diese Herren hätten ein Jahrhundert verschlafen, und kämen nun mit ihrer Weisheit zu spät? Wir kennen eure lügenhaften Reden wohl, die nur auf Eigennutz und Herrschsucht hinaus laufen. Wir wissen wohl, daß über dumme Menschen leicht zu regieren ist. Haben erst alle Letten lesen und denken gelernt, dann wird das Bewußtsein ihrer Menschenrechte lebendiger in ihnen werden, dann werden sie ja vernehmen, was jenseits ihrer Grenzen vorgeht. Nun aber sitzen die Armen in tiefem Frieden da, wie Blinde und Taube mitten in einer Zeit, welche es ihnen vernehmlicher als irgend eine erklären könnte, daß Jahrhunderte langes Unrecht auf keine Minute zum Rechte werden kann. Das Recht der ungehinderten Vervollkommnung ist ein unverjährbares und unveräußerliches Urrecht der Menschheit. Doch trösten wir uns, dieses Recht wird in Kurland nicht überall verkannt und verhöhnt. Einige Prediger haben es schon so weit gebracht, daß alle Kinder, welche nicht zu Hause von ihren Angehörigen unterrichtet

werden, im zwölften und dreizehnten Jahre, jedoch nur während des Winters, eine Art Schule besuchen, welche der Küster, Organist oder Vorsänger hält. Die Kleinen wohnen alsdann beim Küster und bringen Sonntag Abends oder Montag Morgens den Mundvorrath mit, wovon sie bis zum Sonnabend leben. Der Küster unterrichtet sie im Lesen, Singen, Schreiben und Rechnen der vier Species, nimmt Luthers kleinen Katechismus mit ihnen durch, und läßt sie Bibelsprüche und Liederverse lernen. Während der folgenden zwei Winter besuchen sie den Prediger, und werden im funfzehnten Jahre konfirmirt. Vortreffliche Gutsherrn besolden den Küster, und geben Bücher, Rechentafeln und Schreibmaterial her. Solche Herren sind die Juwelen Kurlands, holde Genien für ihre weite Umgebung. Mit einiger Wahrscheinlichkeit läßt sich wohl annehmen, daß gegenwärtig beinahe die Hälfte der lettischen Jugend lesen und ein Viertel schreiben lernt.

Alle Nichtleser haben ein gutes Gedächtniß und die Letten singen die meisten Kirchenlieder, sobald sie nur den Anfang hören. Kaum die Hälfte aller Landkirchen hat Orgeln. Ist keine vorhanden, so tritt irgend ein Mann aus der Gemeinde, welcher lesen und singen kann, beim Gottesdienste in rothgrauer Kleidung auf eine Erhöhung des Chors und macht den Vorsänger. Das Vater Unser, die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls und dergleichen häufig wiederkehrende Formeln sprechen alle Gemeindeglieder laut mit, und verursachen dadurch ein verworrenes unangenehmes Gemurmel, wobei sie übrigens nach ihrer Art sehr andächtig sind. Selbst den Segenswunsch des Predigers begleitet die Gemeinde mit demselben Gemurmel. Viele Kirchengebäude in Kurland bedürfen einer würdigen Ausschmückung, doch sah ich sie nirgends so verfallen wie im deutschen Vaterlande, wo mir eine Landkirche bekannt ist, welche durch Decke und Dach das Licht des Himmels auf die Andächtigen fallen läßt. Hat von ihr der heilige Vater Kunde erhalten, so wundert es mich nicht, wenn er in einer Bulle das tiefste Elend beklagt, in welchem sich die vormals glänzenden Kir-

chen Deutschlands befänden. Eine Landkirche habe ich in Kurland gesehen, welche sich alle deutsche Baumeister zum Vorbilde nehmen könnten, wie alle deutsche Patrone den Geist dessen, der sie bauen ließ, des Grafen Medem. Die Kirchspiele Kurlands haben vier, sechs und mehr Meilen im Umfange, und die Andächtigen kommen zur Kirche mit Weib und Kind auf ihren Pferdchen im vollen Trabe geritten oder gefahren. Im Sommer binden sie die Pferde an einen Zaun, im Winter bringt man sie in den Stall des nahen Kirchenkruges. Diese Ställe heißen im Lettischen Steddele, woraus die Deutschen das Wort Stadolle gemacht haben. In der Nähe jeder Kirche muß ein Krug sein, theils um daselbst Pferde und Wagen der Andächtigen unterzubringen, theils um die Menschen nach der geistigen Speise auch mit geistigem Trank zu erquicken. Nur wer ganz nahe bei der Kirche wohnt, geht zu Fuße dahin. Die Frauen tragen am Sonntage dunkelfarbene Gewänder und hüllen den Kopf in weiße Tücher ein. Die Feierkleider der Männer sind lange, wollene rothgraue Röcke. Auf dem Wege zur Kirche tragen alle Fußgänger die Schuhe in der Hand, in der Kirche aber erscheinen sie beschuht. Eine Art Sandalen oder lederne Sohlen, Pasteln genannt, sind die gewöhnliche Fußbedeckung der Letten. Am Rande mit Löchern versehen, werden sie mit Bindfäden über dem Fuße und um die Knöchel zusammen geschnürt. Nur die wohlhabendsten Leute und die Waggar (Aufseher auf den Höfen) tragen Stiefeln. In den Gegenden an der Düna und weiter nach Norden umwickelt man die Füße mit Tüchern und trägt keine Strümpfe wie in Kurland, sondern Bastschuhe oder von Holz geflochtene Wihsas.

Jährlich einmal, gewöhnlich im Winter bei Schnee und hellem Froste, besucht der Pastor seine weit zerstreute Heerde. Da lernt er die Wünsche und Bedürfnisse Aller kennen, erkundigt sich, ob die Kinder lesen lernen, stellt eine Prüfung an, bringt kleine Bücher mit und ermuntert zum Fleiße. Furcht vor dem Examen treibt die Kleinen, wenn sie den Pastor kommen sehen, bisweilen unter das Bette

oder in den Kamin. Beim Abschiede erhält der Pastor Würste, Schinken, Eier u. dgl. und kommt Abends schwer beladen nach Hause. Das heißt die Gebêtfahrt, könnte eben so gut auch die Gêbetfahrt heißen. In Kurland giebt es nur 12 katholische Pastorate, dagegen 99 lutherische Prediger mit 189 Kirchen. Die Durchschnittssumme der Predigerbesoldungen beträgt ungefähr 730 Rubel Silber. In der Nähe der Predigerwohnung liegen die Pfarrländereien und die Wohnungen der dazu gehörigen Gesinde oder dienstbaren Familien. Alle diese Häuser, Scheunen, Ställe, Kirchen und Kirchenkrüge, wie alle Länderei derselben ist im Allgemeinen Eigenthum der Gutsherren. Sie weisen dem Pastor Einkünfte, Land und Leute an, sie bauen Kirchen und Pastorate ganz nach Gefallen, wie sie gerade Sinn dafür haben oder nicht haben, wie sie gerade mit dem Prediger in gutem oder schlechtem Vernehmen stehen. Der Pastor hat über das Alles geschriebenes Recht in Händen, die Gesinde dagegen haben in den Händen nur die Kraft, alles pflichtschuldigst zu thun und zu leisten. Die Verpflichtungen der Gesinde lauten in den schriftlichen Urkunden ungefähr folgender Maßen: „dafür, daß die Gesinde eine gewisse Anzahl von Aeckern, Wiesen ꝛc. benutzen, machen sie sich verbindlich, alle zu den Ackerländereien des Pfarrers erforderliche Arbeiten, das Pflügen, Eggen, Säen, Mähen, Schneiden, Heumachen und Einfahren zu besorgen. Es versteht sich von selbst, daß die Arbeiten des geistlichen Herrn denen der Gesinde immer vorgehen. Es wird den Arbeitern dafür nichts bezahlt, und für die Befriedigung ihres Hungers und Durstes während der Arbeit müssen sie selbst sorgen. Das Dreschen und Reinigen der Früchte besorgen die Gesinde ebenfalls. Im Winter leisten sie wöchentlich einige Fuhren, um Getreide, Flachs u. dgl. nach der Stadt zu schaffen, wobei sie für Wagen, Pferde und alle Zehrungskosten selbst Sorge tragen. Sollten diese bestimmt angegebenen Fuhren nicht hinreichen, so müssen noch so viele geleistet werden als zum Wegschaffen der Sachen nothwendig sind. Für die Gartenarbeit müssen vom Frühjahr bis zum Herbst täglich zwei Männer und eben so viele

Weiber gestellt werden. Auf dem Hofe hat sich das ganze Jahr hindurch ein Mann einzufinden, um dem Waggar bei allen vorkommenden Arbeiten dienstreiche Hand zu leisten. Im Hause des Predigers findet sich täglich eine Frau ein, um beim Waschen, in Küche und Keller und überall, wo man ihrer bedarf, zu helfen. Beide letztgenannten Personen bekommen dafür — wie außerordentlich gütig! — an diesen Tagen vom Pastor Essen und Trinken. Wenn an den Pfarrgebäuden etwas zu bauen und zu bessern ist, so müssen die Gesinde dabei Handlanger stellen, und die erforderlichen Materialien, z. B. das Holz aus der herrschaftlichen Forst, den Kalk zehn Meilen weit und weiter herbei fahren. Das Brennholz des Predigers ist von den Gesinden zur gehörigen Zeit zu hauen, der Torf zu stechen, beides einzufahren und das Holz zu spalten. Im Winter müssen die Gesinde für den Pastor eine bestimmte Anzahl Körbe flechten, Pflüge, Eggen, Schaufeln, Harken, Hacken und andere Geräthschaften ausbessern oder neu anfertigen, so daß im Sommer hinreichender Vorrath vorhanden ist." — Auf diese Art wird in einer unendlichen Reihe von Paragraphen mit genauer Angabe aller nur gedenkbaren Arbeiten und Verpflichtungen fortgefahren. Arbeiter, Tage, Fuhren, alles wird anfangs in bestimmten Zahlen angegeben, hinterher aber kommt stets der teuflisch vorsichtige Schlußsatz: „Sollte das Angegebene nicht hinreichen, so ist noch so viel zu leisten als vom Pastor für nothwendig erachtet wird." Warum man sich überhaupt die Mühe gegeben hat, dies schriftlich und so außerordentlich sorgfältig aufzusetzen, weiß ich nicht, denn die Letten müssen einmal alles thun, was nöthig ist, oder was der Pastor für nöthig hält. Er braucht auf seine Kosten weder Pferde noch Menschen zu halten. Hält er Pferde, so geschieht es zum Vergnügen oder zur Bequemlichkeit, und verursacht keine Kosten, denn hinreichenden Hafer erntet er, und die Littauer nehmen mit schlechter Weide vorlieb. Der Waggar ist einer von den Familienvätern der Dienstleute, und freut sich seines Ehrenpostens nicht wenig. Wenn einige Brosamen von des Herren Tische fallen, so fallen sie ihm wahrscheinlich am ersten zu. Ist

der Waggar ein treuer und erfahrener Mann, so braucht sich der Pastor um den Ackerbau wenig zu kümmern, läßt sich den Zustand der Dinge berichten, ertheilt nur die Befehle, bleibt gemächlich daheim, studirt nach Belieben oder schlägt die Arme unter, öffnet die Börse, um sie zu füllen und legt ein Beutelchen zum andern. Sollten sich einmal Widerspenstige unter den Arbeitern finden, und der Waggar könnte sie nicht im Zaume halten, so wird die Sache nur dem nahen Gutsherrn angezeigt, und sein Interesse erfordert es, den Geist des unbedingten Gehorsams aufrecht zu erhalten und alles durch einfache Procedur ins vorige Gleise zu bringen. Sind aber die Gesinde allen Verpflichtungen gegen den Pastor treulich nachgekommen, dann und nur erst dann können, dann müssen sie den eigenen Acker und Haushalt besorgen, damit sie doch ja ihr eigenes Brod essen. Rühmliches Lob verdienen noch die lettischen Weiber, welche, während die Männer draußen sich abschinden, zu Hause sparen, kochen und sich alles entziehen, um nur ihre Männer zu pflegen und ihnen reichlich mitzugeben, wenn sie wieder ins Joch gehen. — — — Ach, du lieber Himmel! wie kann doch ein Prediger der Gerechtigkeit, wie kann ein Apostel der Liebe solche schnöde Unterwürfigkeit vernünftiger Geschöpfe ansehen, ohne von innerlichem Jammer zerrissen zu werden! Die Gewohnheit macht den Stachel des Elends stumpf, und der Sklave singt auf der Ruderbank. Viele Prediger haben es von Jugend auf nicht besser gesehen, andere beklagen den Jammer und werden nicht muthlos im Amte, weil sie gerade hier viel trösten, helfen und erleichtern können. Sie lassen bisweilen ihre Dienstleute zu Hause und nehmen statt derselben Tagelöhner an, um ihnen einigen Verdienst zu geben und sie nach und nach vorzubereiten auf einen bessern Zustand. Wenn aber die Gutsherrschaft solches erfährt, dann kommt sie mit dem gewöhnlichen Grundsatze großer Herren angezogen: Man muß seine Leute nicht verwöhnen! O der barbarischen Klugheit, o des namenlosen Elends! Aber werdet nur nicht müde, ihr Engel der gedrückten Menschheit, harret nur aus, arme Letten, es wird auch für euch die

Stunde der Erlösung schlagen. Sintemal die Kreatur preisgegeben ist dem Elend, nicht freiwillig, sondern durch den, welcher sie unterworfen hat mit der Hoffnung, daß auch sie befreit werden soll von der verderblichen Knechtschaft zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Wir wissen nämlich, daß die ganze Kreatur seufzt und in Wehen liegt bis diesen Augenblick.

Wie das Gesindewesen beim Pastor im Kleinen Statt findet, so bei dem Gutsherrn im Großen. Ueberall im Lande wohnen die Menschen zerstreut, drei, vier und mehre Familien beisammen, und eine herrschaftliche Scheune in der Nähe, etwa nach Art unserer deutschen Vorwerke. Es würde viel Zeit kosten, wenn die Arbeiter täglich vom Gute nach den entferntesten Aeckern gingen, darum wohnen sie an dem Platze, welchen sie bauen, darum giebt es in Kurland keine Dörfer, und diese Zerstreuung der Menschen muß die innere Kraft der Gesammtheit nothwendig zersplittern, Schulen, Bildung und alle Vortheile des gesellschaftlichen Lebens, aber auch jede Empörung unmöglich machen. Der Herr giebt den Leuten weder Kost noch Taglohn, sondern weist jedem zum Bedarf einige Aecker an. Wirke so lange es Tag ist — lautet der Wahlspruch für die Letten, und vom frühen Morgen bis zum späten Abend sind sie im Dienste der Gutsherrschaft, Männer, Weiber, Kinder, so viele und so lange man ihrer bedarf. Sie haben sich freiwillig dazu verpflichtet, — etwa so, wie man sich im Königreich Westphalen zu den freiwilligen Anleihen verstand — und ihre Verpflichtungen lauten bei aller anscheinenden Bestimmtheit zu Gunsten der Herren doch sehr unbestimmt. Sie brauchen den Kontrakt, wenn er abgelaufen ist, nicht zu erneuern, aber wohin sollen sie sich wenden, das Land dürfen sie nicht verlassen, und müssen sie nicht fürchten, daß der neue Herr noch schlimmer ist als der alte? Bisher durften sie nur im Kirchspiel, von 1832 an auch in der Oberhauptmannschaft, später in ganz Kurland eine andere Stelle suchen, und wenn dereinst Kurland 200,000 lettische männliche Individuen zählt, dann dürfen sie mit Regierungspässen versehen sich in jeder andern russi-

schen Provinz niederlassen. Vom Auslande ist nicht die Rede. Da aber Kurland offenbar eine der gebildetsten, freiesten und fruchtbarsten Provinzen des Reichs ist, so wird die Auswanderungslust die Letten schwerlich anwandeln und sie bleiben lieber, wo sie sind. Wer tritt gern aus dem Regen unter die Traufe? Doch wir kehren zu ihren Beschäftigungen zurück. Haben sie die kontraktmäßige Herrenarbeit gethan, dann können sie auf den ihnen angewiesenen Aeckern versuchen, ob noch etwas Mark in den Knochen blieb, und der kluge Oekonom hält sie streng dazu an, denn wenn es ihnen ja an Brod mangelt, so ist er durch einen Ukas verpflichtet auszuhelfen. An harte Vormundschaft gewöhnt, konnten die Letten das Eintheilen ihres Vorrathes nicht lernen, lebten nach vollbrachter Ernte flott darauf los, und hielten nur, was sie verzehrten, für eine sichere Frucht der Arbeit, weil allen übrigen Besitz der habsüchtige Herr in jedem Augenblicke ihnen nehmen durfte. Mit dem Winter war gewöhnlich auch der Ernteſegen zu Ende, nun mußte der Herr seine Vorrathskammer aufthun, er öffnete sie nicht sehr weit und deshalb nennen die Letten noch jetzt den Frühling baddu laiks, die Hungerzeit. Man hat es neuerdings zweckmäßig gefunden auf den Gütern Magazine anzulegen, in welche jeder Lette nach der Ernte eine bestimmte Menge Getreide liefert, um es in kleinern Quantitäten in der baddu laiks wieder zu bekommen. Daß die Letten langsam und träge bei jeder Arbeit sind, daß sie während derselben möglichst lange Pausen machen, nun das bedarf keiner Versicherung. Wenn schon der freie Bauer über Verbesserung seiner Wirthschaft oft gar wenig nachdenkt, wie viel weniger die armen Letten, denen die Schwungfedern des geistigen Lebens so fortwährend ausgerupft, denen die Blutstropfen so unaufhörlich abgezapft werden. Es ist schlimm aber durch langen Druck erklärbar, daß sich der Lette selten oder nie zu der Höhe des Gedankens erhebt, sein Herr sei von Natur kein anderes Geschöpf als er. Wo der Herr geht oder steht, eilt der Lette zu ihm heran und je näher er dem deutschen Großmogul kommt, desto mehr senkt sich das Haupt des

Erdensohnes vor dem Erdensohne, der Edelmann hält Hand oder Rockärmel mit grandioser Seelenruhe hin, der Lette küßt sie schweigend, und rückwärts wie ein Krebs, demüthig wie ein Herrenhuter geht er wieder an seine Arbeit. Der Pastor wird zeenigs mahzitais, gnädiger Lehrer, angeredet und sein Handschuh an einem Tage gar oft geküßt. Das alles ist Gewohnheit, aber soll man den Elenden nicht bedauren, obgleich er an sein Elend gewöhnt ist? Dann ist auch der Blindgeborne und der Taubstumme nicht zu beklagen, und die Regierungen handeln sehr einfältig, wenn sie mit vielen Kosten Blinden- und Taubstummeninstitute anlegen, oder wenn sie den Sklavenhandel abschaffen. In Kurland glaubt man, alle Schafe müßten wenigstens zweimal im Jahre geschoren werden, und die Schafe zucken wohl beim Scheren, wenn das Fell getroffen wird, aber im Ganzen halten sie doch still. Man nennt die Letten Bauern, und mit Recht, denn sie bauen den Acker, wenn sie aber in neueren Geographien freie Bauern heißen, so finde ich den Ausdruck zu voreilig, denn bis jetzt haben sie es viel zu schlecht, um freie Bauern, und etwas zu gut, um Leibeigene genannt zu werden.

Nach dem Bisherigen möchte der kurländische Adel in den Augen des Lesers als eine Horde deutscher Barbaren erscheinen. Dies Urtheil muß berichtigt werden. Zwar giebt es, wie in jeder Menschenklasse, auch hier Rohe und Ungebildete, im Allgemeinen aber ist unter den kurländischen Edelleuten mehr Kenntniß und freiere Bildung verbreitet als unter den deutschen. Meine hochwohlgeborenen Herren Landsleute werden sich darüber wundern, aber der Wahrheit die Ehre! Außer der deutschen Muttersprache, welche hier so rein und lieblich tönt wie in wenigen Gegenden unsers Vaterlandes, und dem wenig Lettischen reden sie fertig Französisch, besitzen ausgesuchte Bibliotheken, und obschon es etwas schwer hält, Bücher zu bekommen, lesen sie doch die neuesten Erzeugnisse und die vorzüglichsten Zeitschriften des Auslands. Ackerwirthschaft verstehen sie gründlich und mancher aufgeblasene deutsche Landwirth glaubt schwerlich, wie

unendlich viel er jenseits der Memel noch lernen könnte. Selbst in den neuesten Zeiten haben sie sich nicht nach Petersburg und Moskau gewandt, um da quid juris zu lernen — das ließe sich wohl nirgends schlechter lernen — sondern aus Deutschland haben sie gelehrte Kenntnisse, vom Genfersee und aus Paris französische Sprache und feine Sitte, aus der Schweiz den Sinn für schöne Natur, aus Italien Meisterwerke der Maler- und Bildhauerkunst mitgebracht. Ihre Wohnungen sind kleinen Palästen ähnlich, massiv, der Stürme wegen nicht hoch gebaut, und im Innern so vortrefflich eingerichtet, daß mancher deutsche Prinz gern sein Lustschloß gegen einen kurländischen Landsitz vertauschen würde. Ihr häusliches Leben zeigt eine Vermählung des einfach stillen Landes mit der feinsten großstädtischen Lebensweise. Gastfreiheit ist ein natürliches Gemeingut aller Nordländer, in Kurland aber ziehen die Edelleute von einem Hofe zum andern, verweilen auf jedem mehrere Tage und nachdem sie die Runde gemacht, stehen auch ihre Thüren allen Besuchenden offen. Da wird dann von der lieben Jugendzeit geredet, die Väter erzählen ihre ritterlichen Zweikämpfe, sehen es gar nicht ungern, wenn der Sohn von der Universität einige Gedankenstriche im Gesichte mitbringt, und freuen sich, daß die kampflustige Kuronia ihren Namen in Ehren hält. Von einem leeren Ahnenstolze, welcher ohne Kenntnisse und ohne eigenes Verdienst nur mit den Thaten seiner Urgroßväter prahlt, wissen die kurländischen Edelleute durchaus nichts, und es wäre zu wünschen, daß man einige junge Herren Deutschlands zur Erziehung und Ablegung gewisser Vorurtheile nach Kurland schickte, damit sie künftig nicht in aller Welt verschrieen wären. Ein großer Theil dieses Lobes fällt indessen auf die Verhältnisse Kurlands. Die Güter sind groß, haben zwei, sechs, ja zehn Meilen im Umfange, und jedes nächste ist einige Meilen entfernt. Der gebildeten Prediger sind wenige, und gebildete Aerzte noch seltener. Die nächste kleine Stadt, große giebt's nicht, ist viele Meilen entfernt. Wenn nun die wenigen Gebildeten zusammen kommen, so müßte es sonderbar zugehen,

wenn sie dann ihre Zeit mit Aufzählung der Ahnen oder mit dem Vorzeigen der alten Pergamente hinbringen wollten. Der Stolz kann überhaupt nur da genährt werden, wo der Niedere gewisse Vorrechte des Höhern in weitere Ueberlegung und in Zweifel zieht, dieses ist aber in Kurland unmöglich, wo jeder Deutsche ein geborner Freiherr und jeder Lette ein anerkannter — Leibeigener kann man nicht mehr sagen — Unterthan ist. Seit Kurland zum russischen Reiche gehört, trägt noch etwas anderes zu der Unmöglichkeit des Adelstolzes bei. Alle Bürger des Kaiserreichs sind in vierzehn Klassen getheilt, nach militairischen Rangstufen geordnet, alle vierzehn frei von Körperstrafen und die acht obern machen den Adel aus. Wer sich durch Verdienst zu einer dieser acht Rangstuffen empor arbeitet, bekommt einen Tschinn oder Dienstadel und genießt fast alle Vorrechte des Erbadels. Der Minister steht dem Feldmarschall, der Geheimrath dem Generallieutenant, der Hofrath dem Obristlieutenant, der Auditor dem Lieutenant gleich. Die Tschinns sollen eingeschränkt werden, aber in ganz Rußland wird Adelstolz auch künftig etwas Unerhörtes sein. Doch was hilft mir alles, spricht vielleicht der Leser, was sich Rühmliches dem kurländischen Adel nachsagen läßt, wenn er die Leibeigenschaft nicht aufhebt, die doch in Wahrheit noch immer fortbesteht. Ist denn in neuester Zeit für die gute Sache nichts geschehen? Man höre:

Die Edelleute Kurlands besuchten auf ihren Reisen Thaer in Möglin, Fellenberg in Hofwyl, lernten deutsche Ackerwirthschaft kennen, überzeugten sich durch den Augenschein, daß ein freier Taglöhner eben so viel als zwei Letten arbeitet und heimkehrend machten sie den Versuch, einige ihrer Leute in völlige Freiheit zu setzen. Diese aber, nicht kennend und benutzend die Himmelsgabe, hörten nicht mehr des Zuchtmeisters drohendes Wort, fühlten nicht mehr seiner Peitsche Schlag. Statt rüstig sich zu regen, zu ackern und zu säen, legten sie sich hinter den Ofen auf die Bärenhaut. Das Feld wollte sich nicht selbst bestellen, der Acker nicht ohne den Schweiß des Arbeiters Brod bringen. Da kam

der holde Frühling, für sie die Zeit der schweren Noth, und nach allgewohnter Weise gingen sie zum Gutsherrn, um sich Brod zu erbitten, aber die große Klete (Kornhaus) des Herrn war jetzt verschlossen. Da wurde ein Kind gefährlich krank, und man bedeutete ihnen, daß sie jetzt selbst für Arzt und Arzenei zu sorgen hätten. Früher keine Sorge; jetzt so drückende — das dünkte ihnen unerträglich. Sie baten, flehten, man möchte sie doch nur zurückkehren lassen in den vorigen Zustand, sie wollten nimmer freie Bauern werden. Der Gutsherr war gütig genug, sie wieder aufzunehmen in die Vormundschaft, und es blieb beim Alten. Und dennoch ist und bleibt die Freiheit, wie Jacobi sagt, der Tugend alleinige Wurzel, ein hohes Wesen, wie die Gottheit verborgen und zudringlich wie die Gottheit. Allein durch Freiheit fühlt sich der Mensch als Mensch; durch sie allein ist Selbstachtung und Zuversicht, Wort und Glaube, Friede, Freundschaft, feste Treue möglich. Besser leuchten allerdings dem Erdensohne Tyrannei und Knechtschaft ein. Der Lust will er dienen und will sich scheuen vor dem Schmerz. Er entsetzt sich vor dem Wesen der Freiheit, welches ist zu herrschen über Begierde und Abscheu, und aus der Seele zu vertilgen, was nicht unvergänglich ist.

Es ist unendlich vieles in Kurland seit wenigen Jahren verbessert auf Anregung des Kaisers und, was die Hauptsache ist, mit Willen des Adels. Das Unkraut wuchert schnell, alles Gute geht langsamen Schrittes vorwärts, und Gott sei Dank! kein Sterblicher vermag den Schritt zu hemmen. Sehen wir indessen nur nicht zu mitleidig stolz auf Kurland herab und erinnern uns, daß in Mecklenburg die Leibeigenschaft auch erst 1820 gesetzlich aufgehoben ist, und daß in andern deutschen Ländern bis diese Stunde manches der Leibeigenschaft sehr nah Verwandte blieb. Recht und Gerechtigkeit wird in Kurland mehr und mehr geliebt. Schon in früherer Zeit waren auf allen Gütern Teesneeks, Vorsitzer der Bauerngerichte, welche jedoch nur über Kleinigkeiten entschieden. Den Namen Teesneeks übersetzt man allgemein und sonderbar genug durch Rechtsfinder. Freilich

die Menschenrechte braucht man nicht erst lange zu suchen, sondern findet sie in jeder Menschenvernunft, allein von Naturrechtsfindern ist hier nicht die Rede. Ein solcher könnte jeder Lette selbst sein, obgleich auf keiner russischen Universität Vorlesungen über das Naturrecht gehalten werden, vielleicht weil jeder russische Unterthan als solcher schon genug Veranlassung findet über die allgemeinen Vernunft- und Menschenrechte nachzudenken. Jetzt sind unter den Letten auch Gemeindegerichte eingeführt, welche stets mehre Güter umfassen, bei denen außer einem deutschen Assessor Letten als Richter angestellt sind, und von denen an den Generalgouverneur appellirt wird. Viele Gutsbesitzer zahlen aus eigener Tasche das Kopfgeld für ihre Leute, weil diese rechtlicher Weise oft kein Geld haben können, und unrechtlicher Weise es nicht haben sollen. Viele Gutsbesitzer haben sich früher mit baarem Gelde die Rechte über Land und Leute erkauft. Ob sich Menschenseelen rechtlicher Weise kaufen und verkaufen lassen — das ist eine andere Frage — genug es war unter dem Schutze und der Bürgschaft des Staates geschehen, und es frage doch jeder seinen Eigennutz, ob er sich das Gekaufte bereitwillig nehmen läßt. Den Acker, auf welchen die Letten ursprünglich doch wohl die meisten Ansprüche hatten, haben die Herren behalten, aber die ihnen als Sachen zugehörenden Menschen haben sie frei gegeben, manche mit rechter Liebe und Lust, viele von Einsicht und Menschlichkeit geleitet, andere durch kaiserliche Worte aufgemuntert, einige um ihre Habsucht und Unvernunft nicht zu schmählich an den Pranger zu stellen. Mag die Triebfeder sein, welche sie will, der erste große Schritt zur Freiheit ist gethan, aber auch nur der erste. Soll es besser werden, und zwar, wie wir von Herzen wünschen, auf dem Wege des Friedens und der Ordnung, so reicht die papierne Freiheit nicht hin, sondern die Menschen müssen etwas haben und besitzen. Es muß ihnen ein Grundstück verkauft oder geschenkt werden, dessen vollen Ertrag sie genießen, welches sie vererben können auf Kind und Kindeskind, und welches sie nicht jährlich durch doppelte Arbeit zu erkaufen brauchen.

Der Schweiß des Bauern darf nicht ohne Lohn Wochen lang auf den Acker des Edelmanns fallen. Die Gutsherrschaft muß zu denen, welche sie auf solche Art frei machen will, die fleißigsten und besten ihrer Leute wählen, und über sie noch längere Zeit eine väterliche Aufsicht führen. Richtige Leitung thut gerade am meisten Noth, wenn der Mensch seiner Mündigkeit sich nähert. Wer nicht Bauer würde, wäre Taglöhner. An Arbeitern könnte es dem Gute nicht fehlen. Fast allenthalben wo jetzt einige Gesinde wohnen, könnte sich ein ganzes Dorf bilden, und der Boden ist fruchtbar, der Raum groß genug dazu. Nur eins ist vor allen Dingen nöthig, ein menschenfreundliches Herz, welches fern von Eigennutz und Selbstsucht mit Aufopferung, Weisheit und mildem Ernst die gute Sache fördert, allein solche Gesinnungen lassen sich von einer Gesammtheit nicht auf einmal erwarten und wir wundern uns nicht, wenn der Adel mißtrauisch und argwöhnisch bei Allem ist, was seine Rechte und Privilegien zu schmälern droht. Zwar wird bei jenem Verfahren der Grundbesitz der Güter verkleinert, aber es verschwinden auch die mit elendem Buschwerk bewachsenen Plätze, Entwässerungsgräben vermindern die Sümpfe und der kleinere besser bebaute Raum wird eben so einträglich werden als jetzt der größere. Daß der Staat dabei unendlich viel gewinnt, ist einleuchtend. Auf einem Flächenraum von 500 Geviertmeilen hat Kurland 172 Kron- und 520 Privatgüter, außer den dazu gehörigen 129 Kron- und 501 Privatbeihöfen, mit einer Bevölkerung von etwa 580,000 Seelen. Es kommen also auf eine Meile 1160 Menschen. Der volkärmste Regierungsbezirk der preußischen Monarchie, Köslin, hat zwar auf demselben Raume nur etwa tausend Menschen, aber welch ein Unterschied ist zwischen den Sandflächen Preußens und dem fruchtbaren Boden Kurlands!

Es kam in dieser Zeit ein edler Graf mit deutschem Sinn nach Kurland. Er sah den Jammer an und nahm sich vor, die Bewohner seiner Güter völlig zu befreien. Wie ein Lauffeuer flog diese Nachricht schnell von Hof zu Hof,

und wer es hörte, lächelte, nahm eine kluge Miene an, sprach von Erfahrungen und machte Glossen. Er aber achtete das alles nicht, bedauerte nur und jeder Menschenfreund mit ihm, daß er Kurland wahrscheinlich bald verlassen müsse, und daß alsdann das Unternehmen scheitern würde. Wenn's aber doch gelänge? — O dann finge damit eine große Epoche in der Geschichte Kurlands an. Der petersburger Kalender zählt freilich schon jetzt die Jahre seit Aufhebung der Leibeigenschaft in Kurland. Nun ja, er zählt sie auch seit Gründung der Universität in Petersburg, von welcher ich ebenfalls nur ein Schattenbild gesehen habe. Daß beide Dinge Epoche machen könnten, und daß der Gedanke ihrer Wirklichkeit den Beherrschern Rußlands zur Ehre gereicht, ist wahr, wer aber hätte nicht fromme Wünsche, deren Erfüllung in nebelgrauer Ferne liegt? An Euch wende ich mich, edle Herren von Kurland, denn nur mit Eurem Willen werden diese Banden gelöst und diese Ketten zerbrochen. Ihr wollt, und diese Schmach ist ausgewischt, Ihr ruft, und Tausende sind frei. Große Opfer habt Ihr schon gebracht, aber die Menschheit und die Menschlichkeit fordern noch größere. Gebt Euren Unterthanen in Frieden, damit sie nicht nehmen im Kriege, was sie zu nehmen das vollgültigste Recht haben. Dann erst möget Ihr Euch eines festen Besitzthums freuen, und bis dahin müsset Ihr fürchten, daß der schlafende Löwe erwache und grimmig schnaube nach der ihm entrissenen Beute. Seid immerhin bescheiden, freundlich, gastfrei, fein gebildet, bessert und redet von Verbesserungen — ich lobe es; aber so lange Ihr nicht den Zustand Eurer Untergebenen im tiefsten Grunde zu verbessern sucht, habt Ihr ewig Euren Lohn dahin, und aus dem Munde der Unglücklichen tönt jedem Fremden das herzzerreißende Wort des großen Verfechters ihrer Freiheit entgegen:

Doch ach wir sind leibeigen,
Nur leichter ward das Joch;
Die Herrschaft, fromm und gut, wie kann sie's seh'n und schweigen,
Wir sind ja Menschen doch?

Die Stadt Mitau, lettisch Jélgawa, darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Sie ist die Hauptstadt des Gouvernements und hat ein Schloß, welches einst von den Herzögen Kurlands, in den Jahren 1795 und 1805 von Ludwig 18. bewohnt wurde. Des Schlosses Schönheit steht mit den Holzhäuschen der Stadt in einigem Mißverhältniß, doch es liegt glücklicher Weise außerhalb der Stadt und sieht von ihr nur die schönste Häuserreihe. Diese Häuser sind massiv, einige andere in der Stadt von Fachwerk, die meisten ganz von Holz, als Mischung und Uebergang von deutscher zu russischer Bauart. Um das Schloß fließt die Aa, unstreitig der erste aller Flüsse — in geographischen Registern. Wohl könnte er noch wichtiger sein, wenn beim Seehandel alle Städte gleiche Rechte hätten. Unter den wenigen Fabriken Mitaus zeichnet sich die Lackirfabrik des Herrn Muhlert aus, welcher seine schönen Fabrikate nach Petersburg und Moskau sendet. Schon in Mitau bekommt man einen Vorschmack von der babylonischen Sprachenverwirrung Petersburgs. Von den 12,000 Einwohnern besteht die Hälfte aus Deutschen, $\frac{1}{4}$ Letten, $\frac{3}{16}$ Juden, $\frac{1}{16}$ Russen und wenigen Armeniern. Die Gegend um Mitau ist flach und niedrig, in trockenen Jahren sehr fruchtbar, der Wiesenwuchs vortrefflich. Mehre Auen d. h. Flüßchen fließen hier zusammen, und Mitau bedeutet vielleicht Mitte der Auen. Daß die Stadt „meist ungepflasterte Straßen" habe, ist eine Unwahrheit, welche sich aus alten Reisebeschreibungen bis zu mehren geographischen Werken von 1830 fortgepflanzt hat, indem Einer immer dem Andern nachschreibt. Alle drei Jahre wird in Mitau ein jetzt unbedeutender Landtag gehalten, welcher dem Adel 10,000 Rubel S. kostet. Des Jahres festlichste Zeit für Mitau und ganz Kurland ist die Johanniszeit. Da schickt der Adel Karavanen mit Lebensmitteln vor sich her zur Stadt, und folgt selbst noch mit Rechnungen und Geldsäcken. Die Jugend hat Ferien und freut sich des bunten Gewimmels, das Alter aber hat Sorgen wegen des Empfangens und Bezahlens. — Zu sieben und zehn Procent Geld zu verleihen, war bisher

in Kurland sehr gewöhnlich, — hohe Zinsen sind immer Zeugen eines zweifelhaften Kredits, — jetzt will man sie vermindern und das gefällt dem Wucher nicht. An Lustbarkeiten wird nichts abgezogen, Leierkasten dudeln einige Kopeken zusammen, Abends wird in Gärten illuminirt und die schöne Welt scheut weder kalte Füße noch Schnupfen und Rippenstöße. Die Musensöhne aus Dorpat illuminiren bei hellem Tage, toben und wanken in voller Uniform auf den Straßen umher. Im Theater giebt die rigaische Truppe die Stumme von Portici, das Haus ist voll und die Kasse befindet sich wohl. Durchreisende Künstler wissen den Zeitpunkt wahrzunehmen, und das Entzücken, in welches die kunstliebenden Mitauer gerathen durch das vortreffliche Spiel der Herren Romberg aus Berlin und Maurer aus Hannover, gereicht jenen wie diesen zur Ehre. Demoiselle Sonntag ließ sich in Riga zweimal vernehmen, und bekam dafür 3000 Rubel S., in Mitau für einen Abend nur 900 Rubel S. reinen Gewinn, denn diese Stadt hat — große Schulden.

Noch habe ich hier Einiges gesehen, was auch außer der Johanniszeit zu sehen ist, Meisterwerke der bildenden Kunst in dem Hause des Herrn von der Ropp, eine Entführung der Briseis, eine Venus und andere Werke von carariſchem Marmor. Auch die Gemäldesammlung des Grafen von Medem hat viel Sehenswerthes. Eine der vorzüglichsten Buchdruckereien Rußlands ist die steffenhagensche in Mitau, welche in vierzehn verschiedenen Sprachen Bücher anfertigen kann. Die Töchterschule des Dr. Bielenstein mit vierzig liebenswürdigen Töchtern, sorgsamen Müttern und Vätern hat mir sehr wohl gefallen. Ob die lateinische Schule gerade ein gymnasium illustre ist, weiß ich nicht, wenigstens ist das Gebäude schön und nicht so räucherig wie seine Bibliothek. Auf seiner Sternwarte sind weder Planeten noch Kometen entdeckt, doch ist Astronom Pauker ein hochgelehrter Mann. Der kleine Schulthurm sieht recht artig aus, am artigsten in dunkler Nacht illuminirt. Wer reinliche Kleider liebt, steige der Aussicht wegen nicht hin-

auf, denn oben sind viele Illuminationsüberreste von Talg und Oel. Vor etwa zwanzig Jahren wurde in Mitau eine gelehrte Gesellschaft für Literatur und Kunst — oder wie ein Spottvogel sich ausdrückte, für Makulatur und Dunst — gestiftet, deren einheimische Mitglieder sich alle vier Wochen versammeln, um die eingesandten Arbeiten, besonders über Naturgeschichte und Mathematik, vorzulesen. Der allgemein geschätzte Dr. Lichtenstein steht an der Spitze der Gesellschaft, unter deren zweihundert Mitgliedern sich Männer wie Blumenbach, Heeren, Gauß, Sartorius, Eichstädt, Sonntag, Rühs, Thibaut, Morgenstern u. a. finden, weiland auch Herr Paulucci, Oberpascha an der Ostsee.

Ein kaiserlicher Ukas sprach den Wunsch Sr. Majestät des Kaisers aus, daß das Jubelfest der augsburgischen Confession von den Protestanten des Reichs so feierlich als möglich begangen werde. Eine Commission zur Regulirung der Angelegenheiten der protestantischen Kirche Rußlands ward niedergesetzt, und der zu Hülfe gerufene Bischof Ritschl aus Stettin sogar mit dem Wladimirorden dritter Klasse beehrt. Für das Jubelfest wurden der Geistlichkeit lange Gebete vorgeschrieben, und verordnet, von dem Tage an ein Baret und statt des dünnen Mäntelchens einen langen Talar zu tragen. Die kirchliche Feier war auf den 13. (25.) Juni festgesetzt, welchen Tag auch das protestantische Deutschland gefeiert hat. Hiebei kam der Kalender in eine zweifache Betrachtung. Ein Landprediger suchte an drei Sonntagen nach einander seine lettische Gemeinde über den Sinn des Jubelfestes zu belehren, aber die Letten verstanden immer etwas ganz Fremdartiges, namentlich wollten sie am dritten Sonntage vernommen haben, dies Fest sei zur Einführung des neuen gregorianischen Kalenders bestimmt. Der alte russische (julianische) Kalender sollte nämlich nach dem Wunsche des Kaisers zu Neujahr 1831 aufhören, und dies Gerücht verbreitete in Kurland allgemeine Freude. Kurland besaß schon früher den verbesserten Kalender, allein unter russischer Herrschaft leistete es dem Kaiserreiche zu Liebe darauf Verzicht. Inzwischen soll sich die hohe Geistlichkeit in Moskau der

Kalenderneuerung widersetzt haben, und der unumschränkte Selbstherrscher aller Reussen wird hier wie bei tausend andern Verbesserungsplänen durch den Unverstand und die Macht der Großen beschränkt. — Das Jubelfest war in den evangelischen Stadt- und Landkirchen gefeiert, allein das Gymnasium in Mitau zögerte noch und überlegte sich die Kalendersache folgender Maßen: wir sind sonst immer um zwölf Tage hinter dem übrigen Europa zurück, und haben dabei Unrecht; diesmal ist zufällig der alte Kalender der richtige, nun wollen wir ihn auch beibehalten, und unsre Reden mit Pauken und Trompeten erst am $\frac{25. \text{ Juni}}{7. \text{ Juli}}$ hören lassen. Gesagt, gethan. In den Kirchen war das Fest längst gefeiert, die Schule schmückte zwölf Tage später ihre Wände und Luthers Büste mit Blumengewinden, und Reden hörte man gerade wie in Deutschland, schlechte und gute. Was noch den Jubelfesttag betrifft, so ließ bekanntlich erst Papst Gregor **XIII.** im Jahre **1582** zehn Tage vermittelst eines Breve aus dem Kalender werfen, und auf den **4.** Oktober sogleich den **15.** folgen. Damals war die augsburgische Confession schon übergeben, und die Protestanten haben sogar noch **1630** den alten julianischen Kalender gehabt, nahmen den verbesserten **1700** an und kamen erst **1777** mit der Feier ihres Osterfestes ins Klare. Kurz das ganze gelehrte protestantische Deutschland muß hier vor der Schulgelehrsamkeit Mitaus offenbar die Segel streichen. Bei dem wenige Tage vorher gehaltenen Schulexamen fiel mir weiter nichts auf als die weißen Beinkleider der Herren Lehrer nebst dero blauen Frackröcken mit schwarzen goldgestickten Kragen, Degen und hohen Hüten. Im freien Reich des Geistes herrscht nicht die Uniform, in Rußland aber sind Lehrer, Professoren, Studenten alle uniformirt, folglich —.

Daß ich auf der Polizei bei Besorgung meines Passes zur Fortsetzung der Reise um einen Silberrubel zu kurz kam, fiel mir damals auf, jetzt seitdem ich Petersburg und Kronstadt kennen lernte nicht mehr.

Riga. Dorpat. Narwa.

Armuth und Fülle, Verödung und Pracht
Wechseln auf Erden, wie Dämmrung und Nacht.
Matthisson.

Die fünf Meilen von Mitau nach Riga kann man täglich zweimal in einer Diligence für einen Rubel und zwanzig Kopeken zurück legen. Als ich nach Riga fuhr, war an demselben Tage früh Morgens die Landesmutter des Weges gekommen. Ihre Kinder strömten an die Straße und freuten sich, die Herrliche zu grüßen. Auch eine arme Judenfamilie kam herbei. Daß der Anblick der Zerlumpten das Mitleid der Kaiserin anregte, glaube ich gern, — ich sah die Kinder Israels nirgends in einem so kläglichen Zustande wie hier, — daß sie aber durch Betteln die Kaiserin belästigten, glaube ich nicht, denn hohe Personen fahren schnell, zumal auf russischen Landstraßen und mit russischen Pferden. Gleich viel, die Kaiserin hatte den Armen einige Dukaten zugeworfen, die Sache ward bekannt, die russischen Häscher fingen die Beschenkten auf und trieben sie unbarmherzig vor sich her nach Riga ins Gefängniß. Der russischen Sprache kundige Diligencepassagiere baten für die Armen, erhielten aber die rauhe Antwort: darum brauchten sie sich nicht zu kümmern, alles Betteln sei verboten. Große Landesmutter, Deine Milde ist eine immer sprudelnde Heilquelle, welche die

matten Herzen der armen Menschenkinder stärkt, aber die harte Gerechtigkeit Deiner Diener gleicht dem stinkenden sumpfigen Stadtgraben, an dessen gemauerten Ufern Schildwachen stehen. Wie viele unverschämte Bettler und Diebe umringen täglich den Thron, aber die Kleinen hängt man, die Großen läßt man laufen. — Beiläufig noch eine Bemerkung über die Juden. Mehre in den ersten Regierungsjahren Alexanders gegebene Gesetze wollten den Zustand der Israeliten in Rußland verbessern, und es gereicht dem Monarchen zur Ehre, an dieses unterdrückte Volk zu einer Zeit gedacht zu haben, wo es noch in Deutschland gleich dem Vieh auf der Heerstraße Zoll bezahlte. Wie wenig müssen indessen jene Gesetze gefruchtet haben, da gegenwärtig alle kurländische Juden, wenn sie nicht ein gehöriges Ein- und Unterkommen nachweisen können, als Kolonisten nach Sibirien wandern sollen. Freilich eine leichte Art, sich Menschen vom Halse zu schaffen, ob aber auch eine gerechte? — Der heilige Synod, nicht einstimmend in das Cogite eos intrare, sucht die Israeliten von einer erheuchelten Annahme des Christenthums abzuhalten, und das gefällt mir mehr als die Jagd, welche in Berlin auf die Judenseelen gemacht wird.

Am 23. Juni als dem Vorabend des Johannistages pflegte man in Riga seit uralten Zeiten heilsame Kräuter für den Hausbedarf des ganzen Jahres einzukaufen. Um sich der Mittagshitze nicht auszusetzen, gingen die Damen am frühen Morgen auf den Markt. Nach und nach wurde es Sitte, die Einkäufe schon am Nachmittag und Abend des 22. Juni zu machen. Dieser Zeitpunkt blieb unverrückt und aus dem heitern Geschäft ward ein fröhliches Fest, der Krautabend. Nachmittags vier Uhr strömt Jung und Alt zur Dünabrücke, vor welcher der Blumen- und Kräutermarkt gehalten wird. Noch immer kauft man Blumen, Kräuter und bunte Kränze von Rosen und Vergißmeinnicht oder aus dem Marke eines Schilfs verfertigt. Bunter noch ist das Volksgewimmel, und das Spazierengehen auf der Brücke die Hauptsache. Die Brücke besteht aus zusammen gefügten

Flößen, ruht unmittelbar auf dem Wasserspiegel und ist tausend Schritte lang. Längs derselben liegen auf der einen Seite die Kauffahrteischiffe vor Anker, auf der andern die russischen Strusen, worüber unten. Alle Schiffe lassen am Krautabend Flaggen und Wimpel wehen, schmücken sich mit festlichen Kränzen und nehmen die feine Welt auf, damit sie bequem die grobe übersehe. Mit einer mir befreundeten Familie hatte ich die reinliche Holländerin „de jonge Anne" bestiegen. Hier und da lassen sich die Musikchöre des russischen Militairs vernehmen. Um sie her drängt sich die Volksmenge und bezahlt den Ohrenschmaus mit nassen Füßen, denn von der Last gedrückt senkt sich die Brücke und die Menschen stehen oft einen Fuß tief im Wasser. Was thut der Russe, um Musik zu hören! An Späßen fehlt es bei der Wasserpartie nicht. Die Brückenpromenade ist schön, das Fest volksthümlich und anziehender als die Wallpromenaden am Charfreitag in Hamburg, oder als die Sonntagmittagsparaden im Thiergarten zu Berlin. In Riga wie in ganz Rußland und Schweden steht das Johannisfest hoch in Ehren, und die Freimaurer wären schon deshalb hier recht zu Hause, allein aus Rußland sind sie vertrieben, und jeder Anzustellende muß vor dem Eintritt in das Amt der Freimaurerei entsagen und sich eidlich verpflichten, daß er auch künftig nie in den Orden treten wolle. Und doch thäte es keinem Beamten nöthiger als dem russischen, die Banden des Berufs mit allen Leidenschaften bisweilen abzuwerfen, um Mensch zu sein und den Bau der Menschheit zu fördern. Die Russen sind geschickte Bauleute, ihre Riesenwerke beweisen es, aber der geistige Bau der Menschheit findet in dem ungeheuren Reiche ungeheure Sümpfe, in denen der edle Alexander allmälig untersank. Am 23. Juni strömt das Volk von Riga Abends nach den Vorstädten Altona und Heinrichsfohnshof, wo Musik, Illumination und Feuerwerk Unterhaltung gewähren. Da es um diese Jahrszeit hier länger Tag ist als in Deutschland, so können die gemachten Sonnen und Sterne nicht vor zehn Uhr leuchten. Das Volk lagert sich im Grünen und beluſtigt sich die Nacht hindurch.

Bisweilen geht's dabei etwas wild her, Gensd'armerie ist frühzeitig an Ort und Stelle, dennoch bekommt der Pöbel manchmal die Oberhand und schlägt die Polizei in die Flucht. Eine spaßhafte Vorkehrung wird deshalb getroffen. Man läßt große Spritzen nebst Wagen mit Wasserkesseln heran fahren. Sobald irgendwo ein Volksauflauf entsteht, führt ein Polizeioffizier das Kommando, und die weißgekleideten Spritzenleute lassen die Maschinen auf den dichsten Haufen spielen, um durch ein Tropfbad die erhitzten Köpfe abzukühlen. Bei dieser Art von Intervention thut die Polizei scheinbar nichts, das unschuldige feuchte Element löscht die Glut, schlägt keine Wunden und alle laufen lachend aus einander.

Nahe bei Altona stand ein kleines Feldlager, vor welchem Rekruten durch Nasenstüber, Faustschläge ins Gesicht und dergleichen harte Demonstrationen eingeübt wurden. Die blaue Grütze für je zweihundert Mann in einem Kessel gekocht, sah ekelhafter aus als das Futter deutscher Schweine. Heringe und saure Grütze sind in Kur- und Liefland Hauptspeisen für das ganze Jahr. Wer das Unglück hat, gemeiner russischer Soldat zu werden, den bedaure ich von Herzen, denn er wird es auf fünf und zwanzig Jahre. Zu welchem andern Geschäft kann er nach so langer Zeit im fünf und vierzigsten Lebensjahre noch Lust haben als zum Kriegshandwerk? Hat er zufällig eine schlanke Gestalt, dann dient er bei der Garde nur zwanzig Jahre, auch verkürzen Orden und Auszeichnungen die Dienstzeit. Der Gemeine muß seinen Sold in eine Kasse zu Petersburg oder Moskau legen, erhält davon die Zinsen und hat so viel in Händen, daß er kaum die Kreide zum Putzen anschaffen kann. Hat er ausgedient, so erhält er oder seine Verwandten das gesammelte Kapital zurück. Arbeitet er bei einem Bürger, so muß er mit einer Kleinigkeit vorlieb nehmen, sein Offizier aber erhält das Zehnfache für die zum Arbeiten ertheilte Erlaubniß. Erst der Kapitain kann von seinem Solde, 6 bis 700 Rubel B., leben, die unteren Offiziere müssen zusetzen, besonders bei der Garde, obgleich diese doppelten Sold erhält. Wahr

ist, daß der gemeinste Kerl in Rußland, wenn er Glück hat, zum General und Gouverneur einer Provinz avanciren kann. Alle Manoeuvres der russischen Truppen werden mit einer Pünktlichkeit ausgeführt, wovon man in andern Ländern keine Vorstellung hat. Daß Menschen, deren Leben mit allen Wünschen und Hoffnungen nur im Gewehr beruht, deren Kardinaltugend in dem unbedingtesten Gehorsam besteht, gute Stützen sind zur Zeit der Noth, das ist wohl sehr begreiflich. Wenn übrigens Zeitungen aus Riga uns glauben machen wollen, daß die Ergebenheit namentlich der kurländischen Jugend gegen den Thron sich immer aufs glänzendste bewährt habe, so ist das eine patriotische Lüge, und im unverschämtesten Lügen haben die Russen eine enorme Fertigkeit, denn als zur Zeit des letzten Türkenkrieges die Rekruten ausgehoben wurden, was in Rußland bekanntlich so geschieht, daß die Edelleute von jedem Hundert ihrer Unterthanen eine gewisse Anzahl Menschen stellen, da waren die kurländischen Wälder voll von Menschen, und andere dienstfähige Leute rissen sich Zähne aus oder verstümmelten sich auf andere Art.

Riga ohne die Vorstädte ist klein und als Festung massiv gebaut. Mehr noch als Mitau trägt Riga das Gepräge einer deutschen Stadt. An vielen Häusern erkennt man althanseatischen Reichthum, aber die Blüthenzeit ist vorüber, nur der Kaufmannsstolz ist geblieben. Die Straßen sind auf gut hamburgisch eng und krumm, die Trottoirs von bläulichen Steinplatten könnten füglich etwas breiter sein. Beim Eisgange der Düna sind Stadt und Hanfembarren nicht selten in Gefahr, die Thore werden mit Mist verrammelt, die Dünabrücke abgebrochen, die Passage einige Zeit gehemmt und wenn die Fluthen nachlassen, siehe dann kommt wohl gar mitten im Fahrwasser eine unartige Sandbank zum Vorschein und man wünscht, daß sich der ungebetene Gast mit nächster Frühlingsfluth ins Meer begebe. Seit dem Brande von 1812 ist die petersburger und moskauer Vorstadt mit hölzernen Häusern und geraden Straßen angelegt. Der Blick vom Petrikirchthurm auf Stadt und

Dünastrom ist schön. Man sieht bis Dünamünde zur Bulleraa und hat Platz, sich den ganzen rigaschen Meerbusen hinzudenken, wenigstens lag er, als ich den Thurm bestieg, in Nebel gehüllt. Gymnasiasten können sich gelegentlich merken, daß die Düna bei den Alten wahrscheinlich unter dem Namen **Rudon** oder **Rubon** gemeint ist, und die Nordwestspitze Kurlands davon **Rubeas** heißt. Die Schulen Rigas sind gut und die Privatanstalten werden noch mehr gerühmt. Früher zeichnete sich die Domschule, an welcher Herder arbeitete, besonders aus. Sie wird jetzt in ein zweites Gymnasium umgewandelt. Im Domgange und bei der Domkirche wird zu Johannis ein dreiwöchentlicher Markt gehalten, doch mehr von Kindern und Neugierigen als von Käufern besucht. Im Hause der Schwarzhäupter, (kaufmännischer Ritter aus den Zeiten der Hanse,) dem Versammlungshause der ersten Kaufleute, ist ein großer weit über das Knie gehender Stiefel, ein Sporn und zwei Steigbügel von Karl **XII.** Der Fuß des Stiefels ist sehr klein und die damalige Mode stumpfte die Stiefel vorn noch mehr ab als die jetzige. Als einst der entthronte Polenkönig August von Sachsen den Schwedenkönig besuchte, drehte sich die ganze Unterhaltung der Monarchen um die großen Stiefel Karls, und dieser sagte, daß er sie seit sechs Jahren nur beim Schlafengehen ausgezogen habe. Die alten Bilder und Pokale in den Sälen des Schwarzhäupterhauses haben nichts Anziehendes, nur bei dem Bilde Pauls lernte ich von dem Führer, wie man sich in Rußland über das Ende Pauls ausdrücken müsse. Man sagt nämlich nicht, der Monarch sei ermordet, welche Meinung im übrigen Europa verbreitet ist, sondern er sei schnell gestorben, was freilich auch richtig ist, und mit dem Manifest von St. Petersburg genau übereinstimmt, welches den Kaiser am Schlage sterben ließ. In dem kaiserlichen Garten nahe bei der Citadelle weiß ich nichts Merkwürdiges als einen Ulmbaum, welchen Peter der Große 1721 gepflanzt haben soll. Der Baum ist mit hölzerner Einfassung und folgender Inschrift versehen: „Ein Jahrhundert ist seitdem verschwunden, und immer schattenreicher wölben sich die

Aeste dieses Stammes. Er gleicht dem Adler Rußlands, der segnend und gesegnet immer weiter seinen schützenden Fittig verbreitet.“ Dieser Adler kam nämlich von dem Schlachtfelde bei Pultawa 1710 über Riga heran geflogen, als Karl XII. verwundet nach Bender floh. Auch das Triennium von 1812 — 14 wollen die rigaschen Kaufleute nicht vergessen, und haben deshalb auf dem Markte eine Denksäule von Granit errichtet. Vormals war Riga die erste Handelsstadt an der Ostküste des baltischen Meeres, jetzt hat ihr die Nebenbuhlerin an der Newa den Vorrang abgelaufen, doch großmüthig noch einige Handelsvorrechte gelassen. Die russischen Kaufleute theilen sich in mehre Gilden, zu deren Eintritt ein gewisses Vermögen erforderlich ist. Seidene Fäden um die kaufmännischen Großbücher gezogen, vertreten die Stelle unsers Stempelpapiers. Korn, Flachs, Hanf und Leinsamen sind die Hauptgegenstände des rigaschen Handels. Das Korn kommt auf Struſen aus dem Innern des Reichs, selbst aus der Nähe von Moskau. Unter Struſen versteht man Fahrzeuge, welche aus rohen Brettern unförmlich zusammen gesetzt, nicht gepicht, nicht getheert, blos mit Pflöcken zusammengeschlagen, ohne alles Eisenwerk, an siebzig Fuß lang, funfzig bis sechzig Last Getreide tragen. Ganz ähnliche Fahrzeuge auf der Newa und Wolga nennt man Barken. Ihr Boden ist platt, damit sie beim Schmelzen des Schnees und bei hohem Wasser im Frühjahr und Herbst Meilen weit über Wiesen und Felder, ja selbst über kleine Wasserfälle hinweg rutschen können. Im Frühling 1830 waren 530 Stück in Riga angekommen, und man erwartete im Herbst noch ein solches Geschwader. Im Jahre 1829 belief sich ihre Gesammtzahl über tausend. Wegen der Wasserfälle in der Düna kehren sie nicht in die Heimath zurück, sondern werden als Brennholz verkauft, wo das Stück zwanzig, dreißig Rubel, bisweilen auch gar nichts kostet, je nachdem Riga mit Holz versehen ist. Früher ließen die langbärtigen Schiffer ihre Struſen, ein Spiel der Wellen, die Düna hinab treiben, allein die Polizei will solches Spiel nicht dulden, weil das Fahrwasser dadurch unsicher

wird. Die Strusen bringen gewöhnlich den beliebten Kaviar mit, 1831 sogar auch Soldaten gegen die Polen. Wer sich mehr mit dem Geschmack als mit der Naturgeschichte des Kaviar beschäftigt, mag beiläufig erfahren, daß er von dem Rogen der großen Störe kommt, welche in der Wolga, dem Ural und kaspischen See gefangen werden, und oftmals über tausend Pfund schwer sind. Der beste Kaviar soll aus der Statthalterschaft Taurien, aus den Städtchen Jenikala und Wosfor (dem alten Kertsch) kommen. Schließlich kann ich allen reisenden Gutschmeckern den Dünalachs als ganz vorzüglich empfehlen.

In Riga vermehrte sich unsere Reisegesellschaft, und alle eilten nach der Residenz, um dem glänzenden Geburtsfeste der Kaiserin beizuwohnen. Eilen wird übrigens jedermann in jeder Jahrszeit, denn der achtzig deutsche Meilen lange Weg hat nur zwei anziehende Punkte, Dorpat und Narwa. Reist man im Süden, so möchte man nach allen Seiten Abstecher machen, und bekommt doch manches schöne Plätzchen nicht zu sehen; im Norden folgt man der kürzesten Straße von einer Hauptstadt zur andern, und glücklicher Weise sind die nordischen Pferde wahre Renner. Die Schnellpost von Riga nach St. Petersburg geht nur selten ab, ist mit Passagieren frühzeitig angefüllt, und die meisten Reisenden müssen sich deshalb bis zur Eröffnung der preußisch-russischen Schnellpost der Extrapost bedienen. Um auf den Stationen rasch befördert zu werden, nimmt man eine Padroschne d. h. man bezahlt für jede Werst der ganzen Reise im Voraus zwei Kopeken an den Kaiser. Bisweilen hilft diese Vorkehrung, bisweilen nicht. Man kommt auf der Station an. „Wir möchten sogleich frische Pferde haben, um weiter zu reisen, hier ist die Padroschne." — „O ja, meine Herren," sagt der Posthalter. Man wartet — wartet — es kommen keine Pferde. Man läßt den Posthalter rufen und bittet nochmals um baldige Beförderung. „Ja," sagte er, „die eigentlichen Postpferde sind alle ausgegeben, es werden aber bald einige zurück kommen." Das Bald währt eine Ewigkeit. Man fragt wieder, ob denn

gar keine Pferde zu Hause wären und erfährt, daß des Posthalters eigene Pferde im Stalle ständen. „Können diese nicht vorgespannt werden?" — „Freilich wohl, aber sie haben heute schon eine Tour gemacht und müssen arbeiten." — „Wir wollen ja gern mehr als das gewöhnliche Postgeld bezahlen." — Jetzt verklärt sich des Posthalters Gesicht, denn weiter wollte er nichts hören, er ruft seinen Knechten, die Pferde kommen, aber — „was sehe ich? Da sind ja vier Pferde, und wir haben vor unserm leichten Wagen immer nur drei gebraucht." — „Ja," heißt es, „die Pferde sind schon matt; anders geht es nicht; eine Viertelstunde von hier kommt tiefer Sand." Um der Sache ein Ende zu machen, bezahlt der Reisende seine vier Pferde, zahlt mehr als gewöhnlich, steckt die unnütze Padroschne in die Tasche, und findet statt des tiefen Sandes oft die vortrefflichsten Lehmwege.

Die Sprache ist für den Deutschen kein großes Hinderniß, denn in Riga reden 25,000 Menschen oder mehr als die Hälfte aller Bewohner Deutsch; in Wolmar, Dorpat und Narwa sind ebenfalls viele Deutsche, und alle Posthalter der ganzen Route müssen auf kaiserlichen Befehl entweder Deutsche sein oder Deutsch verstehen. Rühmliche Erwähnung verdienen noch die Posthäuser, welche meistens neue massive Gebäude sind, und mit Schönheit im Aeußern, Reinlichkeit und Bequemlichkeit im Innern verbinden. Von der esthnischen Sprache weiß ich außer dem kix, kax, kolm (eins, zwei, drei) nur noch, daß ein Esthländer in Italien durch folgenden Satz den Wohlklang seiner Muttersprache bewies: Soida tassa ülla silla (fahr langsam über die Brücke). Die Esthen sind wie die Letten von mittelmäßiger Größe, ziemlich mager, haben kleine, finstre Augen, hervorstehende Backenknochen und dünne flachsfarbige Haare. Große Tugenden und Laster sind ihnen fremd, nur im Brantweintrinken wetteifern sie mit den Russen. Die Weiber scheinen die Männer an Schönheit, Lebhaftigkeit und Thätigkeit zu übertreffen, was bei den Russen, wie überhaupt bei Menschen und Thieren in der Regel nicht der Fall ist. Wer ein

esthnisches Lied lesen will, lese in Herders „Simmen der Völker," die „Klage über die Tyrannei der Leibeigenen." Herder nennt sie „wahre Seufzer aus der nicht dichterisch, sondern wirklich gefühlten Situation eines ächzenden Volks." Der Leser wird sich dabei an unsere früheren Bemerkungen über Kurland erinnern und alsdann keiner Noten zum Text bedürfen. Die Freiheit der Esthen ist etwa eben so weit gediehen wie die der Letten. Der Boden Liefflands und Esthlands ist nicht so fruchtbar als der kurländische. Weizenfelder sieht man selten, Roggen gedeiht gut, Kartoffeln werden auch hier nicht genug gebaut. In den Juninächten war es so kalt, daß wir im Wagen alle Mäntel zu Hülfe nahmen, und die Kartoffelnblüthe am Morgen erfroren war. Dürre Sandflächen geben diesen Ländern ein trauriges Ansehen. Oede und unheimlich ist es besonders zur Nachtzeit in den halbverbrannten Wäldern zwischen Wolmar und Narwa. Da stehen Tausende von Fichtenbäumen mit schwarzgebrannter Rinde und vertrockneten Nadeln. Hier und dort hat sich einer gerettet aus der großen Verheerung, oder ringt mit Leben und Sterben. Die Nachtluft streicht kalt über das Schlachtfeld. Der Weg im Meilen langen Walde ist sandig und der Postillon sucht neben der Straße bessere Wege. Man kann kein Wort mit dem Menschen reden, schlummert ein, hört plötzlich ein hohles Pfeifen, horcht auf, und das Pfeifen wiederholt sich. Man rüttelt den Postillon und sucht sich beim Sternenschimmer durch Geberden zu verständigen. Die Pferde verfolgen im gewohnten Trabe ihren Weg. Endlich erfährt man, daß ein Vogel die unheimlichen Töne von sich giebt. Nun schläft man wieder ein, um aufs neue zu erwachen. Man sehnt sich nach dem Tage und wünscht die Station herbei, bis endlich beide kommen.

Von solchen Wäldern und Flächen rings umgeben, liegt Dorpat oder Dörpt auf einer freundlichen Oase an den Ufern des großen Embach. Die Lage dieses russischen Heidelberg ist überraschend schön und reizend, auch wenn man nicht an die nahen Wüsten denkt. Die Stadt lagert sich um einen Hügel, auf welchem der Dom erbaut ist. Im

Osten sieht man sogar einige Berge. Die russischen Musen feiern die Zeit der Sonnenwende, Weihnachten und Johannis, weil sich dann am besten reisen und am schlechtesten studiren läßt. Das neue Universitätsgebäude hat mehr Ernst als gefällige Schönheit. Minerva legte ihre Rüstkammer in einem Theile des zerfallenen Doms an, und besitzt neue gute Werke. Morgenstern ist ein Stern vom ersten Range am dörptschen Musenhimmel, und kein Nachfolger wird ihn aus der Geschichte der hiesigen Bibliothek verwischen. Daß die Gelehrsamkeit wie alles, was etwas gelten will, in Rußland ein militairisches Air annimmt, ist schon bemerkt. Die Studiosen tragen als Uniform einen blauen Frack mit schwarzem goldgestickten Sammetkragen. Auch die Mützen sind mit Gold geziert, die ganze Kleidung kostbar und schön, nur dem Geschmack deutscher Universitäten zuwider. Nach vollendeten Studien und glücklich überstandenen Prüfungen haben die Musensöhne Offiziersrang. Man erzählte mir von mancherlei strengen Gesetzen, daß z. B. kein Student auf der Straße eine Pfeife tragen dürfe, selbst ohne zu rauchen; daß sich keiner ohne jedesmalige Erlaubniß des Rektors aus der Stadt entfernen dürfe u. s. w. Zwar stimmt das mit dem herrschenden Soldatengeiste überein, doch will ich zur Ehre der Rektoren glauben, daß sie in diesen Dingen nicht militairischen Gehorsam fordern, sondern wie Frau Justitia eine Binde um die Augen legen. Wohlgeordnet, schön, aber klein ist der botanische Garten. Man tröstet sich zwar damit, daß man des weiten Raumes nicht bedürfe, um die Natur in ihrem geheimnißvollen Schaffen zu belauschen, allein die Menge verschiedener Pflanzenfamilien und folglich Größe, ist bei einem botanischen Garten etwas sehr Wünschenswerthes. Soll der Schüler nur die Apothekerpflanzen kennen lernen, dann freilich könnte der dörpter Garten noch kleiner sein. Er dient auch nicht zur Obstzucht, wie der hallische und leipziger, obgleich sich solcher Mißbrauch in Dorpat am leichtesten entschuldigen ließe. Vor wenigen Tagen wollte man den Kaiser in den Garten führen, er antwortete aber nach seiner offenen Weise: von den Sachen

verstehe ich nichts. Auf der Sternwarte ließ sich der Monarch den frauenhoferschen Refraktor zeigen, genehmigte den Bau einer Universitätskirche, die Stiftung einer Professur für Thierarzneikunde, und öffnete huldvoll mehren Anstalten die große Kasse des Reichs. Im Allgemeinen ist Dorpat wohl die beste russische Universität, denn deutsche Sprache und deutscher Sinn herrschen vor. Sie wurde unter der schwedischen Regierung 1632 gestiftet, 1699 nach Pernau verlegt, dann unter Paul in Dorpat neu gegründet und von Alexander 1803 völlig neu organisirt. Richters Reise nach dem Orient bereicherte die hiesigen Sammlungen, besonders an ägyptischen Alterthümern. Ich sah sie nicht und bemerke es nur für künftige Reisende und Liebhaber.

Von Dorpat wollten wir gegen Abend abfahren, allein es fehlte an Pferden, und weder Padroschne noch Geldversprechungen fruchteten etwas. Um zwölf Uhr Mitternachts wurde angespannt, ein kolleriger Klepper machte unter dem Thorwege und auf der Straße einige Sätze, aber der Rossebändiger vertrieb ihm den Koller, und wir flogen über die Embachbrücke, daß uns Hören und Sehen verging. Nun brachten Sandwege die Rosse zur stillen Betrachtung ihres schweren Schicksals; uns störte weder Wagengerassel noch Stöße in philosophischen Nachtgedanken; der Sandstaub predigte uns das Pulvis et umbra sumus; das Weiß und Schwarz der Werstpfähle weckte Gedanken an den Tod und an dessen Bruder, den Schlaf, der uns bald süß umschlang. Wir erwachten an den Ufern des großen Peipus, welcher auch das tschudische Meer und im Süden von einer nahen Stadt der Pleskow-See genannt wird. Dieses 130 Werst (über 18 Meilen) lange Waschbecken war vor Zeiten den lübecker Kaufleuten bekannter als jetzt. Der Peipus machte Nowgorod zur blühendsten Hansestadt im Norden, so daß ein Sprüchwort sagte: Wer kann wider Gott und Groß-Nowgorod? Hochmuth kommt vor dem Fall, die Wasserwege verstopften sich, das Bette der Flüsse ward höher, und der neue Alexanderkanal hat in Nowgorod den Klaggesang noch nicht verstummen lassen: Fuimus Troës: fuit Ilium et ingens gloria Teucrorum.

Wer von der Reise Staub und Hitze sich erquicken will, den warne ich vor dem kalten Bade bei Rannapungern und empfehle das wärmere Wasser des Peipus. Seine Ufer sind aber so seicht, daß man erst eine Viertelstunde weit vom Ufer die zum Schwimmen erforderliche Tiefe findet. In dieser Hinsicht gleicht er dem See von Neufchatel völlig, nur fehlt ihm der Hintergrund von berner Alpen, der blaue Himmel, und statt freundlicher Schweizerstädte giebt's hier ein paar Fischerdörfer, deren Bewohner Nationalrussen sind. Die russischen Dörfer bestehen gewöhnlich aus einer breiten geraden Straße. Mit buntgeschnitztem Giebel sind die Holzhäuschen nach der Straße zu gebaut, im Innern zumal Sonntags reinlich, aber in Rußland sieht die Reinlichkeit anders aus als in Deutschland, es scheint nämlich als wären dort die glänzenden Tische, Wände und Menschengesichter mit fettigen Tüchern abgewischt. Die großen Oefen sind schreckliche Holzfresser, mit Fließen bekleidet, heizen mehre Stuben, dienen zugleich zum Kochen, Backen, Braten, und haben in der Regel einige Absätze mit gemauertem Kopfkissen, welche man als Schlafstellen benutzt. Bei außerordentlicher Kälte kriecht der Russe nicht aus der Hütte, und gegen gewöhnlichen Frost ist er durch seine Schlafpelze, Oefen und Holzhäuser geschützt, welche weit wärmer als massive Gebäude sein sollen. Will jemand in Deutschland russische Bauerhäuser sehen, so gehe er nach Potsdam, doch ist die Anlage des preußischen Dorfs nicht russisch, seine Bewohner haben die Bärte verloren und die Häuser sind im Innern viel germanisirt.

Für einen langen beschwerlichen Tag wurden wir durch kurze erhebende Augenblicke belohnt. Es war gegen elf Uhr Abends, wir folgten ruhig unsrer Straße und schickten uns zum ersten Schläfchen an. Weder Mond noch Sterne leuchteten, Erde und Himmel trugen ein graues Gewand. Da schimmerte zur Linken gar nicht fern ein weißer Streif, und wir hörten ein Rauschen bald dem Brausen des Meers, bald dem hohlen Sausen eines Tannenwalds ähnlich. Ein Wald war so weit das Auge reichte nicht zu sehen, und die

scheinbar große Nähe des Wassers konnten wir mit der Entfernung des Rauschens nicht reimen. Wir ließen den Wagen halten, gingen etwa zwanzig Schritte weit, mit jedem Schritte langsamer — bedächtiger — und standen — an dem Rande eines fürchterlichen Abgrunds. Unwillkürlich bebten wir zurück, und doch zog es uns mächtig an, in die schauerliche Tiefe zu sehen. Unser Standort war eine hohe senkrechte Felsenwand. Tief unter den Füßen ragten die Spitzen gewaltiger Bäume herauf, ihre dunklen Zweige versteckten den Meeresstrand und stimmten rauschend ein in das Wogengetön. Wenn man so unerwartet und überdieß am Abend vor das Weltmeer tritt oder vor Riesengebirgen steht, dann strömt das Gefühl des Unendlichen in die Seele, dann wird uns die Brust so voll, wir fühlen uns niedergeworfen in den Staub und wieder hoch empor gehoben von Bewunderung und von Ehrfurcht. Theilen Herzgeliebte solche Empfindungen mit uns, o dann schwellen die Wogen des Lebens und schlagen doppelt über uns zusammen. Augenblicke der Art sind selten, unerwartet und unvorbereitet sind sie da, darum halte, Wandrer, ihr Gedächtniß fest, denn die Ufer bleiben, die Wogen rauschen fort und immer fort, aber wir rauschen einmal vorüber und kehren nicht um.

Eben hatten wir unsere Plätze im Wagen eingenommen, als es anfing zu tropfen. Aus dem Tropfen ward heftiger Regen, und bald schienen alle Himmelsschleusen zerrissen. Der Schwager fuhr scharf, aber der Regen hörte auf als wir im Trocknen waren. Früh Morgens kamen wir nach Narwa und logirten vor der Stadt bei dem Russen Karl Petrówitsch. Die gemeinen Russen haben in Folge der Leibeigenschaft nur Vor-, keine Familiennamen. Söhne und Töchter fügen zu ihrem Vornamen den Vornamen des Vaters, mit Anhängung der Silben witsch und owna. So heißt auch der Kaiser Nikolái Pawlowitsch (Nikolaus, Pauls Sohn) und seine Gemahlin Alexandra Feodorowna (Alexandrine, Friedrichs Tochter). Die Zärtlichkeit der Russen liebt die Kosewörter, und bildet z. B. aus Anna Annuschka (Hannchen), aus Jakof Jáschenka (Jakóbchen), aus Iwán

Wánjuschka (Johann, Hänschen), auch werden die Wörter Wéra, Liubóf, Nadéschda (Glaube, Liebe, Hoffnung) als Vornamen gebraucht.

Von einem Wasserfall bei Narwa erhielt ich erst an Ort und Stelle Kunde, ward durch seine Schönheit außerordentlich überrascht und bitte jeden Reisenden, unmittelbar vor dem Thore von Narwa zehn Minuten lang am linken Ufer der Narówa hinauf zu spazieren. Selbst wer den Rheinfall sah, kehrt nicht unbefriedigt von hier zurück. Schweizerische Natur und Rebenhügel sind hier nicht, doch Schaffhausen besteht auch nicht aus Feenpaläſten, und für die Fälle der Narówa giebt's sehr malerische Standpunkte. Auch der Donnersturz an der Fischez ist hier nicht, doch möchte sich wohl ein Plätzchen für eine Fischez finden lassen, wenn nur die hohen Herrschaften nicht so unbekümmert vor der nordischen Schönheit vorbei galoppiren wollten. Nach Schaffhausen kommt man aus Deutschland wie die Jungfrau zum Altare, die himmlischen Alpen liegen vor uns im Rosenschimmer, aber bei Narwa ist links und rechts und um und um nichts als öde Fläche, und desto größer der Eindruck der Narówafälle. Ihr Toben in geringer Entfernung und der Staubregen mit dem Regenbogen kommt dem des Rheinfalls nahe. Die Narówa bildet drei Hauptfälle, der Rhein nur einen. Bei jener sind fleißige und genügsame Naturkinder, bei diesem unverschämte Schweizer, und nicht selten ein Heer unerträglicher Engländer. Bedenkt man, daß die Narówa der einzige Abfluß des großen Peipus ist, in welchen neunzig Flüsse und Flüßchen sich ergießen, dann wird man die herabstürzende Wassermasse nicht für unbedeutend halten. Wieviel Quart bei Schaffhausen und wieviel bei Narwa herabstürzen, das habe ich nicht gemessen. Will man geschichtliche Merkwürdigkeiten in Anschlag bringen, so erinnere ich daran, daß Karl XII. hier am 30. Nov. 1700 mit seinen Schweden die viermal stärkeren Russen besiegte. Dreißig tausend Russen streckten hier vor sieben tausend Schweden die Waffen, nicht das Gewehr, denn die meisten Russen hatten nur Piken, Keulen und

Schleudern, nebst 150 Kanonen. Karl schickte die Gefangenen in ihr Vaterland, den Offizieren gab er ihre Degen wieder und Geld dazu. Ein anderer Theil von Peters Heer wollte fliehen, die Brücke brach unter den Flüchtlingen und Tausende stürzten in die schäumenden Wellen der Narówa. Kurz, den Rheinfall darzustellen haben sich tausend Pinsel und Preßbengel angelegen sein lassen, vor der Narówa fährt man still vorüber und findet kaum in einer Geographie die prosaische Bemerkung, daß hier ein Wasserfall die Schifffahrt hemme. Vielleicht reißt die Schnelligkeit des russischen Fahrens alles hinweg, oder Petersburg zieht allmächtig an, oder die poetische Begeisterung friert im Norden ein, oder der Weinmangel läßt die reisenden Schöngeister kalt. Mein Entzücken war wenigstens nach der stürmischen Regennacht sehr groß, ich bin aber kein Poet und kann den Fall der Narówa nicht zu Ehren bringen. Das kleine hölzerne Narwa, welches außer den Wasserfällen, einer neuen schönen Brücke, einigen Reliquien auf dem Rathhause und vielen schönen Gesichtern der deutschen Einwohnerinnen nichts Sehenswerthes hat, wurde 1213 vom Dänenkönig Waldemar II. erbaut, 1553 von dem Großfürsten Iwan Wasiliéwitsch erobert, 1581 von dem schwedischen General de la Gardie genommen, und 1704 von Peter d. Gr. erstürmt. Seit dieser Zeit war Narwa Rußland unterthan und wird's wohl bleiben, so lange das Reich sich selbst erhält. Die am rechten Ufer der Narówa liegende Festung Iwangorod *) ist so unbedeutend wie die meisten russischen Festungen.

Je näher der Hauptstadt, desto schwieriger wird es auf den Stationen Pferde vorzufinden, weshalb man sich von Narwa an gewöhnlich der Lohnkutscher oder Jemtschicks bedient. Diese Leute sind nicht unbillig, ziemlich ehrlich und fahren selbst mit lahmen Pferden in 24 Stunden 18 Meilen bis Peterhof. Ingermannland hat rücksichtlich des Bo-

*) Górod heißt im Russischen Stadt, Iwangorod, Johannisstadt, so Elisabethgorod, Konstantinogrod, Nowgorod, Czarogrod u. a. m.

dens viel Aehnlichkeit mit Esthland. Alle diese Länder sind mehr von Menschen als von Mutter Natur verlassen, haben Moräste und Sandflächen, aber weit mehr urbares Land. Wie viel kläglicher als von Mitau bis Petersburg muß der Weg von Magdeburg über Frankfurt nach Königsberg gewesen sein, ehe noch Berlin die große Residenz wurde und Schnellposten auf chaussirten Wegen das Fortkommen möglich machten. Die eigenthümliche Tracht der blühenden Ingermannländerinnen hat mein Tagebuch nicht aufgenommen und mein Gedächtniß nicht treu bewahrt. So viel weiß ich jedoch, daß mir die diademartigen reich mit Gold besetzten Mützen der Weiber, und die schreiend rothe und gelbe Farbe ihrer eng anschließenden Kleider sehr auffiel. Hier, wie in einem großen Theile des Reichs tragen die Männer als festliche Kleidung lange blaue Tuchröcke, welche ohne Kragen dicht am Halse anschließen, von der Linken nach der Rechten herüber geschlagen und mit einigen Knöpfen oder einem Gürtel befestigt werden. Das gewöhnliche Hemde des russischen Bauern ist roth und blau gewürfelt, hat am Halse eine Goldlitze, über der Brust einen Schlitz mit Knopf und gleicht völlig der ehemaligen Studentenmode, nur mit dem Unterschiede, daß der Russe dieses Hemde über die Beinkleider bis zu den Knieen herunter hängen läßt. An einem Sonntage kamen wir Nachmittags durch ein Dorf, in welchem aus weiter Umgegend Jung und Alt sich zu einem fröhlichen Markte versammelte. Die russische Fröhlichkeit hat ein eigenes Gepräge, der ganze Körper schmiegt und biegt sich, und von der stampfenden Ferse bis zu den zärtlichen Wendungen des Kopfes begleitet jeder Theil des Körpers die überall tönende einfache Musik und das kunstlose Jodeln des Gesanges. Takt, Ton und Zeitmaß ist in den meisten Gesängen so sehr einander ähnlich, daß man immer dieselben Lieder zu hören glaubt. Ein munterer Mädchenkreis gab uns, während unsre Pferde gefüttert wurden, viele Lieder zum Besten. Ein kindisches Wohlbehagen an bunten Festkleidern liegt den Kleinen wie den Großen im Gesicht, und das Kaufen oder Verkaufen selbst der unbedeutendsten Klei-

nigkeiten gehört zum wahren Leben des Russen. Tabak zu rauchen fiel anfangs allen Europäern schwer, den Russen wurde es von ihren Priestern verboten, welche sich auf die Worte der Schrift beriefen: was aus dem Munde ausgeht, verunreinigt den Menschen. Ein rauchender Russe ist noch jetzt eine Seltenheit. Uebrigens ist der russische Tabak fein geschnitten, weich, hellgelb und von häßlichem Geschmack. Den Bart, eine schöne und ehrwürdige Zierde des Mannes, legt der Russe erst nach langem Zusammensein mit Ausländern ab. Sein blondes Haupthaar hängt schlicht herab, wird an Stirn und Nacken querüber abgeschnitten und zwar so, daß die Ohren davon eben bedeckt sind. Als Hof- und Feldbefriedigung sieht man von Memel an die lebendigen Hecken immer seltener, bis sie in Liefland ganz verschwinden. Mühsam geflochtene Zäune oder hohe Lehmwände wie in Sachsen kennt man nicht, sondern steckt Nadelhölzer als runde Knüppel oder in Scheiten dicht neben einander schräg in die Erde, legt sie bisweilen auch horizontal über einander, befestigt sie an beiden Enden durch eingerammte Pfähle, und hat darin viele Veränderungen, welche oftmals an einem Acker vereinigt eine lange Musterkarte von Zäunen geben. Unweit Peterhof bei dem Landgute eines russischen Großen sieht man zuerst Birkenhecken, über welchen sich einige runde pyramidenförmig geschorne Bäumchen erheben. Sie gefallen mir eben so wenig als die ähnlichen Tannenhecken Deutschlands, denn ich bin jeder Naturverstümmelung abhold. Birken müssen in den russischen Gärten die Stelle der Orangerie vertreten, aber in den Wäldern Ingermannlands sind sie recht heimisch, von wunderbarer Größe und Schönheit. Von der petersburger Straße waren wir eben links ab nach Peterhof gefahren, als wir eine Reihe niedlicher Höfchen und große Kartoffelfelder bemerkten. Wir vermutheten Landsleute in der Nähe, und die Vermuthung ward bestätigt. Elf deutsche Wirthe haben sich hier angesiedelt, von denen jeder 200 Rubel B. jährlich an die Krone bezahlt, frei vom Soldatendienste ist, Sprache, Kleidung und Sitte auf den Wunsch der Kaiserin nach väterlicher Weise treu bewahrt. Auf

schwarzem Schilde glänzt an jedem Hause der Name des Eigenthümers in goldenen russischen und deutschen Schriftzügen. Die Leute bauen Getreide und Gartenfrüchte, welche sie auf den Markt der Hauptstadt bringen. Große Anhänglichkeit an das deutsche Vaterland verrieth der junge Mensch eben nicht, welchen wir fröhlich als unsern Landsmann begrüßten. Er wußte nicht recht, ob seine Voreltern aus Sachsen oder Preußen eingewandert seien, und schien sich wie viele Bauern weder besonders glücklich noch unglücklich zu fühlen.

Peterhof

faßt nicht die Zahl der Gäste,
Die wallend strömen zu dem Völkerfeste.
Schiller.

Was man in Petersburg täglich bemerkt, trat uns in Peterhof zuerst und am stärksten entgegen — Glanz, Pracht, asiatische Herrlichkeit, wie sie gewiß nur an einem Orte der Welt zu sehen ist, und dicht daneben eine Rohheit, Unkultur und Armseligkeit, für deren Bezeichnung man sich vergebens nach Worten und Bildern umsieht. Zunächst eine Probe von der letzteren. Gasthäuser sind in Peterhof beinahe überflüssig, denn an den großen Festen sind alle Häuser Gasthäuser, fassen aber nicht die Hälfte der Menschenmenge, und an den übrigen Tagen des Jahrs fällt es selten jemandem ein nach Peterhof zu gehen. Lange sahen wir uns vergeblich nach einer Wohnung um, bis wir mit einem Lumpensortirer nahe bei der kaiserlichen Papierfabrik um ein Stübchen einig wurden. Weib und Kinder zogen aus, ließen einen Theil ihrer Habseligkeiten zurück und wir traten ein. Das Bedürfniß eines ruhigen Schlafs fühlt man nach mehrtägiger Reise stark, aber in die Plunderbetten mich zu legen, schien unmöglich. Heu und Stroh konnten wir erst für die zweite Nacht habhaft werden, bis dahin gaben Wagenkissen und Mantel ein erträgliches Lager auf platter Erde. Hier aber hüpften in ganzen Schwadronen die schwarzen Husaren her-

um, welche der Wiener Heimathshusaren nennt, und welche, wenn man sie erwischt, nie Pardon bekommen. Wanzen krochen aus den Ritzen der Holzwände, doch das Ekelhafteste war ein unausstehlicher Geruch fauler Lumpen, welche von dem Wirth als die besten Stückchen zurück behalten in Kasten und Töpfen unter dem Bette aufbewahrt wurden. Der finnische Meerbusen, welchem das Häuschen ganz nahe lag, gab ein erfrischendes Bad, aber des Nachtlagers wegen mochten wir die Wäsche nicht wechseln. Eine durchsichtige Bretterwand trennte uns von russischen Frauenzimmern aus Kronstadt, deren unaufhörliches Geschnatter in tiefer Mitternacht uns erst am Morgen schlafen ließ. Daß es in unserer Behausung um Topf und Teller, Messer und Gabel, Tassen, Schuhbürsten und alle sonst im Leben für nothwendig erachtete Geräthschaften sehr kümmerlich stand, läßt sich leicht erwarten. Ja, es fehlte sogar die bekannte Bequemlichkeit eines jeden Hauses, alle benachbarte Fremde, Herren und Damen, besuchten am Morgen und Abend den Strand, und es blieb ihnen kein anderer Trost, als Naturalia non sunt turpia. Einer der Unsrigen hatte sich eines Morgens in einen Kuhstall verirrt, ward attrapirt und sollte Strafe bezahlen. Wagen, Pferde und Kutscher kampirten Tag und Nacht unter freiem Himmel am Strande, und das schien den Jemtschicks gar nichts Ungewohntes, denn in ihre Kittel gewickelt schliefen sie unter dem Wagen sanft bis an den Morgen. Sie hätten sich ja in den Wagen legen können, allein das wagt ein gemeiner Russe bei seiner Herrschaft nicht, oder es ist ihm auch zu unbequem oder ganz gleichgültig. Wir hatten bei unserm Lumpensortirer noch ein goldenes Loos gezogen, denn selbst die Hütten der höchsten Offiziere waren eben so elend als die unsrige. Ihre Diener bivouakirten Nachts bei hellem Feuer am Meerbusen, und ihre Reitpferde hatten vor Tausenden von Menschen den großen Vorzug, daß ihnen ein Strohlager zu Theil wurde. Mögen auch die vornehmsten Russen eine solche Lebensart nicht nur ertragen, sondern gar nicht unbehaglich finden — sie sind Russen, und ich ein Deutscher, der sich innerhalb ei-

nes Sommers an solche schmutzige Wirthschaft weder gewöhnen kann noch will.

Ueber Peterhof selbst genügen wenige Worte. Peter der Große hat es erbaut und nach sich benannt. Viele architektonische Zierrathen und Vergoldungen des Schlosses sind im ältern Geschmack. Der untere große Garten hat gerade unabsehbare Laubengänge mit regelmäßigen Einschnitten und Bassins. Peter selbst hat diese Linien gezogen und diese Eichen, seine Lieblinge, gepflanzt. Nur der Garten auf der Rückseite des Schlosses und die übrigen Parkanlagen sind neu und wahrhaft schön. Unter den Lustschlössern in der Nähe der Residenz zeichnet sich Peterhof durch seine Lage am Meere aus, und wird von der jetzigen Kaiserin sehr geliebt. Oben auf der Marmortreppe mitten vor dem Schlosse hat man zu Füßen den Garten mit seinen Wasserkünsten und dem dunkeln Hintergrunde hoher Tannen. Ueber den Garten hinaus liegt der Meerbusen offen ausgebreitet, aus welchem zur äußersten Linken Kronstadt mit dem Mastenwalde des Hafens und der Flotte, zur äußersten Rechten die stolze Kaiserstadt mit vergoldeten Thürmen und Kuppeln empor steigt. Gegenüber liegt die Küste von Karelen in blauer Ferne. Um das Schloß her hat sich nach und nach ein Städtchen gebildet, dessen Häuser, Hütten, Plätze und Gärten schon am Montag Abend mit Menschen, Pferden und Wagen sich füllten.

Dienstags den 1. (13.) Juli war das Geburtsfest der Kaiserin. In der Nacht gingen die Kriegsschiffe bei Peterhof in gleichmäßiger Entfernung von einander vor Anker, bildeten vom Schlosse aus eine gerade Linie bis hinüber zur karelischen Küste, und begrüßten am frühen Morgen das Fest mit tausend bunten Wimpeln, Flaggen und dem Donner der Kanonen. Nun zogen die Garden auf, die der Infanterie, der Kürassiere, Uhlanen, Husaren, Kosaken, alle herrlich geschmückt in reicher Uniform, alle wunderbar an Größe, Schönheit und Wohlgestalt, ausgesucht in dem unermeßlich weiten Reiche, alle aufblühend, groß und furchtbar wie ihr Vaterland. Dazu kamen die Baschkiren mit den großen

Ohren, mit Bogen und Pfeilen über die Schulter, die Tscheremissen und Tschuwaschen mit den kleinen Tartarenaugen und dem Panzerhemde auf der Brust, Europens und Asiens Völker waren hier in Friede, Freundschaft und in bunter Mischung wie auf einer Musterkarte beisammen.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen!
Von Moskwa, von der Ostsee Strand,
Vom Finnen-, vom Mongolenland,
Von Asiens entlegener Küste,
Von allen Inseln kamen sie.

Kaiser und Kaiserin begaben sich in die Hofkapelle, und es folgten die Großfürsten und Großfürstinnen, der Kronprinz Oskar von Schweden und Prinz Karl von Preußen, die Fürsten und Großen des Reichs, die Hofdamen in ihrem Staat, die Kammerherrn, die Generäle und das Heer von Oberoffizieren, alle mit Orden und Bändern reich beladen. Jedes kaiserliche Lustschloß hat sein Gotteshaus, und wenn der Kaiser ein Fest feiert oder etwas Großes beginnt, dann knieet er zuerst in Demuth nieder vor dem Allgewaltigen, der allen Herrschern der Erde Kronen giebt und nimmt. So bringt es die strenge lobenswerthe Sitte Rußlands mit sich. Während des Gottesdienstes und überhaupt bis spät Abends strömten fortwährend die Menschen herbei. Fünf Dampfschiffe waren zwischen Petersburg und Peterhof in steter Bewegung, deren jedes 300 Menschen aufnahm, und die Entfernung von etwa vier Meilen in anderthalb Stunden zurück legte. Diese Dampfschiffe haben ihrem Besitzer an einem Tage 20,000 Rubel eingebracht. Bei ihrer Abfahrt anfangs in Petersburg und nachher in Peterhof war ein solches Gedränge, daß die Polizei sorgfältig Ueberfüllung verhüten mußte. Dazu rechne man die unendliche Menge derer, welche zu Lande theils fahrend, theils zu Roß und auf Schusters Rappen von Petersburg kamen. Auch das Landvolk der Umgegend zog aus den Hütten zum Glanze der Paläste. Wenn man endlich das Militair und alle die Personen nicht vergißt, welche zur Festfeier zunächst gehörten, von der ersten

Hofdame bis zu dem untersten Trödelweibe, und vom Ceremonienmeister und ersten Mundschenk des Kaisers bis zu dem letzten aller Lampenputzer, dann wird man glauben, daß das Menschengewühl groß und unbeschreiblich war. Nach Polizeiberichten soll am 3. August 1825, wo das Fest zum letzten Male Statt fand, die Zahl der Equipagen sich auf 4889, und die Menschenmenge sich auf 150,000 Köpfe, dieses Mal aber die der Wagen auf 8363, und die Menschenzahl beinahe bis auf 350,000 belaufen haben.

Nach beendigtem Gottesdienste wurden Kaiser und Kaiserin mit einem langen Hurrah von der jauchzenden Menge empfangen. Im Schlosse überall Wachtposten, aber für jede reinlich gekleidete Menschenseele aller Orten ungehindert freier Durchgang. In den breiten Gängen des Gartens lustwandelte die Menge und horchte den Musikchören der Garden. Die Kaiserin grüßte freundlich rechts und links. Sie ist das köstliche Band zwischen Monarch und Thronfolger, die süße Stütze jenes in dem vielbewegten Leben, die holde treue Führerin dieses, eine vortreffliche Familien- und Landesmutter. Wenn es in der Regierung eines Landes gut hergeht, so haben die Frauen gewiß nicht das letzte Verdienst. Der junge Thronfolger Alexander Nikolajewitsch wird sorgfältig erzogen und hoffentlich dem Vater an Kraft des Geistes wie des Körpers ähnlich. In Gardekürassieruniform mit weißem Koller, hohen Stiefeln und gewaltigem Degen trat der liebenswürdige Kaisersohn daher, grüßte freundlich alles Volk, und küßte seinen Oheim den Großfürsten Michael beim Morgengruße. O Du mein Knäblein, werde recht stark, denn eine schwere schwere Krone sollst Du tragen! Wenn man überall in den höhern Ständen Leute findet, welche eine kühle Entfernung zwischen Ehegatten eben für geeignet halten, das eheliche Band anziehend und erträglich zu machen; wenn diese hohen Personen, durch unaufhörliche dringende Staatsgeschäfte gezwungen, ihre Kinder nie sehen als bei Tafel, oder wann die ausstaffirten Kleinen in Gesellschaften geschleppt werden, — dann muß ich ihnen zum Aergerniß sagen, daß das kaiserliche Ehepaar auf dem russischen Throne gerade

das Gegentheil thut, und daß in Folge dessen die Großen des Reichs es nach und nach auch nicht unanständig finden, im ehelichen Leben auf Liebe, Treue und etwas Kinderzucht zu halten.

Der Kaiser hat eine schöne Gestalt, ist in der Kraft und Blüthe der Jahre, der Gewaltigste unter den Gewaltigen und doch wie ein Vater unter seinen Kindern. Eine wahre Majestät führt er das Zepter seines Reichs mit unerschütterlicher Hand, flößt Hochachtung und Liebe dem Guten, Schrecken und Furcht dem Frevler ein. Im vollesten Bewußtsein seines ganzen Berufs ist er in der Regierung ein Vater des Vaterlandes, in der Familie ein zärtlicher Gatte und Vater, im ganzen Leben ein vortrefflicher Mensch. In allen Beziehungen gleich ausgezeichnet ist er nach meinem Urtheile der größte unter den Monarchen Rußlands. Umnebelt von abgöttischen Weihrauchwolken, angeweht von eiskalter Kabinetsluft doch fortwährend menschlich zu denken und zu fühlen, das ist das Schwerste des kaiserlichen Berufs, und gebe der Himmel, daß Nikolaus ihn immer so herrlich wie bisher erfüllt. Doch ich will mich nicht erschöpfen in Lobeserhebungen; wo große Thaten reden, da bedarf's der Lobredner nicht. Könnte man so manchen kleinen Hofstaat nach Petersburg versetzen, so würden die Leute sich wundern, und vielleicht aufthauen aus ihrer lächerlich ceremoniösen Kälte, denn hier lernten sie, wie man Hofetiquette streng bewahren und verwerfen, wie man selbst auf dem höchsten Thron der Erde ein einfach-, natürlich-, menschlich-glückliches Leben führen könne. Wenn ich den Kaiser oftmals ansah, dann fühlte ich mich stets von Bewunderung menschlicher Größe ergriffen; blickte ich aber auf seine Generäle und Garden, und dachte an die Geschichte seiner Vorfahren und an die Unermeßlichkeit seines Reichs, dann überlief mich ein kalter Schauder und ich dankte Gott, daß er mich nicht zum Kaiser von Rußland gemacht habe. Möge der Himmel dem edlen Nikolai zum Heile Rußlands und Europa's eine lange segensreiche Regierung, und wenn er einst seine Thaten gethan hat, einen heitern Lebensabend und einen friedevol-

len Heimgang schenken! Wenn aber in einem Lande, wo die Sonne nicht untergeht, tausend grelle Widersprüche und himmelschreiende Ungerechtigkeiten vorkommen, wer wollte nicht bedenken, daß auch der beste Kaiser nicht allwissend, — ach, und wenn er auch den Frevel und das vom Gesetz bestätigte Unrecht kennt, daß er nicht allmächtig, nicht Gott ist. Wenn in Rußland Unrecht geschieht, so liegt es nicht am Willen, sondern meistens an der Ohnmacht des Monarchen. Er kann und darf bei tausend Dingen den Knoten nicht gewaltsam zerhauen, ohne alles in wilde Unordnung zu stürzen.

Der Hof ging zur Mittagstafel, an welcher heute nur die kaiserliche Familie und die königlichen Gäste Theil nahmen. Buntscheckige Lakaien, Läufer mit fliegenden Federn, Mohren mit dem Türkenbund und rothen oder weißen bauschigen Beinkleidern, Köche und Diener aller Art rannten eilig hin und her. Von Soldaten ließ man unzählige Schüsseln tragen, welche mit Kirschen, Erdbeeren, Aprikosen, Pfirsichen, Trauben, Melonen, Apfelsinen und Ananas gefüllt, den Zuschauer durch die Fülle und Schönheit aller Früchte hätten überreden mögen, daß man sich nicht unter dem sechzigsten Grade der Breite, sondern etwa in Genf befinde. Für die Volksmenge war im großen Garten gesorgt. Da zogen prachtvolle Zelte mit herrlicher Restauration die vornehmeren Zungen und Geldbeutel an. Da wurden Tausende auf kaiserliche Kosten von russischen Garköchen gespeist. Da standen unzählige Tische mit Brod, Wurst, Schinken, Hering, Zwiebeln, Schnaps. Da lagerten sich auf grünem Rasen lange Reihen von Verkäufern mit Honigkuchen, Apfelsinen, Beeren, Nüssen und andern Früchten. Da waren Tonnen mit Quas, Kislischtschi und Meth aufgestapelt, und eine Legion von Knaben schenkte umher wandernd aus großen Gläsern mancherlei erfrischende Getränke. So nahm ein jeder zu sich nach Gefallen. Leute, welche einander lange nicht gesehen in der großen Stadt, trafen hier zusammen, Reisende begegneten schon hier ihren Gastfreunden, allenthalben fröhliche Gesichter, der Unterschied der Stände ist verschwunden,

der Geburtstag seiner lieben Mutter ist dem Russen ein schöner Frei- und Feiertag.

Der Abend kommt heran. Im Schlosse ist Maskerade ohne Masken. Das klingt wie ein Wasserfall ohne Wasser, allein es kommt ja auf den Namen nichts an. Ganz Petersburg wird zu dieser Maskerade eingeladen und jeder reinlich Gekleidete eingelassen, er trage übrigens einen Bart wo und wie lang er will. Auf den Tafeln stehen köstliche Speisen und Früchte, von denen jeder nach Gefallen nehmen kann. Man spaziert in Dominos herum, es wird getanzt und überall nimmt der Kaiser, die Kaiserin und der ganze Hof Theil an der allgemeinen Lust. Zu einem ähnlichen Feste in Petersburg am Neujahrstage wird das Volk förmlich eingeladen, 25,000 Billette vertheilt, und die Bärte — so nennt der vornehme Russe die gemeinen — bewegen sich mit eigenthümlich fröhlichem Anstande in den gastlichen Hallen des Winterpalais, als wären sie da zu Hause. Zurück nach Peterhof! Während der Maskerade wogt draußen im Garten das Menschengetümmel und erwartet mit Sehnsucht die Dunkelheit der Nacht. An den verschiedensten Punkten versammeln sich Schaaren von Lampenputzern und harren ihres Signals. Gegen zehn Uhr rufen drei Raketen das Schöpfungswort: es werde Licht! und in kurzer Zeit ist alles von einigen hundert tausend Lampen erleuchtet. Aber o wehe! jetzt redet der Himmel ein Wörtchen darein. Ein Regenguß treibt die Menschen unter die Laubdächer und in die Pavillons. Wenn auch der gemeine Russe sich seiner Haut und Kleider wegen wenig um den Regen kümmert, so beseufzt er doch die Freudenvereitelung, und alle merken, daß der Himmel nicht zu vergessen sei unter dem Jubeln und Frohlocken. Diesmal genügt ihm ein kurzes Notabene — die Wolken fliehen und die Freude wird desto größer. Vom Schlosse aus gesehen vereinigt sich aller Glanz in einer hundert Fuß hohen Sonne, welche über dem Kanale, zwischen den Bäumen des Gartens und noch über sie hinaus ragt. In ihrem Mittelpunkte glänzt der gekrönte Namenszug der Kaiserin. Dahinter auf dem Meerbusen die Kriegsschiffe mit bunt er-

leuchteten Tauen, Segelstangen und Masten, deren Schein sich tiefer zurück im nächtlichen Dunkel verliert. Der feenartigste Anblick ist unmittelbar vor dem Schlosse. Drei Hauptfontainen treiben eine gewaltige Wassermasse in die Höhe. Aus dem Löwenrachen fährt der gewaltigste Strahl und stürzt rauschend auf Haupt und Schultern des goldenen Simson. Tritonen und Delphine blasen starke Strahlen in großen Halbkreisen. Tausend andere Fontainen von verschiedener Größe hüpfen um die Tuffsteingrotten empor. Ueber die Terrassen herab scheinen Lichtströme zu rauschen, indem das Wasser über breite halbrunde Goldbleche fällt und sich in Spiegelscheiben vertheilt, unter welchen Lampen brennen. Millionen sprühende Wassertropfen, mit Glanzdiademen, Sternen und Sonnen umgeben, glänzen bei tausendfachem Lichte, und die Lichter spiegeln sich wieder in den schäumenden Wassern. Brücken, Pavillons und Badehäuser im Garten sind hell erleuchtet. Einen Haupttheil der Erleuchtung bilden endlich die drei langen Wege, von denen der mittlere für Wagen, die andern für Fußgänger bestimmt sind. Hier glänzen sechs Lichtwände neben einander, jede Wand 8 bis 12 Fuß hoch, schnurgerade und Viertelstunden lang. An ihren Enden kleine Pavillons, kreisrund gebaut, in deren Mitte Fontainen, und hinter denen wieder die Fortsetzung der Lichtwege bis an das Ende des Gartens. Nach zwölf Uhr fuhr der Kaiser und die Kaiserin langsam durch den Garten in einem offenen Wagen, welcher der Länge nach getheilt auf zwei langen Polstern Sitze für die kaiserliche Familie und die fremden Prinzen hatte. Solche Wagen heißen Phaëtons und werden nur bei dieser Gelegenheit gebraucht. Nun folgten im langen Zuge die Hofdamen und wer sich sonst dem Zuge anschließen mochte. Erst um $1\frac{1}{2}$ Uhr kehrte der Hof aus den schimmernden Alleen in das Schloß zurück. Das Volksgedränge war die ganze Nacht hindurch entsetzlich, und in der Nähe des Schlosses mußte man wirklich fürchten erdrückt zu werden, doch habe ich von keinem Unglück gehört. Es mochte zwei Uhr sein, als ich mit den Gefährten in die Haderlumpenhütte mich zurück zog. Am nördlichen Himmel

hatte sich das Abendroth nicht verloren. Matt und müde von den Herrlichkeiten des Tages und von dem Glanze der Nacht war ich damals, matt fühle ich mich auch jetzt nach der vergeblichen Mühe, die empfangenen Bilder in schwachen Zügen wieder zu geben. Die wogende Menge von 350,000 Köpfen, das rauschende Wasserspiel und das zauberische Lichtmeer von unzählbaren Lampen dem Leser in Worten vorzumalen, ist unmöglich, es fehlt mir an Ausdrücken und das Papier bleibt todt. Zum Schluß nur noch die Bemerkung, daß die Vorbereitungen zu diesem einzigen Feste 600,000 Rubel kosteten.

Ehe wir am andern Morgen Peterhof verließen, besuchten wir die sehenswerthe kaiserliche Papierfabrik. Ihre vortrefflichen englischen Maschinen zu beschreiben, ist hier nicht der Ort. Das Papier wird nicht in einzelnen Bogen geschöpft, sondern von beträchtlicher Breite und beliebiger Länge zwischen vielen Walzen geglättet und am Ende aufgewickelt ähnlich der fertigen Leinwand am Webstuhl. Nun erst wird es in einzelne Bogen zertheilt. Diese Art der Papierfabrikation ist etwa dreißig Jahre alt und seit geraumer Zeit auch bei Berlin, Heilbronn und anderwärts eingeführt. Das Papier zu Peterhof ist glatt, fein und schön, nur fehlt es ihm noch an Festigkeit, denn bei scharfer Feder und dünner Dinte scheint die Schrift stark durch. Mit der Papierfabrik steht die Steinschleiferei in Verbindung. Wer Liebhaber von eingebildeten Kostbarkeiten ist, und wegen des Aufenthalts in Petersburg nicht zu sorgen hat, kann sich hier an Ort und Stelle mit Juwelen behängen.

Der etwa drei Meilen lange Weg von Peterhof nach Petersburg ist wie alle zu kaiserlichen Lustschlössern führende Straßen sorgfältig unterhalten. Er führt ununterbrochen zwischen schönen Landsitzen, Parken und lieblichen Gartenanlagen hin, wo Birkenwäldchen, Gruppen von Nadelholz, Wiesengründe und Seedurchsichten beständig wechseln. Im Lande des ewigen Frühlings kann man nicht größere Anlagen machen, nicht freundlichere Villen bauen als hier am Meerbusen Finnlands. Aber der Name der russischen Landhäuser

klingt barbarisch, sie heißen Datschen, in Kur- und Liefland etwas lieblicher Höfchen. So weit das Auge reichte war die Straße nach Petersburg von Fuhrwerken aller Art gedrängt voll, und ein Kutscher wollte es dem andern im schnellen Fahren zuvor thun. Hier fielen mir zuerst die langen Karavanenzüge zwischen Petersburg und den kaiserlichen Lustschlössern auf. Die wenigen Pferde nämlich, welche der Hof hält, sind nur zum Gebrauch der kaiserlichen Familie bestimmt und stehen nicht jedem Kammerdiener und Hofnarren zu Gebote. In Deutschland giebt es Prinzchen, welche dreißig und mehre kostbare Pferde halten, und welche, wenn sie mitten in ihrem Reiche vom Pferde stürzen, beinahe fürchten müssen, über die Landesgrenze zu fallen. Aus dem russischen Reiche lassen sich achtzehn tausend einhundert und siebzig Flicken schneiden, von denen jeder so groß ist, wie das Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen, und doch giebt man in Petersburg das, was ein unnöthig großer Marstall kosten würde, lieber den armen Fuhrleuten zu verdienen. Wenn im Sommer die kaiserliche Familie jeden Tag der Woche in einem andern Lustschlosse verlebt, dann werden mehre hundert einspännige Wäglein gedungen, welche am Tage vor Ankunft des Hofes alle mögliche Bedürfnisse dahin fahren, Tags darauf die Ueberbleibsel nach der Stadt zurück bringen, oder ihre Richtung nach einem andern Schlosse nehmen. Diese Züge haben ein asiatisches Ansehen, und in ihrer Gesellschaft treten wir nun aus dem Gewimmel und Staube der peterhofer Rennbahn — Spritzwagen sind noch nicht eingeführt — in die majestätische Hauptstadt des Selbstherrschers aller Reussen.

St. Petersburg.

Ha! mich umschlingen weit Sankt Petersburgs kreuzende Gassen,
Mancher Zauberpalast, voll des Goldes und Grams.

Gewaltig ist der Eindruck, welchen das nordische Palmyra auf den Reisenden macht. Da ist des Anziehenden, Auffallenden und Merkwürdigen so viel, daß der Fremde nicht weiß, wohin er sich wenden, was von Allem er zuerst beschauen soll. Manches wird er zu wiederholten Malen sehen, und an einem Tage kann er die verschiedensten Bilder in sich aufnehmen, ohne sie zu verwischen, und ohne zu schwindeln wie das Kind vor einem Guckkasten. Anders verhält es sich mit dem blos geistigen Sehen und Nachempfinden des Lesers. Bei ihm ist die größte Ordnung und Klarheit nöthig, wenn in seinem Kopfe nicht alle Bilder chaotisch sich verwirren sollen, bei ihm müssen große Hauptmassen hervortreten, und von der Betrachtung des Einzelnen muß er aufsteigen zu dem Eindruck des Ganzen.

Die Geschichte des jungen Petersburg ist kurz, man müßte sie sonst mit dem Schweden Thorkel Knutson anfangen, welcher 1298 an der Newa landete und an der Swarta, vielleicht der heutigen Tschornaretschka (d. h. schwarz Flüßchen) die Festung Landskrone anlegte. Die Burg des heiligen Petrus wurde einige Jahrhunderte später 1703 auf einer Insel der Newa gegründet, 1784 mit Bastionen von Granit

versehen, und vor kurzem erst mit Backsteinen vollendet. Mit dieser Festung ist es gerade nicht weit her, denn sollte einmal der Feind aus dem Innern des Landes kommen — und wer will dafür bürgen? — dann ist er an Sümpfe gewöhnt und die Stadt steht ihm überall offen. Statt der Thore hat sie meist nur Schlagbäume, statt der Mauern und Wälle nur Gräben, vor welchen kein Kosak sich fürchtet. Wer im Besitz der Stadt ist, hat mit der Festung leichtes Spiel. Gegen feindliche Ueberfälle ist Petersburg nur vom Meere her durch Kronstadt geschützt. Doch überlassen wir dergleichen Betrachtungen den Söhnen des Mars. Um die Burg Sankt Peters bildete sich die Stadt nicht allmälig im Laufe von Jahrhunderten, sondern schnell auf den Befehl des russischen Herrschers. Dieser eine allmächtige Wille ist überall zu erkennen. Freie Aussichten auf die Stadt hat man nirgends, man komme, von welcher Seite man will. Ueber den nächsten hohen Gebäuden ragen hier und dort vergoldete Thürme weit entfernt von einander aus dem Nebel hervor. Bei unserer Ankunft fuhren wir durch unendlich lange Straßen, über große Plätze, staunten ob der unzähligen Prachtgebäude, wurden von ihrem Anblick ganz ermüdet, bis wir endlich das erwünschte Ziel erreichten und doch erst im Mittelpunkte der Stadt uns befanden. Um gleich beim Eintritt den gewaltigsten Eindruck zu erhalten, und nicht beim Fahren in den äußersten unbelebten Straßen die verschiedenartigsten Eindrücke portionsweise einzunehmen, rathe ich künftigen Reisenden, mit Kronstadt anzufangen, und von hier mit dem täglich abgehenden Dampfschiffe nach Petersburg zu fahren. Dann taucht die Kaiserstadt sanft aus den Fluthen auf, die Seeansicht ist herrlich, man steigt am englischen Kai aus, ist von Palästen umringt und fühlt sich auf dem Isaaksplatze von allen Wundern der Baukunst überwältigt.

Warum aber baute ein vernünftiger Mann eine solche Stadt in einen solchen Sumpf? Um das Land durch herbeigezogene Fremde zu kultiviren, hätte sich mancher eine fruchtbarere Gegend im Herzen des Reichs gewählt, allein Peter hatte in Holland gelernt, daß die tiefsten Sümpfe doch nicht

grundlos sind, und fremde Ansiedler wären ohne Zweifel durch eine lange Reise in den russischen Oeden von ihrem Vorhaben abgeschreckt. Im Auslande fürchtet man noch jetzt eine Reise nach Rußland, wenn man sie nicht mittelst Dampfmaschinen macht, gar sehr, denn dort geht's, denkt man, ins Unermeßliche und Ungeheure. Die Lage Petersburgs an einem Busen der Ostsee macht die Verbindung mit Deutschland und dem übrigen Europa leicht, und die Newa begünstigt durch ihren Zusammenhang mit dem Ladoga, Onega und der Wolga einen ausgebreiteten Handel bis tief in das Innere des Reichs. Sümpfe innerhalb der Stadt verpesteten ehedem die Luft, jetzt sind sie mit Häusern bebaut, in Kanäle und öffentliche Plätze umgewandelt, aus den Gräben um die Admiralität sind Boulevards, aus der alten Zarenwiese ein prächtiger Paradeplatz, das Marsfeld, geworden. Newa und Meerbusen nehmen viele schädliche Dünste hinweg, und ein unangenehmer Sumpfgeruch hat nur über der Tschornaretschka meine Nase beleidigt. Einen großen Uebelstand könnte man hier erwarten, welcher Amsterdam und Hamburg drückt, Mangel an gesundem Trinkwasser; auch erinnere ich mich nicht in Petersburg irgend einen Brunnen gesehen zu haben; allein die Newa und deren Kanäle versorgen die Stadt mit dem reinsten und schönsten Wasser, welches dem Ankömmling in den ersten Wochen starke Leibesöffnung macht, dann aber sehr wohl bekommt.

Vom Frühling und Herbst sollen die gebornen Petersburger schwache Begriffe haben. Jener ist ein großer Windbeutel, und streut den Leuten viel Sand in die Augen, dieser bringt weder Obst noch Trauben, sondern schwarze Wolkentage und auf den Straßen unendlichen Schmutz. Katharina pflegte zu sagen, Petersburg habe acht Monate lang Winter und vier Monate lang schlecht Wetter. Bewohner von Petersburg, tröstet euch. Nördlich vom thüringer Walde und dem Riesengebirge finden wir die Wonne des Frühlings auch oft weniger in der Natur als in den Werken schmachtender Poeten. Der russische Sommer ist kein launisches Kind, sondern als thatkräftiger Mann treibt er Blätter, Blü-

then und Früchte, besonders Beeren im Galopp hervor, führt ein kurzes aber glühend volles Leben. Außerordentlich überraschend sind für den Fremden die Sommernächte. Nacht wird's eigentlich nicht, denn Abend- und Morgenröthe fließen am nördlichen Horizont in eins zusammen. Sterne sind am Himmel nicht zu sehen, auf der Straße und in der Nähe des Kaisers desto mehr. Andere Reisende wollen um Mitternacht tief im Walde Bücher gelesen haben, ich fand es heimkehrend von den Wanderungen halb ein Uhr so hell im Zimmer, daß ich ohne Talg- und Mondlicht bequem lesen und unbequem schlafen konnte; ja ich mochte nicht zu Bette gehen, wäre es nicht beim Erwarten der Dunkelheit zunehmend heller geworden. Das Fahren der Gondeln und das Rasseln der Droschken hörte nicht auf. Vorhänge und spanische Wände mußten eine künstliche Nacht bereiten. Auffallend schnell nehmen dagegen auch die Tage ab, und am 6. August (26. July) war ungeachtet des Vollmonds Abends neun Uhr schon völlige Dunkelheit eingetreten. Der empfindlichen Abendkühle wegen sah ich um eben diese Zeit viele junge Leute beim Spaziergange in Mäntel gehüllt. Vom ersten August a. St. an werden die Straßen erleuchtet, und der 30. August macht den Anfang des bürgerlichen Winters. Dann sind alle Zugvögel nach der Stadt zurück gekehrt, die Wintergesellschaften und Klubbs beginnen, und die Handwerker arbeiten Abends bei Licht. In der Mitte Novembers pflegt die Newa mit Eis bedeckt zu werden, und es tritt eine regelmäßige Kälte zwischen 10 und 30. Grad ein. Gegen sie ist man in den Häusern durch gute Oefen, unterirdische Wärmekanäle und Doppelfenster, auf der Straße durch Nasen- und Ohrenfutterale und durch Pelze geschützt, welche letztere jedoch in Petersburg theurer sind als in Leipzig. Alle Deutsche gestehen, daß sie die Unannehmlichkeiten des Winters weniger in der neuen als in der alten Heimath empfinden, ja daß der Winter die angenehmste und fröhlichste Zeit des Jahres sei, und man im Auslande von den Annehmlichkeiten einer Spazierfahrt in den stillen mondhellen Winternächten gar keinen Begriff habe. Napoleon hat aus

dem Grunde der Annehmlichkeit seine russische Schlittenpartie wohl nicht gemacht.

Bei einem Umfange von vier deutschen Meilen hat Petersburg kaum eine halbe Million Einwohner, woraus erhellt, daß die hundert Fuß breiten Straßen nicht überfüllt von Menschen sein können. Wenn unter Kaiser Paul manche Gebäude eine finstere Farbe erhielten, so hat Alexander Petersburg etwas weiß gemacht, denn seinem Geschmack hat man den freundlichen, hellgrünen, hellgelben, bisweilen blendend weißen Anstrich der meisten Häuser zu danken. Eine rabenschwarz und blutroth angestrichene Dintenfabrik wie in Berlin würde die petersburger Polizei nicht dulden, und wenn die Grillen eines Hausbesitzers es hier zum Prozeß kommen ließen, so würde die russische Gerechtigkeit mit dem Schwerdte drein hauen. Alle neue Gebäude werden massiv, mit vielem Geschmack, im italienischen Style aufgeführt. Die kleinen Holzhäuschen verschwinden immer mehr, und man sieht sie nur noch in den entfernteren Stadttheilen. Häuser von Fachwerk sind ganz unbekannt. Die Straßen sind schnurgerade, abwechselnd in rechten, spitzen und stumpfen Winkeln angelegt. Enge Gäßchen und Durchgänge sind nirgends zu finden. Drei lange Straßen laufen wie Strahlen eines Sterns auf dem schönsten aller Plätze zusammen, und haben den vergoldeten Admiralitätsthurm zu ihrem Mittelpunkte. Dadurch kann sich der Fremde in einem ansehnlichen Theile der Stadt leicht orientiren. Die längste und schönste von ihnen ist die newskische Perspektive. Sie hat in der Mitte außer dem Pflaster zwei chaussirte Wege, auf denen es von Droschken wimmelt. An den Seiten stehen prachtvolle Privathäuser, mehre Kirchen, namentlich die kasansche, der große Kaufhof, viele Galanterieläden und Fruchtbuden. Ein weder durch auffallende Größe noch Schönheit ausgezeichnetes Privathays dieser Perspektive ist mir bekannt geworden, welches 140,000 Rubel jährliche Miethe trägt. Die Trottoirs bestehen aus großen Granitplatten, welche dem Fußgänger sehr zu Statten kommen, doch nicht verhindern, daß man Abends herzlich müde zu Hause anlangt. Soltau klagt 1811 über

die schlechten Trottoirs, hat erst in wenigen Straßen Granitplatten gesehen, und jetzt beträgt ihre Länge zusammen dreißig deutsche Meilen. Er beschwert sich auch über die Droschken, welche jetzt zierlich, elegant und stark sind, und deren Anzahl sich über 3000 beläuft. Sie sind nicht solche schwerfällige Fuhrwerke à demi fortune wie in Berlin und Königsberg, sondern offen und leicht. Die Kutscher, Iswoschtschick genannt, fordern viel wie alle Russen und lassen sich handeln, fahren gut, und müssen nothwendig ehrliche Leute sein, denn sie haben wie die Hunde in Baiern ein Blech mit der Nummer an sich hängen, bei welcher in den Polizeiregistern ihr Name steht. — Ueberall auf großen Plätzen und Straßen sieht man grüne Futterkasten für die Pferde der Iswoschtschicks, und wer sich sonst ihrer bedienen mag. Im Winter kommen viele Bauern der weiten Umgegend als Fuhrleute nach der Stadt, wo sich die Zahl der öffentlichen Schlitten auf 10,000 belaufen soll. Zu bestimmten Stunden des Tages und durch bestimmte Straßen fahren Omnibus, d. h. öffentliche Wagen, in und auf welchen eine Menge Menschen Platz findet. — An einigen großen Plätzen sind Feuerstellen mit eisernem Dach und Granitbrustwehre, wo im Winter Kutscher und arme Leute sich am hellen Feuer wärmen. — Nachahmungswerth für große Städte sind die kleinen Feuerwartthürme in allen Theilen der Stadt, auf denen beständig zwei Wächter sich aufhalten. Sobald irgendwo Feuer ausbricht, wird es durch gewisse Signale, in der Nacht durch Lichtkugeln, angezeigt, jeder nächste Wächter wiederholt die telegraphischen Zeichen und weiß an der Zahl und Gestalt derselben den Stadttheil, in welchem die Feuersnoth ist. Unter jedem dieser Thürme ist ein Spritzenhaus, dessen Leute und Maschinen augenblicklich in Thätigkeit gesetzt werden, denn man weiß genau, wann sie die Nachricht erhalten haben, und in wie kurzer Zeit sie an dem Orte der Gefahr eintreffen können. Jede Spritze hat jedoch einen bestimmten Kreis, dessen Gränzen sie bei ihrer Hülfsleistung nicht überschreiten darf. — Für die nächtliche Sicherheit sorgen Kosakenpatrouillen. Diese Kosaken

tragen rothe Jacken und blaue Pantalons, sind aber von Geburt keine Kosaken, sonst wären sie schlechte Sicherheitsbeförderer. — Bei den täglichen Wanderungen sind mir die entsetzlich vielen Orden und Bänder aufgefallen. Ob sich die Leute in Rußland wirklich so viel Verdienste erwerben, oder ob es bisweilen Orden regnet, weiß ich nicht. Hohe Bedeutung können sie unmöglich haben, und zur Abwechselung werden jetzt die Generäle mit Kanonen beschenkt. Nepos sagt im Miltiades: Eadem omnium civitatum natura. Ut enim populi nostri honores quondam fuerunt rari et tenues, ob eamque caussam gloriosi, nunc autem effusi atque obsoleti: si olim apud Athenienses fuisse reperimus. Mir ist die Stelle deshalb im Gedächtniß geblieben, weil einst meine Schüler in Berlin die Bestätigung derselben um sich her zu finden glaubten. In Rußland werden die alten Sprachen wenig traktirt, und vielleicht sind jene Worte in usum delphinorum gestrichen. — Zu den Kuriositäten Petersburgs gehören die Kuhhirten mit gellender Trompete und die Sparsamkeit, mit der man einige Grasplätze innerhalb der Kaiserstadt von Kühen abweiden läßt. Aehnlich wird von Torneä scherzhafter Weise gesagt, daß die Heuernte auf dem Marktplatze zu den Einkünften des Bürgermeisters gehöre. — In den Straßen Petersburgs sieht man auffallend wenig Mädchen und Weiber. Sie müssen theils in den Häusern, theils in der Heimath bleiben. Nur Männer ziehen aus allen Provinzen des Reichs *) zur Hauptstadt. Nur Männer gelten etwas unter einem militairisch orientalischen Volke. — Ausrufer, welche ihre Waaren feil bieten, hört man nicht. Anschlagzettel an den Straßenecken werden nicht geduldet; das Volk könnte sie ja doch nicht lesen, und was man den Vornehmen anzuzeigen hat, geschieht durch Zeitungen, welche die Polizei besser im Zaume halten kann. Ueber Muthwillen der russi-

*) Am 1. September 1832 belief sich die Gesammtzahl der Einwohner Petersburgs auf 479,993, wovon 339,246 männlichen und 140,747 weiblichen Geschlechts. Der Grund dieses Mißverhältnisses liegt in der Leibeigenschaft, worüber unten.

schen Journalisten wird sich in Petersburg niemand beschweren. Hier und in Wien ist man dem vielen Politisiren durchaus abhold, und selbst in Familienkreisen erwägt man wohl, was man spricht. — Der Einführung der Gaserleuchtung scheint die natürliche Beschaffenheit des Bodens, oder die Strenge des Winters, oder die entsetzliche Menge von Oel und Talg im Wege zu stehen, von welcher man sich am Ausflusse der Newa eine Anschauung verschaffen kann. Indessen ist die Vorzüglichkeit des Gases zu einleuchtend und in Petersburg nichts unmöglich, sobald es auf Verschönerung der Stadt ankommt. — An einem Aushängeschilde standen die Worte: Mlle. Nazon Zahn-Arztin. — Endlich hat die barbarische Hundetodtschlägerei mein Gefühl beleidigt. Früh Morgens bis fünf Uhr ziehen im Sommer Menschen auf den Straßen umher, welche auf ihr Handwerk sehr geübt Netze ausstellen, und die eingefangenen Hunde jämmerlich vom Leben zum Tode fördern. Für jeden bei der Polizei abgelieferten Hundeschwanz sollen sie 25 Kopeken erhalten. Man erzählt, ein früherer Gouverneur in den Ostseeprovinzen habe einmal den Befehl ertheilt, alle herrenlos umherlaufende Hunde ohne Unterschied todt zu schlagen. Der schnelle Tod ereilte auch den Hund, welcher dem Sohne des Gouverneurs gehörte. Untröstlich über den Verlust seines Lieblings eilt der Sohn zum Vater, macht ihm die bittersten Vorwürfe und — der Befehl wird zurück genommen. Der Hundeübervölkerung wäre doch leicht durch eine Hundesteuer abzuhelfen.

An großen öffentlichen Plätzen hat Petersburg keinen Mangel. Einen nenne ich statt aller, den schönsten der Stadt, vielleicht der Welt, den Platz an der Admiralität. Hier steht der kaiserliche Winterpalast. Hier das neue Gebäude der Stabsoffiziere, dessen Vorderseite aus einem Kellergeschoß und drei Stockwerken mit 528 Fenstern nach dem Platze zu besteht. Oben auf dem Prachtgebäude — schwerlich möchte ein prächtigeres Wohnhaus vorhanden sein — steht eine Quadriga, die Siegesrosse nach dem Winterpalast zulenkend. Es folgen die drei Perspektivstraßen und zwischen ihnen lauter herrliche Privatgebäude, dann der Riesenbau

der Isaakskirche und das neue Senatsgebäude. Nun kommt die Isaaksbrücke, welche den größten Theil der Stadt mit dem auch nicht unbedeutenden Wasili Ostrow (Basiliusinsel) verbindet, und dadurch den Platz mit Menschen füllt. Das lange Admiralitätsgebäude mit den jungen Boulevards reicht auf der einen Seite dem Winterpalaste, auf der andern jener Brücke die Hand. Zwischen dem Palast und dem Stabe wird in der Mitte das Denkmal Alexanders errichtet, bestehend aus einer rothen Granitsäule, welche an Größe alle bisher in der Säulenstadt bewunderte Säulen übertrifft. Der Granitblock lag noch in Finnland, aber an dem Fundamente wurde gearbeitet. Das ganze Monument bekommt eine Höhe von 150 Fuß. Der aus einem Stück bestehende Säulenschaft allein beträgt 84 Fuß Länge und hat im Durchmesser 14 Fuß. Kapital und Fuß ist aus den im letzten Türkenkriege eroberten Kanonen gegossen. Oben auf dem Denkmal wird eine Statue die Religion darstellen *). Endlich gedenke ich noch der Statue Peters d. Gr., welche in der Nähe der Brücke, des Senats und der Isaakskirche steht. Sie ist bekanntlich das Werk Katharina II., ausgeführt von dem Franzosen Falconet, und stellt den Kaiser in kolossaler Größe zu Pferde dar, im Galopp einen Granitfelsen hinauf reitend; das Gesicht voll Majestät, die rechte Hand segnend ausgestreckt über die Newa und deren Kais. Ueber die Schwere des Granitblocks sind die Lesarten verschieden, indem die meisten ihn 17,000, andere 30,000 Centner schwer sein lassen. Vielleicht geben jene die jetzige, diese

*) Spätere Nachrichten haben die glückliche Errichtung der Alexandersäule gemeldet, welche der Baumeister Montferrant mit 3000 Mann bewerkstelligte. Die Säule wiegt 1,840,000 Pfund, wurde aber von 60 Tauen gehalten, welche so stark waren, daß sie eine Last von 38,400,000 Pfund zu tragen vermochten. An dem kolossalen Balkengerüst waren allein 2,600,000 große Schiffsnägel verbraucht. Gerüst und Hebungsmaterialien kosteten 603,000 Rubel. Die Kosten des Säulenschafts beliefen sich auf 202,500 Rubel, und die übrigen Kosten für Fundament, Basis, Kapital u. s. w. mögen auch nicht gering gewesen sein.

die frühere Schwere an. Wie der Block von Cephalim viel Meilen weit herbeigeschafft und die Arbeit durch zwei oben auf stehende Trommelschläger geleitet worden, ist bekannt. An der Statue wurde zwölf Jahre lang gearbeitet und die Kosten des Ganzen beliefen sich über 100,000 Thaler. Das sind große Summen — das muß wohl ein großes Werk sein. Reisebeschreiber und Topographen stoßen gewaltig in die Posaune und so kommt es, daß man sich von weltberühmten Dingen dennoch zu große Vorstellungen machen kann. Mir ist es hier und beim Rheinfall so ergangen, und ich rathe jedem, sich vor der Reise nicht zu tief in die kommenden Schönheiten hinein zu phantasiren. Am Rheinfall fehlte mir auf der schaffhauser Seite der Meilen weit hörbare Donner des Sturzes. In Petersburg ist der Granitblock offenbar zu sehr ausgehauen. Warum blieb er nicht, wie er war? Peter hat seinen Koloß rauh vorgefunden und aller Mühen ungeachtet rauh hinterlassen. Nur gar zu unförmlich hervor springende Ecken konnten abgeschlagen werden, denn mehr hat Peter auch nicht gethan. Durch das Behauen des Blocks hat sich der Künstler an seinem Werke versündigt, er war aber ein Franzose und die Franzosen wollten damals alles recht schlicht und eben machen, und die Natur durch Unnatürlichkeiten verbessern. Beschauen wir das Kunstwerk näher, so ist es doch ein tollkühner Kosakenstreich, einen Granitfelsen, zumal einen so glatten, hinan zu galoppiren, aber Peter hat es nie an Besonnenheit gefehlt, selbst bei Narwa nicht, als er das Hasenpanier ergriff. Auch pflegte Peter nicht zu reiten, sondern zu fahren, den Hirschfänger stets an seiner Seite, in der Hand den Rohrstock als Stimulus zu großen Dingen, zugleich als einfache Grundlage seines Kriminalkodex. Das Wasser war sein Element, und vom Wasser holte er den Tod. Auf solche Dinge sollte man bei Errichtung einer Statue Rücksicht nehmen. Das Kostüm des Kaisers ist nicht griechisch, nicht russisch, nicht antik, nicht modern, die Frucht des damaligen verderbten französischen Geschmacks, ähnlich den Statuen auf dem Wilhelmsplatze in Berlin. Ob der rechte Arm et-

was zu lang ist, darüber mögen Künstler entscheiden. Die unmäßige Länge des Pferdeschweifs wird dadurch entschuldigt, daß auf ihm ein Theil der Last ruht. Das majestätische Gesicht des Felsenmannes — das war und das bedeutet Peter — und das Hinweisen auf die bezähmte Newa ist an der Statue das Beste, denn Gründung einer Haupt- und Handelsstadt an einem schiffbaren Strome war Peters Lieblingsgedanke. Dieser Gedanke ist zum Erstaunen verwirklicht, seine Verwirklichung sieht man gerade auf diesem Punkte am schönsten. Zögernd geht man deshalb oft vorbei und sieht mit immer neuem Wohlgefallen die wechselnden Lichter des Tages und die Schatten der Nacht um die hohe Gestalt des Felsenfesten spielen, gleich wie der Wechsel irdischer Umgebung um den großen Geist sich bewegt.

Die Anlegung des Sommergartens fällt auch in jene Zeit, wo man den geraden Weg überall für den besten hielt, Baum und Busch verstümmelte und durch todte Marmorbüsten Leben verbreiten wollte. Die Natur rächt sich für solchen Mißbrauch und jenes Leben erscheint jetzt in Moos gekleidet. Der Garten steht dem Publikum offen, im ersten Frühling den Spaziergängern, im Sommer den Kinderwärterinnen eine gute Zuflucht. Am zweiten Pfingsttage athmet hier die feine Welt unter hohen Linden Frühlingslüfte. Uebrigens ist der Garten dumpfig, und das Schönste daran, das eiserne Gitter mit 36 Granitsäulen an der Newa. Daß ein Engländer, um dieses Gitter zu sehen, nach Petersburg kam und nach Besichtigung desselben sogleich zurück kehrte, ist veränderte Auflage einer alten Anekdote. Nachdem die Boulevards um die Admiralität, die Spaziergänge auf Krestowsky und Elagin angelegt sind, fehlt es den Petersburgern nicht mehr an öffentlichen Promenaden. Wer nur verdauen will, kann sich der Kais an der Newa bedienen. Der Garten der Gräfin Stroganow zwischen der Newka und Tschornaretschka hat außer schlanken Birken und einigen freundlichen Partien nichts Merkwürdiges, und wer von Petersburg abreist, ohne ihn gesehen zu haben, ist nicht zu beklagen. Der michailowsche Garten auf Kammenoi Ostrow

stand dem Publikum offen, so lange Alexander hier den Sommer verlebte, jetzt ist er auf strengen Befehl des Großfürsten Michael verschlossen.

Kein Reisender versäume den Admiralitätsthurm zu besteigen. Die 220 Stuffen bis zur obersten Gallerie werden etwas beschwerlich aber sicher erstiegen, und die Mühe durch den Anblick des schönsten Rundgemäldes von Petersburg belohnt. Da liegen die Riesenwerke der Baukunst alle auf einmal ausgebreitet, die Tempel und Paläste, die gewaltigen Plätze, die wogende Newa und der Meerbusen, die Perspektivstraßen mit ihrer blauen Unendlichkeit. Dieser unbeschreibliche Anblick gehört zu dem Schönsten, was man in Petersburg sieht. Beim Blick auf große Städte wird das Auge gewöhnlich verwirrt und ermüdet, hier aber theilt die Newa und die Perspektiven das Ganze in gesonderte Massen, zwischen denen man sich leicht zurecht findet. Ein kundiger Freund und Führer, der nichts desto weniger wünschenswerth bleibt, begleitete uns auf den Thurm und beim Anblick des Isaaksplatzes erzählte er den Hergang der Dinge in den Dezembertagen 1825. Großfürst Konstantin, sagte er, hatte sich 1820 mit der Gräfin Grudzinska, nachherigen Fürstin Lowicz, vermählt, und zwei Jahre später in einer geheimen Akte der Thronfolge entsagt. Als nun die Nachricht vom Tode Alexanders im Dezember 1825 sich verbreitete, blieb Konstantin in Warschau bei seiner Entsagung, hier in Petersburg aber kam eine unreife Verschwörung zum Ausbruch. Nikolaus schickte sogleich nach den Kasernen der Garden, acht Regimenter erkannten ihn als Kaiser an, nur zwei Kompagnien weigerten den Huldigungseid. Bewaffnet eilte das Häuflein hier auf dem Platze zusammen, da zwischen der Statue Peters und der Isaakskirche stellten sie sich auf und riefen Konstantin zum Kaiser aus. Eine Menge Volks war augenblicklich versammelt, der Platz wimmelte von Menschen und keiner wußte recht, was geschehen sollte. Da gab die Geistesgegenwart unsers Kaisers die entscheidende Erklärung, daß er dem Zepter Rußlands gewachsen sei. Mit freundlichem Gesicht und festem Schritt

trat er kühn unter die wogende Menge, grüßte und wurde jubelnd begrüßt. Die Empörer wollten nicht weichen und mit ihrer Zahl wuchs die Verwegenheit. Der Gouverneur der Stadt und mehre hohe Offiziere wurden von den Rebellen erschossen. Erst mit einbrechender Nacht und als Vorstellungen fruchtlos blieben, ließ der Kaiser die Kavallerie einhauen und mit Kanonen auf die Starrköpfe schießen. Jetzt flogen die Menschen aus einander. Einer meiner Freunde wurde dicht neben mir von einer Flintenkugel getödtet. Viele hundert Soldaten und neugierige Bürger fanden den Tod. Von den Leichnamen sah man am andern Morgen keine Spur. Sie waren über die Planken geworfen, mit welchen der Neubau der Isaakskirche umgeben ist, und wo sie später geblieben, ist unbekannt. In der Nacht wurden alle Verdächtige verhaftet und die spätere Untersuchung ergab Folgendes. Man hatte die kaiserliche Familie ermorden, vom Senat eine Konstitution erzwingen und das Land in drei Reiche theilen wollen. Oberst Pestel, das Haupt der Verschwörung, soll sich die Ostseeprovinzen zu seinem Königreiche ausgesucht haben. Diese verworrenen Pläne waren weit in der Armee verbreitet, und schon Alexander soll die trübe Kunde davon erhalten haben. Die Todesstrafe ist seit Katharina in unserm Lande gottlob nur für außerordentliche Fälle aufgespart. Jetzt wurden 36 Personen zum Tode verurtheilt, aber die Großmuth unsers theuren Nikolai schenkte den meisten das Leben. Daß jedoch die fünf Rädelsführer gewiß hingerichtet würden, wußte man allgemein, nur nicht Art und Tag der Hinrichtung. An einem Sommerabend kam ich spät zu Hause, fand viele Straßen mit Militair besetzt und hörte ein Flüstern über baldige Vollstreckung des Todesurtheils. Die Delinquenten saßen in der Festung, bei welcher dort auf jenem Rasenplatze früh Morgens den 24. Juli 1826 zuerst Kleider, Orden und sonstige Ehrenzeichen durch Feuer vernichtet, dann Galgen aufgeschlagen und alle fünf gehenkt wurden. Bei dem Einen riß der Strick, aber das schützte vor dem Tode nicht. Um sechs Uhr war alles abgethan, und das neugierig herbei strömende Volk hatte großen Theils nichts

gesehen. Man hat hier zu Lande also nicht die einfältige Abschreckungstheorie, und ich möchte behaupten, daß die meisten Eurer Delinquenten frühere Kollegen zum Schaffot gesungen haben, auch möchte ich wissen, welcher Verbrecher im Augenblicke der That, wo irgend eine Leidenschaft seine Seele durchwühlt, wo jede ruhige Ueberlegung und jede Erinnerung an frühere Hinrichtungen schwindet, sich abhalten ließe von einer That, die er in tiefster Verborgenheit zu thun glaubt. Hättet Ihr Gefängnisse wie die Nordamerikaner, oder ein Sibirien, wie die Russen, dann würden sich Eure Rechtslehrer wohl überzeugen, daß der Staat nicht eher das Recht habe, Todesstrafe zu verhängen, als bis die moralische Unverbesserlichkeit eines Menschen erwiesen sei, d. h. nie, und daß nur Zeiten wilder Revolution durch die dringende Noth des Augenblicks eine Ausnahme machen. Die Namen der hier Gehenkten waren Oberst Pestel und Murawieff-Apostol, die Lieutenants Rylejeff, Kachowski und Bestuscheff-Rumin. Das schöne Senatsgebäude hinter der Statue Peters wurde an jenem heißen Dezembertage von Kanonenkugeln beschädigt, bald darauf abgerissen und jetzt der neue Prachtbau aufgeführt. Ehe wir die Gallerie verlassen, könnt Ihr noch einmal an dieser Thurmspitze hinauf sehen und merken, daß allein ihre Vergoldung 60,000 Dukaten gekostet hat. Est aliquid!

Der Newastrom wird wie der russische Sommer als Mann geboren und seine Herrlichkeit währt kurze Zeit. Seine klaren Fluthen tränken die Menschen, nähren sie durch reichen Handel, und sind zugleich eine Hauptzierde der Stadt. Kaum ist der Strom von Osten eingetreten, so versorgt er zur Linken die Kanäle, breitet zur Rechten seine Arme aus, theilt sich in die große und kleine Newa, in mehre Newken, bildet viele Inseln, und überall an seinen Ufern glänzen die Werke menschlichen Fleißes. Nicht die Tiefe und Schnelligkeit des Stroms, sondern die Gewalt seines Eisganges hat bisher den Bau steinerner Brücken verhindert. Zwei große Schiffbrücken führen über den Hauptstrom. Ihre Bauart ist nicht so leicht wie die der Rheinbrücken bei Straßburg, Mainz und Koblenz, doch verhindern die großen Schiffe und

das starke Gebälk das viermalige Auf- und Abschlagen der Brücke an einem Tage zur Zeit des Eisgangs nicht. Anderwärts verbietet man das schnelle Fahren auf den Brücken, hier sind sie wahre Rennbahnen. Nur früh Morgens ist die Brückenpassage einige Stunden gehemmt, um die Kauffahrteischiffe hindurch zu lassen. Unter allen Newabrücken gewährt die beim Sommergarten wohl den imposantesten Anblick. Mitten vor der Theilung des Stromes steht die prachtvolle Börse, zur Linken einige Privatpaläste russischer Großen; dann das Marmorpalais, die Eremitage, der Winterpalast, die Admiralität und unterhalb der Isaaksbrücke der englische Kai, d. h. eine lange Uferstraße von Palästen englischer Kaufleute. Wer Frankfurt sah, preist die Bellevüe am Main, wie würde sie aber verlieren, wenn man sie diesem englischen Kai zur Seite stellte. Selbst die Flußansichten von Paris, London, Lyon und Bordeaux sollen ärmlich sein gegen diese Größe, und die Spreeansichten Berlins fallen gar weg, wie sehr sie auch manchen Stockberliner entzücken. Die Einfassung jener prachtvollen Uferstraße zu Petersburg besteht aus Granitquadern, unter denen sich an den Treppen, welche zum Wasser führen, Blöcke von zwölf Fuß Länge, verhältnißmäßiger Höhe und Breite befinden. Die Kanäle der Stadt sind eben so eingefaßt und einer von ihnen, die Fontanka, ist eine deutsche Meile lang, mit welcher parallel die übrigen in kleinern Halbkreisen herum laufen. Erwägt man die Schwierigkeit der Bearbeitung des harten Granit, die mühsame Herbeischaffung der ungeheuren Massen aus Finnland, und bemerkt zugleich, daß diese riesenartigen Anlagen dennoch beim Anblick der unzähligen Paläste und Prachtgebäude als unbedeutend beinahe übersehen werden, dann wird man mit Staunen gewahr, was menschlicher Wille und kaiserliche Münze innerhalb eines Jahrhunderts zu vollenden vermag. Wenn einst Rußland kultivirt und frei ist, dann wird kein zweites Petersburg gegründet. Nur unumschränkte Herrscher können solche Städte bauen. Um sich die Newabilder unvergeßlich einzuprägen, denn gedruckte giebt es bis jetzt wenige und meistens schlechte, macht man mit Freunden eine Wasser-

fahrt von der neuen Admiralität im äußersten Westen strom-auf bis zum taurischen Palast, und zurück auf der Newka an den zauberischen Landsitzen der wiburger Seite und Kammenoi Ostrow vorbei bis nach Elagin. Am schönen Sommerabend wird in den Gondeln der russische Nationalgesang nicht fehlen, und man schwimmt um die Inseln der Seligen. Einmal aber bin ich spät Abends bei heftigem Westwinde und vier Fuß hohen Wellen über die Newa gesetzt, wo mir eben nicht wohl zu Muthe ward. Die 156 Brücken reichen für Petersburg bei weitem nicht hin, deshalb läßt man sich an vielen Orten übersetzen, um beträchtliche Umwege zu ersparen. Bei jeder Ueberfahrt zahlt man dem Fährmann einige Kopeken und bedenkt die Krone mit einer. Gute Badeplätze fehlen, zum Ersatz für sie finden sich allenthalben auf dem Flusse schwimmende Badehäuser, welche gefahrlos und zum Schwimmen geräumig sind. Oeffentliche Schwimmschulen sind auch nicht vorhanden, was um so mehr auffällt, weil die Bildung der jungen Offiziere, ja die ganze russische Erziehung beinahe nur auf Erwerbung körperlicher Fertigkeiten hinaus läuft. Dem Lachsfang in der Newa sieht man im Vorbeigehen zu, läßt mit dem Netz die Erwartung anziehen, und außer den Fischern gehen alle lachend davon, wenn das leere Ende heraus kommt. Der für eine geringe Summe verpachtete Lachsfang ist oft einträglich, der Lachs selbst nicht so fein wie der rigasche. Zuletzt erwähne ich eine große Unart der Newa, ihr Anschwellen bei Sturmfluthen. Die erste bekannte Probe legte sie unter Peter 1715 ab, eben um die Zeit, wo der Zar aus Abneigung gegen Moskau Petersburg sich zur Residenz erkor. Diese Fluth war nicht so bedeutend als die zweite am 11. September 1777, wo das Wasser 12 Fuß über der gewöhnlichen Höhe stand. Am schrecklichsten war die dritte vom 7. (19.) November 1824, welche bei anhaltendem Südwest das Wasser in den meisten Straßen mannhoch und höher trieb. Es stieg von Morgens 8 bis 11 Uhr und war am Abend aus den Straßen fast verschwunden. Die Schiffe der Newa rissen sich los, und in Kronstadt strandete ein Linienschiff mit hundert Kanonen auf einem

öffentlichen Platze. Unzählige Menschen kamen ums Leben, unter denen mehre Gefangene im Kerker der Festung, und eine Menge Soldaten, welche auf dem Dache ihrer Kaserne Rettung suchten und bei einstürzendem Hause den Tod in den Wellen fanden. Viele Wohnungen sind seit der Zeit ungesund. Selbst die für eine menschliche Ewigkeit angelegten Granitquadern der Kais wichen auseinander. Rothe Striche, Messingtafeln und andere Merkmale bezeichnen an den meisten Häusern die fürchterliche Wasserhöhe. Hätte Peter eine solche Fluth erlebt, vielleicht wäre der Riese von seinen Planen zurück getreten. Wer bürgt dafür, daß nicht bei wiederholter Anfüllung des Ostseebeckens und bei unglücklicher Weise sehr anhaltendem Sturm aus Westen ganz Petersburg von den Wellen verschlungen werde? Der Gedanke ist schrecklich, aber die Möglichkeit hier eher vorhanden als in Venedig.

Petersburgs Paläste und Lustschlösser.

Wälle sinken, feste Schlösser
Hat die Macht der Zeit zerdrückt;
Keine Herrschermacht ist größer
Als die, die das Volk beglückt.
Arthur von Nordstern.

Großes entspringt aus Kleinem, der schwer bepanzerte Krokodill aus kleinem Ei, die Riesenpaläste Petersburgs aus dem hölzernen Duodezpalästchen oder dem Häuslein, welches Peter sich am rechten Ufer der Newa unfern der jetzigen Sommergartenbrücke baute. Ein kleines Haus, ein großer Geist! Wie oft ließe sich das Wort in Petersburg wohl umkehren? Das Haus ist so niedrig, daß der auch von Gestalt große Peter beim Eintreten gewiß sich bücken mußte, und daß die Fluth von 1824 beinahe das Dach erreichte. Der Erhaltung wegen hat man es in eine massive Kapsel gesteckt. In einem der Zimmer wird das vom Zar eigenhändig gezimmerte Boot gezeigt. Ein darin liegendes Segeltuch nehmen Reisende stückweise als Reliquie mit, allein es ist unvergänglich wie der Dintenfleck auf der Wartburg, und der alte Invalide behauptet die Aechtheit der Lappen eben so aufrichtig, wie er demüthig vor die Heiligenbilder tritt, bei denen viele Wachskerzen brennen.

Der Winterpalast, das eigentliche kaiserliche Residenzschloß an der Newa, unter Elisabeth gebaut, ein längliches Viereck, 450 Fuß lang, 350 tief, 70 hoch, hat ein Erdge-

schoß, ein Hauptstockwerk, darüber ein Entresol, und wird von 4000 Menschen bewohnt. Das Gebäude imponirt durch majestätische Größe, nur ist es mit Zierrathen und Schnörkeleien überladen, und macht deshalb keinen besonders günstigen Eindruck. Die Menge der Schornsteine erinnert an den kalten Norden. Ich zählte deren von unserm Logis aus 87, aber gewiß eben so viele waren noch im Hintergrunde versteckt. Mit dem Winterpalast steht die Eremitage durch einen bedeckten Gang in Verbindung, auch sind der Prachtzimmer und Kostbarkeiten so viele, daß ich nach mehrmaligem Beschauen ganz verwirrt immer nur die Eremitage gesehen zu haben glaubte, obgleich ich auch im Winterpalast gewesen war. Die Eremitage war Erholungsort für Katharina II., wenn sie die Bürde der Regierung in Augenblicken heiterer Muße vergessen wollte. Auch Kaiser Nikolaus soll mit seiner Gemahlin gern hier weilen. Für Rußlands gekrönte Häupter mag solch ein Schloß Eremitage heißen, sonst könnte man es füglich die kaiserliche Bildergallerie nennen. Sollte es indessen nur ein Kunsttempel sein, dann wäre der Glanz und die störenden Lichter zu tadeln, mehr Ordnung in den Schulen zu wünschen, und das kleine Naturalienkabinet ganz zu entfernen. Viele Gemälde hängen offenbar nicht wie Licht und Schatten, sondern wie gerade ihre Rahmen es verlangten. Von dem Gesehenen nenne ich Weniges. Eine reiche Sammlung von Originalgemälden des Claude Lorrain, unter denen die vier Tagszeiten. Vernets Tagszeiten und Mondscheingemälde. Drei große Bauerngesellschaften von Tenier. Die Jugend unsers Herrn vom Spanier Morillo. Die Kreuzesabnahme von Rembrandt. Die lesende Madonna von Leonardo da Vinci. Von Raphael, Dürer und Kranach Weniges, desto mehr von Mengs, Titian, Rubens und Vandyk. In der Gemäldesammlung aus Malmaison, welche Alexander der Kaiserin Josephine abkaufte, ist mir die berühmte Kuh in der undelikaten Stellung nicht zu Gesicht gekommen. Endlich erwähne ich noch die Nachahmung der raphaelschen Logen im Vatikan, und den Saal des Winterpalastes, welcher 360 Portraits russischer Generäle vom

Engländer Dawe enthält. Die böse Welt sagt, Dawe habe viele Originale im In- und Auslande verkauft, und die hier befindlichen seien zum Theil Kopien seiner Schüler. Das große Bild Alexanders zu Pferde ist ganz vortrefflich und ohne Zweifel des Meisters eignes Werk. Neun Jahre hat Dawe mit Anfertigung dieser Gemälde hingebracht. Viele reiche Russen bestellten sich Kopien aus dieser Gallerie, alle Welt wollte von Dawe gemalt sein, der Künstler sammelte ungeheure Schätze und starb in England 1829. Die vortreffliche Marmorbüste Alexanders giebt ein schönes Zeugniß von den Kunsttalenten — nicht der Russen, sondern des Russen, der sie verfertigte; denn Einzelnes zeugt nur vom Einzelnen, sonst müßten in Königsberg lauter Kante und in Frankfurt lauter Göthe's geboren werden. Zwei große Vasen von schwedischem, zwei von sibirischem Porphyr, alle röthlich mit weißen Punkten, letztere grobkörniger als erstere. Sechs blaugrün gestreifte Jaspisäulen, ungefähr zehn Fuß hoch, die größten der Welt von unschätzbarem Werthe. Außer vielen kostbaren Vasen eine ovale von sibirischem Marmor, welche kaum von vier Menschen umarmt wird. Die Glas- und Porzellanmanufaktur überreicht dem Kaiser jährlich Proben ihrer Arbeit, unter denen Vasen von vier bis sechs Fuß Höhe, in Rücksicht der Malerei und Schleiferei den besten ausländischen Arbeiten nicht nachstehen. Die Privatbibliotheken Alexanders, der Katharina, Diderots, des Abbé Galiani und Voltaire's mit dessen Statue sind ehrenwerthe Reliquien. Unter den Sälen des Winterpalastes steht der Georgensaal oben an. Er ist der erste in Rußland, denn hier ist der erhabene Kaiserthron, dessen Stuffen jeder mit allen Gefühlen der Ehrfurcht vor menschlicher Majestät berührt. Funfzig Millionen Menschen vergießen Schweiß und Blut für den Glanz dieses Thrones, und nennen den Selbstherrscher aller Reussen ihren Vater und seine Gemahlin ihre Mutter. Ach, das Herz dieses Vaters und dieser Mutter ist groß genug, die Millionen mit Liebe zu umfassen, wenn nur das Herz der übrigen Großen nicht oft so klein wäre! Alexanders kindliche Liebe ließ seiner theuren Mutter mehre

Zimmer im neuesten Geschmack, unbeschreiblich einfach, gediegen und kostbar einrichten. Die geliebte Landesmutter hat sie bewohnt, aber nur vier Wochen lang vor ihrer Reise in Rußlands südliche Gefilde und zu des Himmels friedevoller Heimath. Merkwürdig ist noch der im dritten Stock der Eremitage befindliche große Garten, mit Buschwerk, Orangerie und starken Birken besetzt, deren Spitzen hoch über das Dach hinaus ragen. Eintrittskarten für diesen Doppelpalast sind nicht schwer zu erlangen, und kosten wie alle dergleichen Karten in Petersburg, kein Geld, aber ein sehr fühlbarer Unterschied ist es, ob man im schlichten Rock mit bloßer Karte, oder mit Epaulets, oder gar in Gesellschaft eines hohen Staatsmannes die Säle betritt. Im letzten Fall steht das Heer von Aufpassern jedes Winks gewärtig, alle Schätze und Kostbarkeiten thun sich auf, es öffnet sich die reiche Daktyliothek und man erhält über alles die bereitwilligste und freundlichste Belehrung. Man braucht nicht Kenner zu sein, um sich von dem unschätzbaren Werthe der geschnittenen Steine zu überzeugen. Hier sieht man Meisterwerke in Jaspis, Karneol, Blutstein, Topas, Smaragd, Diamant, welche aus vielen Sammlungen, namentlich aus den römischen Palästen Barberini und Stozzi hieher kamen, der vortrefflichen neueren Abgüsse nicht zu gedenken. Die Grundlage dieser Gemmensammlung ist die Sammlung des Schwaben Natter. Dieser Wiederhersteller seiner Kunst hielt sich lange in Italien, Frankreich, England auf und starb 1763 in Petersburg, wo auch der zweite Theil seines Werks über Steinschneidekunst handschriftlich bewahrt wird, dessen ersten Theil er in London heraus gab, das Exemplar mit zwei Guineen verkaufte und als er nicht Absatz genug fand, die meisten Exemplare verbrannte.

Von dem Marmorpalaste weiß ich nur, daß Katharina ihn dem Fürsten Orlow erbauen ließ, das untere Stockwerk von Granit, die obern von dunkelfarbigem Marmor sind, und im Innern sich durchaus kein Holz finden soll. Das kleine Marmorpalais zu Potsdam ist mit diesem großen und äußerst kostbaren Gebäude kaum zu vergleichen, allein jenes

sieht wenigstens freundlicher aus als dieses. Das Innere des Palastes habe ich nicht gesehen, entweder weil sein damaliger Besitzer Großfürst Konstantin, ihn verschlossen hielt, oder weil das düstere Gebäude mich nicht anlockte, oder weil ich mich vor dem Beschauen der Paläste fürchte und herzlich froh bin, wenn's überstanden ist. Warum ich mich davor fürchte? — Weil man hier wie bei den Tafeln der Reichen selten ohne Ermüdung und Uebersättigung davon kommt. Es gehört Gewohnheit und lange Uebung dazu, bis man sich durch glänzende Nebendinge nicht mehr stören läßt im Genuß des Einzelnen und Vortrefflichen. Erlangten die Großen nicht frühzeitig diese Uebung, so müßten sie vor lauter Pracht und Fülle nothwendig untergehen. Manches Fürstenkind und mancher arme Schlucker hat sich auch wirklich den Magen daran verdorben.

Das alte michailowsche Palais bekommt durch seine Gräben, Zugbrücken und Schießlöcher im Kellergeschoß das Ansehen einer Festung. Paul ließ das Gebäude nach vierzig Jahre lang erlittenem Druck und bei verfinstertem Gemüth in aller Schnelligkeit aufführen. Der unglückliche, bald jähzornige, bald äußerst milde und liebenswürdige Monarch fand hier **1801** seinen Tod, wie man sagt von der Hand mehrer Suboff. Auf dem Vorplatze des Schlosses steht das unter Elisabeth **1744** gegossene kolossale Standbild Peters des Großen zu Pferde, mit der Inschrift: dem Aeltervater der Enkel **1800**.

Ein wahres Gegenstück zu dem vorigen ist der neue michailowsche Palast, seit wenigen Jahren erst vollendet und vom Großfürsten Michael bewohnt, der Bauart nach der schönste unter allen Palästen Petersburgs. Durch eine Reihe korinthischer Säulen, geschmackvolle Basreliefs, zwei ebenmäßig sich anschmiegende Seitengebäude und durch die Schönheit aller einzelnen Verhältnisse bekommt der Palast ein reiches, prachtvolles, wahrhaft kaiserliches Ansehn.

Der taurische Palast hat seinen Namen von dem Fürsten Potemkin, dem Taurier. Dieser Mann, welcher, um ein Ordensband zu bekommen, einen blutigen Türkenkrieg anfing,

und auf eine abschlägige Antwort Friedrichs des Großen wegen völliger Theilung des unglücklichen Polen hohnlächelnd sagte: Nie hätte ich geglaubt, daß König Friedrich romantischer Ideen fähig sei, — dieser allmächtige Günstling Katharina II. gab in diesem Palaste seiner Gebieterin so glänzende Feste, und bezahlte die Zurüstungen zu denselben so schlecht, daß die Kaufleute sich für verloren hielten, sobald ihnen Potemkin Waaren zu liefern befahl. Katharina kaufte ihm den Palast ab, Paul verwandelte ihn in eine Kaserne, Alexander stellte seinen vorigen Glanz wieder her, und bewohnte ihn selbst kurze Zeit. Hier weilte einst auch Louise, Preußens unvergeßliche Landesmutter. Vom tauriſchen Palast aus hielt unlängst Chosrew Mirza seine orientalisch glänzenden Aufzüge, und die Dienerschaft der persischen Hoheit soll die Zimmer des Palastes auf gut persisch beschmutzt verlassen haben. Auf einem Ball in Moskau wunderte sich der Prinz sehr über die unverschleierten Frauenzimmer. Von den jungen Damen gefielen ihm besonders zwei wegen ihrer Schönheit, und er erklärte, diese beiden wolle er kaufen, die eine für sich, die andere seinem Vater zum Geschenk. Als der Gouverneur ihm durch Dollmetscher antworten ließ, er könne mit den Damen tanzen und sich unterhalten, aber nur nicht sie kaufen, hielt es schwer, in den persischen Kopf europäische Ansichten zu bringen. Ein edler Gast, Kronprinz Oskar von Schweden, bewohnte während meiner Anwesenheit in Petersburg den tauriſchen Palast. Wegen der Seltenheit schwedischer Schiffe in Kronstadt, und aufgemuntert durch Schweden aus der Umgebung des Kronprinzen, wollte ich diesen um Erlaubniß bitten, auf seiner Fregatte Eurydice mit nach Schweden hinüber zu fahren, allein trotz aller auswendig gelernten russischen Redensarten war es mir unmöglich, durch das Heer von Russen bis zu der königlichen Hoheit zu gelangen.

Von den Lustschlössern außerhalb Petersburg ist Peterhof schon genannt. Unsere Jemtschicks aus Narwa hatten sich nach russischer Art in der Hauptstadt als Lohnkutscher etwas zu verdienen gewußt, und fuhren uns eines Tages

nach Zarskoje-Seló und Pawlowsk. Links nahe an der Straße dahin liegt Tschesme, ehemals Kekerekexino (Froschsitz) genannt, in einer sumpfigen Waldpartie. Das Schlößchen ist klein, von Backsteinen im gothischen Geschmack, in Form eines Dreiecks mit drei Thürmen erbaut. Den Namen Tschesme erhielt es zum Andenken an den Seesieg der Russen über die türkische Flotte bei Tschesme, der frühere Name ist noch immer passend. Außer dem Geräusch der nahen Straße und den Tönen einiger Sumpfmusikanten herrscht tiefe Stille rund umher, kurz, wer es nicht sieht, entbehrt sehr wenig.

Pawlowsk, vier Meilen von der Hauptstadt, Lieblingsort Pauls und seiner Gemahlin, und gleichsam Wittwensitz der edeln Kaiserin. In dem Schlosse viel Pracht und in einem der Zimmer, welche Alexander bewohnte, wenn er seine theure Mutter besuchte, ist das durch sprechende Aehnlichkeit aller Köpfe sich auszeichnende Gemälde der Familie Pauls von Kügelgen. Schöner als die Prunkzimmer, Thronsäle, Tempel, Obelisken, Säulenhallen und Vogelhäuser ist die schöne Natur, die waldigen Hügel und anmuthigen Thäler, die rauschenden Flüßchen und Wasserfälle, deren zauberischer Wechsel Pawlowsk zu einem der lieblichsten kaiserlichen Landsitze macht.

Zarskoje-Seló (Zarendorf) mit den prachtvollsten Schlössern und riesenhaftesten Anlagen in einer für Petersburg schönen Natur an den duderhofschen Bergen, entstand unter Peter, der hier seine alte holländische Bäuerin oft besuchte. Peters Gemahlin trug dem Baumeister Förster auf, in Abwesenheit des Kaisers ein Landhaus zu bauen, und Förster führte aus Versehen ein Schloß auf. Diese ersten Anlagen wurden unter Katharina, Alexander und Nikolaus sehr erweitert, und die Umgegend giebt künftigen Kaisern noch großen Spielraum. Alexander verlebte hier die letzten Jahre des Trübsinns in einsiedlerischer Zurückgezogenheit. Welche Menschenzunge könnte allen Schmerz und Gram aussprechen, den Alexander hier empfunden. Wenn ein russischer Kaiser nach langer Regierung am Leben und bei Verstande bleibt,

so danke er Gott für sein gutes Glück. Voll warmer Menschenliebe war Alexanders Herz beim Antritt seiner Regierung. Den Millionen Sklaven seines Reichs Freiheit, Recht, Bildung, Glück zu bringen, das waren die süßen Gedanken, in denen sein Herz schwelgte. Er schaffte die Folter ab, milderte die Sibirienstrafe, wollte die Geißel der Zwingherren auf rechtlichem Wege zerbrechen, die ungemessene Gewalt der Statthalter zügeln, den Polen eine Constitution geben, die ganze Politik zu einer christlichen machen. Ja, es ist vieles unter ihm besser geworden, aber wie oft hat er es auch erleben müssen, daß die heilsamsten Gesetze zum heillosesten Frevel mißbraucht, die edelsten Gedanken bei ihrer Ausführung so arg verdreht, oft gerade ins Gegentheil verkehrt, und seine liebsten Wünsche auf die schnödeste Art zertrümmert wurden. Dazu denke man sich die vielen tausend unschuldig Verfolgten und Unterdrückten, die durch Erfahrung mehr und mehr kennen gelernte Fruchtlosigkeit neuer Gesetze, die Unzufriedenheit der Großen, endlich das Wissen des Kaisers um dieses Alles, aber zugleich auch das Gefühl seiner Ohnmacht — und wer wundert sich noch, daß diese schöne Seele mit Trübsinn, dieses edle Herz mit Menschenhaß endete. „Ich möchte zuweilen mit dem Kopfe gegen die Wand rennen," sagte er einst zu seiner Mutter, „wenn ich mich von lauter erbärmlichen Egoisten umgeben sehe, die das Wohl des Staats vernachlässigen, weil sie einzig und allein ihre Glücksjägerei im Sinne haben." — In den Wohnzimmern des Kaisers zu Zarskoje-Selo wird seine Uniform nebst dreimal geflickten Stiefeln und allem, wie er es verließ, aufbewahrt. Das ältere Schloß hat in jedem Stockwerk neun und siebzig Fenster neben einander. Die Prachtzimmer habe ich glücklicher Weise nur im Galopp gesehen, denn Kronprinz Oskar war eben im Schloß angekommen, und der Kaiser wurde sogleich erwartet. Die Pracht übersteigt alle Beschreibung. Unter den Zimmern ist eins, dessen Wände mit Bernsteinplatten getäfelt sind, und das Zimmer ist so groß, daß man es in einem Privathause füglich einen Saal nennen könnte. Ein anderes ist mit Perlmutter ausgelegt. Die

schwarzlakirten Wände eines dritten sind mit goldenen chinesischen Figuren, die eines vierten mit chinesischem Porzellan, andere mit schönen Gemälden, alle mit den kostbarsten Kunstwerken, Prachtstücken und Sehenswürdigkeiten aller Art gefüllt. Gerade die kleinsten und einfachsten Zimmer werden von der kaiserlichen Familie bewohnt. Ueberhaupt scheinen viele Monarchen, nachdem sie alle Künste und Schätze ihrer Länder auf Ausschmückung der Paläste verwandt haben, zu der Erkenntniß zu kommen, daß Prunksäle weniger als recht einfache Zimmerchen zu einem häuslich glücklichen Leben geeignet sind. Die Schloßkapelle ist prächtig im Innern, und ihr Dach mit fünf stark vergoldeten Kuppeln geziert. Wunderbar schön ist der großartige, mit Büsten und Statuen geschmückte Säulengang des Schlosses, von welchem man eine reizende Aussicht auf die Umgegend und des Gartens liebliche Gruppirungen genießt. Ein Deutscher, Namens Busch, hat den Garten angelegt. In demselben steht das chinesische Dörfchen mit seiner Pagode und funfzehn Häusern, deren sich die Suite des Kaisers bedient, wenn sie im untern Stock des Schlosses nicht Raum genug findet. Man weiß in der That nicht, ob man hieher zuerst die Schritte wenden soll, oder zu den riesenartigen Treibhäusern, oder zu den Tempeln, Ruinen, Denkmälern, Felsen, Brücken, Wasserfällen, Teichen, Inseln und deren Schnabelsäulen, zu der Nymphe mit dem zerbrochenen Kruge, zu den Alleen, Baumgruppen und Waldpartien, oder endlich zu den imposantesten Pyramiden am Eingange mit den ägyptischen Figuren in Eisenguß. Man ist rings von Schönheiten umlagert, eine verdrängt die andere, und man fliegt nur an allen vorüber. Prinz Heinrich von Preußen, Bruder des großen Friedrich, gab auf die Frage, wie ihm das Lustschloß gefalle, zur Antwort: „es hat einen Fehler — daß es kein Futteral hat.“

Ehe wir von Zarskoje-Selo Abschied nehmen, erwähne ich noch eines neuen großen Schatzes, der Christusstatue von Dannecker. Dies Meisterwerk sah ich kurz vor seiner Vollendung in der Werkstatt des Künstlers zu Stuttgart, und begrüßte es zum zweiten Male hier in — einer künstlichen

Ruine. In einem Gotteshause die Statue aufzustellen, ist den Gesetzen des griechischen Kultus zuwider. Vielleicht aus demselben Grunde mag ihr der Kaiser keinen Saal seiner Schlösser einräumen. Aber Christus und Christenthum soll doch in Rußland nicht in Ruinen liegen. Lassen wir das und wenden uns zum Kunstwerke selbst. Einen Apoll von Belvedere, eine mediceische Venus und andere profane Gottheiten dargestellt zu sehen, sind wir gewohnt, und ertragen das leicht, denn wir freuen uns der schönen Gestalten und betrachten sie nicht als Gegenstände reiner Verehrung, heiliger Anbetung. Philosophen und Gesetzgeber stellt man als Kopf und Brust dar, weil es der Geist und das Herz ist, was wir an diesen Männern verehren. Aber den großen Einen, dessen Leben und Wirken ein heiliges und göttliches war, in ganzer Figur, nicht blos dem Auge sichtbar, sondern fühlbar, tastbar darzustellen, das ist ein neuer Versuch. Der Künstler studirte alle Stellen des neuen Testaments, welche die äußere Gestalt des Herrn anzudeuten schienen, besonders aber folgte er dem innern Bilde, welches er einst in einer Art von Entzückung gesehen zu haben behauptet. Zwar sagt die Schrift: Christus ward gleich wie ein anderer Mensch und an Geberden wie ein Mensch erfunden; zwar verehren wir in ihm die vollendete, göttliche Menschheit, und es scheint also, daß man das Recht der Kunst nicht bestreiten dürfe, ihn menschlich darzustellen. Nichts desto weniger will es uns dünken, als lasse unser inneres Bild von dem göttlichen Erlöser keine äußere plastische Darstellung zu. Mag die vollendete künstlerische Darstellung Künstler und Kunstfreunde anziehen, das gläubige Gemüth wird sich mehr zurück gestoßen als angezogen fühlen. Die kolossale, nicht zerdrückte, nicht zerknickte, der Sünde nicht verwandte Gestalt, die himmelan weisende Linke des Mittlers, die auf die Brust zeigende Rechte, und die heitere, hochgewölbte, nicht von Erdensorgen durchfurchte Stirn, giebt dem Christus nicht die volle, göttliche Hoheit zurück. Ich gehöre nicht zu denen, welche alles Heil lediglich im Gefühl suchen, ich ehre das Werk des großen Deutschen, und habe es, wenn ich die für den Großherzog

von Oldenburg angefertigte Kopie mit rechne, zu drei verschiedenen Malen gesehen, aber ich gestehe unumwunden, daß es mir mit jedem Male weniger gefiel. Ob mir der Verstand, oder die Ruinen, oder sonst etwas einen Streich dabei gespielt, weiß ich nicht. Es schwiegen auch meine Gefährten über den Christus, wiewohl wir sonst, wenn nicht augenblicklich, doch später in Augenblicken herzinniger Unterredung unsere Ansichten über das Gesehene austauschten, und eben dieses Schweigen scheint mir anzudeuten, daß jeder durch etwas, worüber er mit sich selbst nicht ganz im Klaren war, in seiner Erwartung getäuscht, in der Betrachtung gestört und nur durch zarte Schonung gegen die Uebrigen abgehalten wurde, den wahren Eindruck laut zu bezeugen, welchen das Kunstwerk auf ihn gemacht. Freilich läßt sich jenes Schweigen auch durch das Unaussprechliche des Eindrucks erklären, welchen das Bild des Erlösers in den Seelen seiner Freunde zurück ließ. Möglich ist endlich, daß bei ganz Ungebildeten und bei Künstlern von Profession der Glaube durch den Anblick der Statue nicht nur nicht leidet, sondern beflügelt wird, daß aber die kühle Mitte bei sorgfältiger Vermeidung jedes abgöttischen Bilderdienstes das Gemüth erkältet.

Wer wird es, wenn er diese Paläste und Lustschlösser gesehen, noch befremdend finden, daß ich die minder bedeutenden zu Oranienbaum, Gatschina, Strelna u. a. nicht besuchte? Für erstes hätte ich in Kronstadt lange Zeit gehabt, allein ich war der Schlösser herzlich müde. Desto inniger hat mich das bescheidene und liebliche Elagin (sprich Jellaggin) erquickt, und seine Erwähnung sparte ich absichtlich bis an das Ende meines Schloßkapitels auf. Elagin ist der Name einer Newainsel und ihres frühern Besitzers. Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts wird die Insel als ein schöner englischer Garten gelobt, jetzt ist sie Eigenthum der Krone, und soll der liebste Aufenthalt der Kaiserin sein. Hier im kleinen Sommerpalais im Schooße einer geliebten Familie glückliche Tage zu verleben, ist meines Erachtens der Kulminationspunkt kaiserlicher Wonne. Wie lieblich sind diese

Baumgruppen, diese Ansichten an den Fluthen der Newka wie malerisch, diese Blumen wie köstlich duftend, dieser Rasen grün und dicht wie Sammet, und dazwischen die sanftgewundenen Wege von finnländischem Purpurkies. Menschenhände unterstützten die Natur, aber nirgends gewahrt man kleinliches Machwerk. Habe ich je ein frisches Grün gesehen, so war es hier. Hier drängt sich im kurzen Leben alle Fülle der Natur zusammen. Hier weht am heißen Sommertage eine mild erquickende Seeluft. Hier blühen Blumen und Gesträuche aus entlegenen Zonen so fröhlich empor, als wären Florens Kinder in trauter Heimath. Wer sich Rußland denkt wie das alte Germanien, rauh von Wäldern oder scheußlich durch Sümpfe, wer diese Kälte beim Anschauen der Straßen und Paläste Petersburgs nicht verlor, der legt sie in Elagin sicher ab. Die Umgebungen von Pawlowsk und Zarskoje-Seló sind schön, aber die Riesenpaläste trüben dort den Genuß des Naturfreundes. Der milde genügsame Geist, welcher in Elagins paradiesischen Auen weht, zieht unaussprechlich an, und stellt die verschwenderische Pracht Petersburgs in tiefen Schatten. Für ein italienisches Opernhaus war kein passenderes Plätzchen als dieses. Uebrigens steht das Haus auf Kammenoi Ostrow, von Elagin durch ein Flüßchen getrennt, vom Sommerpalais der Kaiserin wenige Schritte entfernt. Wenn man eine Spazierfahrt macht vom stolzen Kai der Newa über die Sommergartenbrücke, zwischen den freundlichen Landsitzen, über den majestätischen Brückenbogen unter den Schattenwölbungen schlanker Birken auf Kammenoi Ostrow, und nun Elagins wunderliebliches Eiland betritt, umgeben von fröhlichen Menschen, umduftet von tausend Blüthenkelchen, entzückt durch der Baum- und Flußansichten ewigen Wechsel — dann vergißt man den Schauder, welcher in Petersburg uns beim Anblick des Volks und der Paläste oft unwillkürlich und unangenehm erzittern läßt; dann thut man einen tieferen Zug aus dem Freudenbecher des Lebens; dann lebe wohl Berlin mit deinem traurigen Thiergarten, mit deinem schmutzigen Cocytus. Hier ist mehr als Charlottenburg, mehr als Potsdam, mehr als

Palmyras Pracht, und hier darf der niedrigste des Volks so durchaus ungehindert gehen, reiten und fahren wie der Höchste. Vor der Aue bei Kassel, den englischen Gärten zu München und Stuttgart hat Elagin den großen Vorzug, daß es über allen Ausdruck jungfräulich zart, gleichsam hingehaucht und hingezaubert scheint.

Hier schattet's kühl! Hier athmet frisch,
Und trinkt den Geist der Liebe!

Petersburgs Kirchen und kirchliche Angelegenheiten.

Kinder, bleibet bei der Bruderliebe!
Prüfet alles, nur verfolget nicht!
Witschel.

Unter den Kirchen nenne ich zuerst die Festungskirche, weil sie die Särge der Kaiser und Kaiserinnen umschließt, von Peter d. Gr., bis auf Alexander und dessen Mutter. Wenn man an den irdischen Ueberresten eines Peter, einer Katharina, eines Paul und Alexander, in wenigen Augenblicken die lange Reihe ihrer Thaten und Schicksale überschaut, dann regen sich gar mancherlei Gefühle. Sie haben doch alle einerlei Eingang in das Leben und gleichen Ausgang *). Auch gekrönte Häupter werden Todtenschädel, und steigen vom Weihrauch umnebelten Throne zum dumpfen Sarg hinab. Das Flittergold liegt nun zur Seite, eure Schmeichler sind verstummt, Majestät und Mugik einander gleich. Ein doppeltes Gericht, der Nachwelt und der Ewigkeit, wägt eure Thaten mit ernster Wage und entscheidet, ob eure Kriege gerecht, ob eure Völker durch euch glücklich wurden. Nicht kalter Marmor, in welchem euer Staub zusammen fällt, macht euch unsterblich, nur was ihr Edles wolltet in treuer

---

*) Weish. Sal. 7, 6.

Brust und Großes vollbrachtet mit bester Kraft, nur das setzt euch die himmlische Krone auf, wenn der Tod die irdische von eurem Haupte nimmt. — Die Ruhestätte der russischen Kronenträger ist still, durch Wasser und Bastionen gegen die Wuth eines aufgeregten Pöbels geschützt. Invaliden führen den Fremden umher, und heben mit Ehrerbietung die äußere Decke der Särge ihrer Herrscher. In der Kirche hängen viele hundert Türkenfahnen aus den Jahren 1807 und 1810, Roßschweife, Schlüssel von eroberten Städten und ein elfenbeinerner Leuchter von Peter d. Gr. gedreht. — Beiläufig sieht man in der Festung die Münze, deren kunstvolle Maschinen durch Dämpfe getrieben werden.

Von hier gehen wir zur Kirche der Verklärung Christi, gewöhnlich Kirche der preobraschenskischen Garde genannt. Diese Garde bildete sich Peter nahe bei Moskau als die ersten europäisch organisirten Truppen, durch welche er die furchtbare Macht der Strelitzen stürzte. Die Kirche ist seit kurzem neu eingerichtet und schön geschmückt mit sieben hundert Fahnen, welche vor einigen Jahren den Türken bei Varna, Adrianopel, Achalzik, Erzerum, Kars, Rustschuck, Brailow u. a. abgenommen wurden. An allen Fahnen der Türken bemerkt man eine blutige Hand, nicht sorgfältig gemalt, sondern wie es scheint mit blutgetränkten Fingern aufgedruckt, vermuthlich eine Andeutung, wie selbst in Noth und Tod das Panier nicht aus der Hand zu lassen. An Festungsschlüsseln, Roßschweifen und Kommandantenbeilen fehlt es auch in dieser Kirche nicht. Die durch Ort und Schmuck sogleich ins Auge fallende Kanzel zeigt, daß der Kaiser die Predigt mehr zu einem Gegenstande des Kultus zu erheben wünscht. Der Kronleuchter, der Baldachin, unter welchem Alexanders Leiche gestanden, die ganze Kirche im Innern ist übermäßig glänzend von Gold und Silber, von außen mit Linden und Eichenalleen umgeben.

Von den übrigen griechischen Kirchen Petersburgs — man giebt ihre Zahl auf achtzig an — nenne ich noch die beiden wichtigsten, die kasansche und die Isaakskirche. Die

Kirche der h. Mutter Gottes von Kasán an der newskischen Perspektive ist ein vortreffliches Werk der Baukunst. Einen schönen Halbkreis bilden die korinthischen Säulen außerhalb am Eingange. Ihr graues lockeres Gestein scheint leider der zerstörenden Rauhheit des nordischen Himmels wenig Trotz zu bieten, und das junge Gebäude sieht schon recht alt aus. Desto mehr scheint das Innere des Tempels für die Ewigkeit berechnet. Das Schiff der Kirche wird von mehr denn funfzig mächtigen Säulen getragen. Jede Säule 35 Fuß hoch und 3½ Fuß im Durchmesser, besteht aus einem einzigen polirten Granitblock. Kapitäler und Füße sind von Bronze. Die Porphyrstuffen des Chors und die silberne Gallerie um dasselbe sind äußerst kostbar. Unter den Gemälden zeichnen sich wenige aus, bei den meisten erkennt man ihren russischen Ursprung. An dem gewaltigen Pfeiler rechts beim Eingange der Kirche hängt der Marschallstab von Davoust, die Schlüssel von Lübeck, Hamburg, Achen, Utrecht, Hanau, Kassel u. a. m. Unter den Fahnen sind viele türkische und französische, auch Adler mit dem kaiserlichen N. In Petersburg habe ich keine preußische, in Berlin keine russische Trophäen gesehen — ohne Zweifel eine politische Artigkeit. Bisher war die kasansche Kirche die erste des Reichs, künftig nimmt diesen Platz

die Isaakskirche ein. Das ist nicht die Isaakskirche, welche Peter 1710 zur Feier seines Geburtstages gründete, denn sie schien der Katharina zu klein. Das ist auch nicht die Isaakskirche, welche von 1766 bis 1812 gebaut, mit Granit, Marmor, Jaspis und Porphyr von innen und außen bekleidet, 26½ Millionen Rubel gekostet hat. Diese vielgepriesene Isaakskirche liegt in Trümmern, und ein Theil ihrer Marmorblöcke ist zur Grundlage der schon erwähnten Alexandersäule gebraucht. Von ihr blieb nur das innere Heiligthum stehen, welches die Russen aus Scheu vor dem heiligen Orte nicht niederreißen. Jetzt will man dem Sumpfboden Petersburgs noch mehr Trotz bieten und wenn er die ungeheuren Lasten nicht trägt, so gehen die Baumeister auf den Zobelfang, und berechnen in sibirischen Mußestunden

den Druck solcher Massen nebst der erforderlichen Grundlage. Unter Leitung des Franzosen Montferrant wird die neue Isaakskirche in Form eines griechischen Kreuzes 334 Fuß lang, 288½ Fuß breit, und vom Grund des Platzes bis an den Knopf 309 Fuß hoch gebaut. Die Hauptkuppel wird mit einem Peristyl ionischer Säulen umgeben, und das Innere des Tempels mit 188 Säulen und Pfeilern korinthischer Ordnung aus finnländischem Marmor geschmückt. Basen und Kapitäler werden aus Bronze gegossen und reich vergoldet. Den großartigsten Theil des Gebäudes bilden vier Säulenhallen auf der Außenseite, von denen jede acht Säulen in der Fronte und vier zur Seite hat. Diese 48 Granitsäulen der neuen Isaakskirche sind 56 Fuß hoch und halten 6 Fuß im Durchmesser. Daß jede aus einem Stück besteht und der Granit polirt wird, versteht sich in der Säulenstadt von selbst. Innerhalb einer halben Stunde wird jede, über 300,000 Pfund schwere Säule von etwa hundert Menschen mittelst einfacher Winden aufgerichtet. Die Blöcke werden an Finnlands Küsten gebrochen, auf besonders dazu erbauten Schiffen bis zur Isaaksbrücke gefahren, auf Rollen oder Walzen nach dem Orte ihrer Bestimmung gezogen, und erst nach ihrer Aufrichtung polirt. Jede dieser 48 Säulen kostet dem Staate nicht weniger als 82,000 Rubel. Etwa 15,000 Arbeiter sind fortwährend an dem Riesenbau beschäftigt, welchen man mit eigenen Augen sehen muß, um zu staunen über die Kräfte der Nation. Von innen und außen wird auch die neue Kirche mit Marmor und andern kostbaren Steinen bekleidet. Während meiner Anwesenheit wurden mehre jener Säulen aufgerichtet. Unter eine von ihnen legte Kronprinz Oskar neue schwedische Münzen. Gleich dem palmyrenischen Sonnentempel scheinen sich diese Säulen der Isaakskirche zu waffnen gegen die Stürme der Jahrhunderte, aber was war Palmyra, Persepolis, Babylon, und was sind sie? Welche Gestalt wird Rußland haben, wenn einst die jetzige Isaakskirche in Trümmer zerfällt, oder welcher Monarch wird auch sie niederreißen, um eine noch prächtigere zu erbauen, ein Schick-

sal, welches sie im Laufe eines Jahrhunderts zweimal erfahren hat!

Stellen wir jetzt einige Vergleichungen an. Ungeheuer ist der Aufwand, mit welchem man in Petersburg Gotteshäuser baut, und vielleicht rühmen späte Geschlechter der Russen unser Jahrhundert als das Jahrhundert der Beharrlichkeit. Aber wie steht es um die Landkirchen Rußlands? Die alten Slaven bauten wie die Finnen nur Kirchen von Holz, und so blieb es bei ihren Nachkommen Sitte bis auf den heutigen Tag. Die Germanen konnten sich der Wälder bedienen, aber im hohen Norden mußte man die Götterbilder gegen das rauhe Klima schützen, und doch hat seine zerstörende Kraft jede Spur der alten Heiligthümer vernichtet. Daß eine ganz und gar von Holz gebaute Kirche weder groß noch prächtig sein könne, ist begreiflich. Was jene prachtvollen griechischen Tempel anlangt, so ist es wahr, sie haben etwas Freundliches, Heiteres, und die hochgewölbte Kuppel ist außerordentlich schön und erhebend. Unter einem milden Himmelsstrich hat sich diese Bauart gebildet, und scheint für den Opferdienst und das Räuchern der griechischen Kirche geeignet, allein weder Bauart noch Kultus stimmten mit dem kalten ernsten Norden überein. Unsere alten Denkmäler deutscher Baukunst am Rheine entsprechen dem Boden, auf welchem sie entstanden und dem Volke, welches sie baute. Kühn und doch mit freundlichem Ernste streben die gothischen Pfeiler in die Höhe, und die mancherlei Verzierungen geben dem Auge einen Haltpunkt, damit es nicht kalt an der Säule herab gleite. So fliegt mit Adlerflügeln die religiöse Begeisterung himmelan, nährt und erwärmt den inwendigen Menschen auf der Höhe des Glaubens. Diese Münster des Mittelalters sind, wie Hase in seiner Gnosis sagt, die erhabensten Sinnbilder einer Andacht, die sich schmückt und freut an jeder irdischen Herrlichkeit, und dennoch allein die Augen gen Himmel wendet. Einen straßburger Münster gebe ich nicht für zehn Isaakskirchen hin, und unsere übrigen Stadt- und Landkirchen sind ohne Frage besser als die russischen. Orgel und Musik fehlen

der griechischen Kirche, und das halte ich für einen wesentlichen Mangel. Man wende nicht ein, daß er durch die griechischen Sängerchöre ersetzt werde, denn es ist nicht wahr. Ihre Baß- und Tenorstimmen klingen außerordentlich rein und schön, ihr voller Gesang ist namentlich in der kasanschen Kirche ein wahrhaft himmlischer, und ich wollte wirklich die Orgeltöne entbehren, wenn nur alle Kirchen kasansche wären. Wie steht es aber um die übrigen Kirchen des russischen Reichs, und wie öde und hohl tönen die wenigen Stimmen in einem Dorfkirchlein! Was die freie Himmelsstimme vermag, das steht uns Protestanten auch zu Gebote, obgleich wir in der Wirklichkeit noch weit entfernt sind von guten Chören und einem vollendeten Kirchengesange der Gemeinde. Ja, unsere Kirchenmusiken sind meistens Konzerte, und die Pauken und Trompeten mancher Städte tönen wunderlich und jämmerlich genug. Deswegen aber sind Orgel und Geige, Pauke und Posaune noch keine profane Instrumente, auch ist unsere Gemeinde beim Gottesdienste nicht so durchaus unthätig und ihr Gesang erhebend, wenn's nur an Menschen nicht fehlt und die Schreier sich etwas im Zaume halten. Der begeisternde Vortrag einer bachschen Fuge und der sanfte entzückende Gesang der Herrenhuter können als Einzelnheiten im Vergleich mit der griechischen Kirche kaum genannt werden. Man sagt zum Lobe dieser Kirche ferner, daß sie gleich der katholischen immer offen das Bedürfniß der Andächtigen stets befriedigen könne. Was für ein Bedürfniß? Willst du einen Seufzer aus tiefer Brust holen, um, was dich unaussprechlich bewegt, darin zu vereinigen; willst du einen frommen Vorsatz fassen, ein Gebet zum Allerhöchsten senden — es ist schlimm, wenn du des Tempels dazu nothwendig bedarfst. Mitten im lebendigen Gewühl kannst du allein sein, und wenn das nicht, so geh in dein Kämmerlein und schließ die Thür hinter dir zu. Doch ich will nicht läugnen, daß es Augenblicke giebt, wo ich des Tempels Hallen betreten möchte; allein gehe ich in die griechischen und katholischen Kirchen, achte auf alle Eintretende, so steht es in den Zügen und dem Benehmen der meisten

unwiderleglich geschrieben, daß sie die Sache als opus operatum betreiben, ja in Bamberg und anderwärts kommen sie mit Tragkörben, mit Sack und Pack in die Kirche, werfen die Bürde ab, beten einige Ave Maria, ein paar Vaterunser, nehmen die Last wieder auf den Rücken und marschiren ab, des andern noch gräulicheren Unfuges nicht zu gedenken. Des Tempels Hallen allein wecken höchstens einige unbestimmte Gefühle, aber das Christenthum ist und will mehr als Gefühl, will lichtvollen Glauben, gründliche Besserung und Sinnesänderung wirken, und dazu ist erforderlich, daß der ganze geistige Mensch angesprochen werde. Dies kann aber nicht gerade immer dann geschehen, wenn und wie lange es der Einzelne wünscht, sondern es ist natürlicher, daß sich der Einzelne nach dem Ganzen richte und das kann er, wenn er Tag und Stunde weiß, wo sich des Tempels Hallen der Gemeinde öffnen. Das immer wiederkehrende Kreuzschlagen, Kniebeugen, Berühren des Bodens mit Mund und Stirn, das ewige Hospodin pomilu (Herr, erbarm dich unser) ist wenigstens langweilig und geschmacklos. Daß in der griechischen Kirche der Unterschied zwischen Fürst und Bettler durchaus wegfällt, indem alle durch einander stehen, das finde ich lobenswerth, zumal wenn ich an die leeren Stühle unserer Senatoren denke, oder an Gutsbesitzer, welche durch ein eigenes Treppchen von außen zu ihrem von der Gemeinde wohl gesonderten Kirchenstuhl gelangen, oder wenn ich gar höre, wie ein protestantischer Geistlicher es über sich gewinnen kann, den Altar zu verlassen, um das geweihte Brod und den Kelch im Abendmahl den adeligen Stiftsdamen und höchst dero Kammerzofen auf ihren Stuhl zu bringen. Wer nicht begriffen hat, daß vor Gott der Herr Senator oder der Herr Professor wahrhaftig nicht mehr gilt als der gemeinste Schuhflicker, und die altadelige Stiftsdame nicht mehr als die Bauerdirne, der war im Gotteshause noch nie recht andächtig. Zu Petersburg steht im buchstäblichen Sinne der Kaiser und der Bettler in der Kirche neben einander. Sie stehen, denn es ist weder Bank noch Stuhl vorhanden, und das geht in der griechischen

Kirche an, denn wenn der Grieche seine Andacht unterbrechen will, — und sie ist unterbrochen, sobald der Körper das Stehen nicht mehr erträgt — dann kann er ohne fremde Störung jeden Augenblick die Kirche verlassen. Indem aber die kräftige Anregung des Erkenntniß-, Gefühls- und Willensvermögens nach unserer Ansicht einen andern Gottesdienst und längere Zeit erfordert, so müssen wir uns setzen können, und suchen für die gesammte Gemeinde gern jede Störung zu vermeiden. Nicht ohne tiefen Schmerz gedenken wir indessen des lärmenden Unfugs, welchen die Schlaffheit der Geistlichen oder die Nachlässigkeit der Polizei, bei einigen unserer Stadtkirchen duldet, wohin auch zu rechnen, daß an manchen Orten die Soldaten fast in die Kirche hineingetrompetet werden, während ein stilles Häuflein drinnen das heilige Abendmahl feiert. Das anhaltende Stehen würde die Erbauung der Gesundesten leicht unterbrechen, für das weibliche Geschlecht zumal beschwerlich sein, und so hat man sich in Petersburg bequemt, der Kaiserin in der Kapelle des Winterpalastes einen Sitz einzuräumen, „weil sie schwächlich sei." — Das innerste Heiligthum der russischen Kirchen darf kein Frauenzimmer betreten, was an die asiatische Verachtung und Unterwürfigkeit des weiblichen Geschlechts erinnert. — Endlich bedient man sich beim griechischen Gottesdienste einer dem Volke ziemlich unverständlichen Sprache, der altslavonischen. Die Umgangssprache ist aus slavonischen und russischen Wörtern gemischt, die Dichtkunst und gute Prosa eignet sich nur den russischen Antheil zu, und die altslavonische Sprache wird nur von der Geistlichkeit studirt und verstanden.

In Rußland sind 11 Erzbischöfe, 19 Bischöfe, 12,500 Pfarrkirchen und 425 Klöster. An der Spitze der Geistlichkeit steht der heilige dirigirende Synod zu St. Petersburg. Er wurde von Peter gestiftet und dadurch der Priesterherrschaft dergestalt ein Ende gemacht, daß mit ihrer letzten Spur auch die edle Kraft und Würde im Verhältniß zu der weltlichen Macht gewichen ist. Zu ohnmächtig, um nur von fern dem allmächtigen Adel ein kleines Gegengewicht zu hal-

ten, zu unwissend, um die Kultur des Volks im Stillen fördern zu können, steht die russische Geistlichkeit ohne alle politische Bedeutung da. Den Primat des Papstes hat die griechische Kirche verworfen, wie die Lehre vom Ablaß und Fegfeuer, und wenn wir noch hinzu fügen, daß nach ihrer Lehre der heil. Geist nur vom Vater ausgeht, daß beim Abendmahl nur gesäuertes Brod und gemischter Wein vermittelst eines geweihten Löffels genossen wird, daß man bei der Taufe das Kind völlig untertaucht, auch die Konfirmation nach der Taufe für überflüssig hält, so haben wir die Hauptunterschiede des griechischen und katholischen Lehrbegriffs angegeben. Daß die Griechen weder geschnitzte, noch gegossene, noch gehauene Bilder in den Gotteshäusern dulden, ist schon angedeutet; erlaubt und sehr gebräuchlich ist es aber, den Kopf eines Heiligenbildes mit Silber, Gold und Edelsteinen zu umgeben, unter welchen der Heilige sonderbar genug heraus guckt. Mönche und Klöster werden immer seltener. Die Archimandriten sind zum Cölibat verpflichtet, die Weltpriester verheirathen sich, aber nur einmal, nach der eigenthümlichen Auslegung der Schriftstelle: ein Bischof soll eines Weibes Mann sein. Auch dürfen sie keine Wittwen heirathen und als Wittwer die Pfarrämter nicht behalten. So stehen die russischen Geistlichen nicht wie die katholischen einsam in der Welt, ihre Ehen sind in der Regel äußerst zärtlich, und durch dieselben dem bürgerlichen Leben befreundet, sind sie wahre Väter des Volks. Ihr Kleidung ist ein runder Hut oder ein sammtenes Baret, blaue, grüne, braune, bis auf die Ferse herunter hängende Gewänder, welche nach allgemeiner Sitte unten weit, oben enger anschließen, und ein recht ehrwürdiges Ansehen geben; ein langer Rohrstock ihre Stütze; ein schöner, über die Brust wallender Bart und ein flatterndes, röthliches Haupthaar ihre große Zierde. Priesterstolz und faule Bäuche werden bei dem spärlichen Einkommen unmöglich. Wollte man ihnen erzählen, daß in einem deutschen Freistaat ein Dorfpastor nicht im vollen Ornat bei der Weihe seines Sohnes in der Stadt zugegen sein soll, so würden sich die einfältigen

Popen darüber höchlich wundern und es mindestens als unchristlich verwerfen. Große Gelehrsamkeit ist eben so wenig als jesuitische Schlauheit unter den Geistlichen zu finden. Wenn ihre Bildung mittelmäßig und schwach zu nennen ist, so folgt das aus dem Zustande ihrer Bildungsanstalten, der Seminarien und Klöster, wie aus dem Zustande des ganzen Reichs. Theologische Streitigkeiten sind völlig unbekannt, Gespräche über Religion und kirchliche Dinge nirgends seltener als in Petersburg. Das Zusammentreffen der verschiedensten Völker und Religionen — es wird zu Petersburg in 15 Sprachen und nach 11 verschiedenen Glaubensbekenntnissen Gottesdienst gehalten — hat die größte Duldsamkeit herbei geführt. Duldung ist jedoch ein allgemeiner Charakterzug des slavischen Völkerstammes. Die Slaven waren das jüngste, der aus Asien nach dem Norden von Europa ziehenden Völker, und ihre Religion am wenigsten ausgebildet; deshalb drängten sie den finnischen Stamm nicht zurück, sondern schmiegten sich ihm an, und empfingen von ihm mancherlei Sitten für das äußere Leben, wie einen großen Theil des Gottesdienstes. An der newskischen Perspektive zu Petersburg steht die kasansche Kirche nebst einigen griechischen Kapellen, und nicht weit davon eine katholische, eine protestantische, eine armenische Kirche und ein mahommedanisches Bethaus. Welche Stadt in Europa hat eine ähnliche Toleranzstraße aufzuweisen? Trotz des feierlichen Fluches, welcher noch jetzt von den Russen an jedem Palmsonntage über alle Nichtgriechen und Vaterlandsverräther ausgesprochen wird, laden verschiedene Glaubensbekenner einander häufig zu Hochzeiten und Kindtaufen als Zeugen ein. Bei schwacher religiöser Bildung hat der Aberglaube freies Feld. Die Taube als Symbol des heil. Geistes steht hoch in Ehren. Krähen und Elstern werden nicht verscheucht, und verdanken vielleicht diesen Schutz ihrem geheimnißvollen Kakeln. In Schweden findet die Elster dieselbe gastfreundliche Aufnahme. Selbst in den höhern Ständen zu Petersburg wird auf allerlei Vorzeichen geachtet und geforscht, ob sie Glück oder Unglück bringen. In den Zimmern oder

dem Hause, worin ein naher Verwandter gestorben ist, glaubt niemand wohnen zu können. Den ersten Käufer des Morgens läßt der russische Kaufmann nicht leicht gehen, auch wenn er noch so schlecht geboten hätte. Wir brauchen indessen, um dergleichen Aberglauben zu finden, nicht erst nach Rußland zu gehen. Am ersten Osterfeiertage begrüßt jeder Russe nach altchristlicher Sitte die ihm begegnenden Bekannten mit den Worten: Christos woskres (Christus ist auferstanden, ὁ κύριος ἠγέρθη), worauf der Andere erwiedert: woistinno woskres (er ist wahrhaftig auferstanden, ὄντως ἠγέρθη), dann folgen die Küsse, und nun geht jeder seiner Straße. Auch sind Eier als Ostergeschenke üblich, und man macht deren sogar von Porzellan mit Bändern und dem Ostergrusse als Inschrift.

Bei Leichenbegängnissen geht es, wie man mir erzählt hat, wunderlich her. Im Trauerhause sind Wände, Fenster, Spiegel schwarz behangen und die Gäste ruhig, still, betrübt. Der Leichenzug setzt sich in Bewegung. Die Entfernung bis zum Gottesacker beträgt oft über eine Meile. Nach der Beerdigung kehren alle in das Trauerhaus zurück, aus welchem inzwischen ein Freudenhaus geworden ist. Es wird getrunken, gespeist, Karte gespielt, gesungen, getanzt und die Leidtragenden sind mitten im fröhlichen Wirrwarr. Wer zu solchem Gelage in seiner Wohnung nicht Raum hat, giebt das Fest auf dem Gottesacker, wo der Todtengräber ein schönes Haus mit großen Sälen besitzt und für die Küche sorgt, je nachdem die Bestellungen gemacht werden. Man kann jedoch Küche und Bedienung selbst übernehmen, und miethet dann nur den Saal. — Daß ein Volk seiner geliebten Todten jährlich gedenkt und einen besondern Erinnerungstag festlich begeht, ist eben so natürlich als zweckmäßig. Auch in Sachsen und Preußen feiert man jährlich ein Todtenfest, und die Herrenhuter besuchen fleißig ihre freundlichen Friedhöfe. Das smolenskische Todtenfest in Petersburg, dessen Feier ich beiwohnte, ist eine lächerliche Karrikatur davon. Am 28. Juli strömt das Volk nach dem smolenskischen Gottesacker, wo der Russe die Gräber seiner

Geliebten aufsucht, betet, klagt, weint und in der Heftigkeit des Schmerzes die Haare rauft. In der Kapelle des Gottesackers brennen unzählige Wachskerzen, es wird Messe gelesen und jeder spendet eine kleine Gabe. Hat der Russe das abgemacht, dann bedeckt er das Grab mit einem weißen Tischtuche, holt aus den Körben die mitgebrachten Speisen und Getränke, wobei der geliebte Wodka (Schnaps) nicht fehlt, und die Feier häufig mit einem Räuschchen endet. Das Kommen und Gehen geschieht nach Willkür, wodurch das Schauspiel vollkommen wird. Die zuletzt Gekommenen liegen in tiefer Trauer, während die Früheren schon in seligen Empfindungen um die Gräber taumeln und Liederchen lallen, so gut sie können. Solcher Auftritte wegen gehen auch Nichtrussen dahin, und die Volksmenge beläuft sich sicher über hundert tausend Köpfe. Buden mit Eßwaaren, Obstverkäufer und Brantweinschenker finden sich in großer Menge ein, das Gedränge ist außerordentlich, und da am diesjährigen Festtage die Sonne recht heiß schien, so waren die Staubwolken zum Ersticken. Die Begräbnißstätten für verschiedene Glaubensgenossen sind zwar getrennt, doch nahe bei einander. Unter den verwitterten Leichensteinen fand man vor kurzem die lange Zeit unbekannte Ruhestatt des Akademikers Euler. Ein neuer Ukas spricht den Wunsch des Kaisers aus, daß Juden und Muhammedaner erst nach drei Tagen ihre Todten beerdigen mögen.

Alle im russischen Kalender mit einem Kreuz bezeichnete Tage werden kirchlich gefeiert. Dahin gehören alle Geburts- und Namenstage der kaiserlichen Familie, und ich tadle ihre Menge nicht, denn sie sind Jubel- und Erlaßtage für die leidende Menschheit, die Saturnalien Rußlands. In Süddeutschland hat man mit Recht das Feiern der blauen Montage verboten, in Rußland wird dergleichen hoffentlich noch nicht geschehen. Der Leibeigene braucht an solchen Tagen nicht zu arbeiten, sondern kann einen ganzen Tag seinem größten Vergnügen obliegen — dem Schlaf. In den protestantischen Kirchen des Reichs wird jener Tage meistens am nächstfolgenden Sonntage gedacht.

Das einzige Mönchskloster zu Petersburg ist das des heil. Alexander-Newski. Der Ehrenmann machte sich im 13. Jahrhundert hier in der Gegend viel mit den Schweden zu schaffen. Was er im Leben nicht vollendete, wirkte er im Tode. Peter d. Gr. gab durch die Gebeine Alexanders seiner neu gegründeten Stadt in den Augen des Volks ein besonderes Ansehen. Dieser Zweck ist längst erreicht und das Kloster wäre überflüssig, allein es dient zur Pflanzschule für junge Geistliche und zur Wohnung des Metropoliten. Man hat sich alle Mühe gegeben, die Kirchen- und Klostergebäude so geschmacklos als möglich zu bauen und zu verzieren. Dienstbare Geister zeigen das silberne Grabmal des heil. Alexander. Die Gläubigen verbeugen sich, beten, küssen die heiligen Ueberreste und legen ein Geldstück auf den Teller, denn der Todte ist die Sparbüchse für die Lebendigen. In der Kirche liegt der russische General Vorwärts Suwárow begraben, und begnügt sich mit der einfachen Inschrift seines Namens auf einer Messingtafel. Unter den vielen marmornen Denkmälern des Kirchhofes sind wenige schöne, die meisten sehr überladen. Slavonische Handschriften hat die Klosterbibliothek in Menge, das Schönste des ganzen Klosters aber ist die hocherhabene Kuppelwölbung der Kirche.

In der armenischen Kirche sieht man ächt asiatische Gesichter und einen dem griechischen sehr ähnlichen Kultus. In der katholischen Kirche würde die italienische Predigt über die Worte des Herrn: ich bin das Licht der Welt — vielleicht nicht den Beifall des heiligen Vaters, erhalten haben. Die Katholiken Petersburgs sind in Sicherheit und weit vom Schuß, und ein Ukas vom April 1830 erneuert die alte Verordnung, daß keine Bulle und kein Breve Sr. Heiligkeit ohne spezielle Erlaubniß Sr. Majestät des Kaisers im russischen Reiche bekannt gemacht werden darf.

Unter den vielen protestantischen Kirchen zeichnet sich die holländische, finnische und schwedische durch den tiefen Ernst ihrer Sprachen aus. Letztere hat viel feierliche Würde und

Wohlklang, die finnische klingt wegen der vielen A-Laute fast zu eintönig. Nie aber habe ich eine Kirche so gediegen und so einfach geschmückt, nie einen Gottesdienst so still, würdevoll und erhebend gesehen als den der englischen Kirche in Petersburg. Als ich sie zum ersten Male besuchte, wurde gerade die Todtenfeier Georgs IV. begangen. Später habe ich die gerühmten Eigenschaften stets wieder gefunden. Nur beim Verlesen aus dem Common Prayer Book möchte ich die stete Wiederkehr des monotonen Alway right! als durchaus todte Formel verwerfen. Die fünf lutherisch deutschen Kirchen sind bei dem Wetteifer mit den übrigen Nationen nicht zurück geblieben, und lassen nicht viel zu wünschen übrig. Der allgemein beliebte, jetzt auch mit einem Orden behängte Prediger R. hielt im Juli, wo das Getreide noch überall auf dem Felde grün war — eine Erntepredigt, von — dem weimarschen Oberkonsistorialrath Schwabe, deren Hauptsatz: die Ernte, des Jahres festlichste Zeit. Vielleicht ist aber nur ein Exemplar von Schwabe's Predigten in Petersburg, und der Mann will seine Gemeinde mit der deutschen Literatur in Bekanntschaft erhalten. Anachronismen fallen Großstädtern wenig auf. Die deutschen Prediger stehen sich den angeblichen Gehaltssummen nach sehr gut, wofern es ihnen nicht geht wie einem ihrer Amtsbrüder in einer russischen Provinzialstadt, deren Magistrat noch immer kein Geld hat, um einen lange rückständigen mehrjährigen Predigergehalt auszuzahlen. Im Winter werden die protestantischen Kirchen durch große Oefen erwärmt, welchen Gebrauch ich in Riga zuerst bemerkte. Dem Gottesdienste der Brüdergemeinde geht das ab, was man sonst in den Betsälen der Herrenhuter rühmt, aber vielleicht werden die Brüder zu sehr in das geräuschvolle Leben der Residenz verwickelt.

Wissenschaften, Künste und Industrie in Petersburg.

Frei das Wort, frei der Gedanke! Wackre Schiffer sind es schier!
Will nicht aus dem Meer die Sonne, segeln sie entgegen ihr!
Bald dann flammt die Morgenröthe, und es klingt in ihrem Schein
Mehr als eine Memnonssäule hell durchs Land, und voll, und rein!

Spaziergänge eines Wiener Poeten.

Für Leuchtthürme an der Ostsee hat die Regierung trefflich gesorgt, und man weiß es ihr Dank, wenn man in schwarzer Sturmnacht auf den Wogen tanzt. Ob es um das geistige Licht im Lande eben so gut stehe, zweifle ich. Man spricht darüber in Petersburg sehr wenig, viele wagen es nicht, den Mund recht aufzuthun, einige malen das Bild aus Patriotismus gar zu schön, andere aus bitterm Widerwillen gegen alles Russische gar zu grell. Die Akademie der Wissenschaften soll thätig sein für Sprache und Erforschung des innern Rußlands. Ihre Bibliothek beläuft sich auf 300,000 Bände, doch schlägt man die Büchersummen hier wie überall in Bausch und Bogen an, der Eine spricht und schreibt dem Andern nach, und niemand hat die Bände gezählt. An orientalischen Handschriften besitzt die Bibliothek außerordentlichen Reichthum, doch habe ich von den tangutischen, chinesischen und

mongolischen Büchern, deren Anzahl man auf 11,000 schätzt, glücklicher Weise nichts gesehen. Von allem Sehen wird man am Ende doch schon verwirrt genug. Chosrew Mirza überbrachte dem Kaiser die schönsten persischen Handschriften zum Geschenk, und aus Erzerum und Bajazed sind viele dergleichen Schätze nach Petersburg gekommen. Vor wenigen Monaten kamen noch 150 arabische Handschriften als ein Vermächtniß des Ritters Italinski aus Rom an. So vermehren sich die Kostbarkeiten von Jahr zu Jahr, für den Orientalisten ist Petersburg ein wichtiger Ort, auch habe ich nicht gehört, daß diese Sorte von Büchern der Censur unterworfen wäre, denn die Censoren verstehen sie nicht, und vom Orient her sind liberale Grundsätze nicht zu fürchten.

Die petersburger Universität soll 1819 gestiftet sein, allein sie ist keine universitas literarum, denn es werden nicht alle Wissenschaften gelehrt, sondern nur Medicin. Die Zahl sämmtlicher Studirenden beläuft sich (im Sommer 1830) auf 177, sage ein hundert sieben und siebenzig. Welche Frequenz! Man hat das Institut am nordöstlichsten Ende der Stadt angelegt, und seine uniformirten Zöglinge, Studenten genannt, dürfen keine andere Bücher lesen und besitzen als die auf ihre Studien bezüglichen, dürfen die Stadt nicht ohne schriftliche Erlaubniß verlassen, dürfen nicht für sich allein botanisiren, nicht Theater und Maskenbälle besuchen, und über ihren Wandel wie über die Vorträge der Lehrer herrscht die strengste Aufsicht. Ob man in Jena, Erlangen, Marburg oder anderwärts wohl Lust hat, sich daran ein Exempel zu nehmen?

Um den Buchhandel steht es nicht besonders. Die Verfasser von Büchern müssen, statt Honorar zu empfangen, meistens einen Theil der Druckkosten selbst tragen. Wer ausländische Werke haben will, muß lange warten, und den Buchhändlern einen willkürlich angesetzten Preis bezahlen. Schon in Kurland machen die Buchhändler ihre Rechnung nach Belieben. Man thut daher besser, wenn man sich direkt an eine deutsche Handlung wendet, wo man dann freilich auch für die Censur sorgen muß. Viele Bücher sind verbo-

ten, und wenn sich einzelne Exemplare z. B. des Conversationslexicons, Stunden der Andacht u. a. m. einzuschleichen wissen, so hindert doch das Verbot die allgemeine Verbreitung. Eine russische Buchhandlung habe ich absichtlich und nicht ohne Mühe aufgesucht, sonst ist mir innerhalb fünf Wochen keine zweite zufällig zu Gesicht gekommen, woraus zu schließen, daß ihre Zahl nicht sehr groß ist. Im großen Kaufhofe finden sich unter mancherlei Buden auch russische Antiquare, welche ohne Kenntniß von dem Werthe ihrer Waare nur nach dem Augenschein ein- und verkaufen. Hat ein Buch unglücklicher Weise Titelkupfer, hübsches Papier oder guten Einband, so ist es ohne Frage sehr theuer. Dennoch ist das nutrimentum spiritus, wie die Berliner Bibliotheksinschrift die Bücher nennt, in Petersburg reichlich vorhanden, es fehlt nicht an großen öffentlichen und Privatbibliotheken, ihr Gebrauch aber ist, wie bei den herrlichen Kunstsammlungen, mit großen Schwierigkeiten verbunden, und deshalb ihr wahrer Nutzen unbedeutend. Bücher, Geld und Gut finden sich in Rußland stets nur in Masse beisammen, der köstliche Mittelstand fehlt, und das ist ein übles Ding. In dem unermeßlichen Reiche werden jährlich etwa dreihundert russische Bücher gedruckt, unter welchen viele Uebersetzungen. In der russischen Literatur zeichnet sich Karamsin als Geschichtschreiber aus, Glinka als Lyriker, Puschkin als dramatischer Dichter, Dmitrieff als Volksdichter, Kriloff als Fabeldichter. Schukoffski ist der russische Hölty, Batjuschkoff ihr Tibull und Wiasemski ihr Martial. Um die russische Prosa soll es traurig stehen, doch wird Bulgarin sehr gelobt. Homers Ilias ist neulich von Gneditsch metrisch übersetzt.

Aecht wissenschaftlicher Sinn kann da nicht zu Hause sein, wo die Erziehung der höhern Stände nur militairisch, und jede hohe Stelle im Staate dem Epaulet zugänglich ist. Unterweisung der Jugend in nicht militairischen Dingen ist Nebensache, und die klassischen Sprachen des Alterthums werden schlecht kultivirt. Desto größere Sorgfalt wendet man auf Erlernung der französischen, deutschen und englischen

Sprache. Das Gewerbe eines Hauslehrers, Utschitel genannt, wurde den Russen sehr verächtlich, weil früher alle Franzosen und Deutsche, welche zu weiter nichts tauglich waren, verdorbene Köche, Fechtmeister und Friseure das Amt eines Utschitel längst bekleiden zu können glaubten. Nach einer neueren Verordnung müssen diese Leute zuvor geprüft werden. Meinen jungen Landsleuten möchte ich Rußland nicht geradezu als eine Goldgrube empfehlen, obgleich sie dort im glücklichen Falle, besonders durch Musik und neuere Sprachen, in kurzer Zeit viel erwerben können. Dumme Ausländer und große Gelehrte kommen in Rußland gleich wenig fort; wer das Savoir vivre besitzt, und mit Gelehrsamkeit zu klimpern weiß, steht sich am besten. Vielen Deutschen geht es in Rußland äußerlich sehr gut, sie haben sich in geistiger Beziehung ziemlich acclimatisirt, theure Verbindungen geknüpft, die Sehnsucht nach dem Vaterlande anfangs nicht gefühlt, aber in späteren Jahren, wenn sie nun haben, wonach der Jüngling ringt, Amt und Ehre, Haus und Hof, Weib und Kind, dann erwacht doch nicht selten ein stilles Heimweh, aber nun ists zu spät, sie können nicht von dannen zu uns herüber kommen.

Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang! —

Die kaiserlichen Kadetteninstitute in Petersburg kenne ich nicht. Die deutschen Bürgerschulen werden gelobt, die höhern Bildungsanstalten für das weibliche Geschlecht dagegen sehr getadelt. In den Pensionsanstalten bildet man die jungen Mädchen zu Modedamen, denn die Lehrer würden vergeblich gegen den Strom schwimmen. Das Töchterchen wird im elterlichen Hause mit Liebkosungen überhäuft, aber lange kann man sie hier nicht behalten, sie muß, gern oder ungern, bald möglichst in die Pension zurück. Eine unermüdliche Sorgfalt wandte die Kaiserin Mutter (Gemahlin Pauls) auf die Versorgung verlassener Kinder. In jeder Woche besuchte sie alle Institute, welche die Menschenliebe in Petersburg gründete, und wenn man nur das eine erfährt, daß die Kaiserin mit eigener Hand Findelkinder aus scheußlich beschmutzten Windeln zog und wusch, so wird man über-

zeugt sein, daß ihre Wohlthätigkeit in etwas mehr als in vornehmer Prahlerei bestand. Ein schützender Engel ist sie für Tausende geworden, welche ohne sie unfehlbar zu Grunde gingen. Allen Landesmüttern hat sie durch ihr Vorbild schwere Pflichten auferlegt. Die jetzige Kaiserin tritt in die Fußstapfen der Seligen, und unter ihrem Schutze bildete sich ein patriotischer Damenverein, welcher bis jetzt acht Schulen gestiftet und 164 arme Kinder darin aufgenommen hat. Dem Verein bleibt vieles zu thun übrig, besonders aber ist bei der Veränderlichkeit der russischen Großen zu wünschen, daß die Barmherzigkeit nicht vorüber gehender Modeartikel und aus dem Exerzierplatz nicht ein Paradeplatz werde.

Zu dem Departement der Volksaufklärung zog mich Name und Neugierde hin, aber die Straße war durch Baugerüste gesperrt, man schien Ferien zu haben. Der nahe Hof des Irrenhauses war zwar offen, aber der Oberarzt nicht zu Hause. Aus dem Gebiete der Medicin ist mir nur ein Fall vorgekommen. Ein ältlicher Mann befand sich nicht wohl, ging die Treppe hinauf zu einer Apotheke, fiel auf der Treppe um und schien todt. Der Apotheker hätte Mittel anwenden mögen, auch waren zufällig Doktoren in der Nähe, allein das Gesetz befiehlt den Physikus zu holen, doch ehe dieser kam, war der Mann wirklich und auf immer todt. Der botanische Garten ist ganz im petersburger Zuschnitt d. h. riesengroß angelegt. Wenn man sich anderwärts begnügt, einer Species ein Beet einzuräumen, so sind hier statt des einen zehn Beete neben einander, und in gleicher Fülle findet man oft dieselbe Pflanze an mehren Orten des Gartens. Es scheint, als wolle man alle Apotheken Rußlands durch diesen Garten versorgen, und habe deshalb Schönheit und wissenschaftliches Interesse dem Nutzen untergeordnet. Wegen des vorzugsweisen Anbaues der offizinellen Pflanzen wird er allgemein nicht der botanische, sondern der Apothekergarten genannt. Viele hohe Bäume schützen den außerordentlich üppigen Pflanzenwuchs gegen kalte Winde. Eine unendliche Menge

verschiedener Georginen und das vortreffliche Farbenspiel des gefüllten Mohns als Zierpflanzen auf den Rabatten fielen mir auf. Die Treibhäuser sind hier eben so entsetzlich groß wie bei den kaiserlichen Lustschlössern. Alexander von Humboldt soll auf die Frage des Kaisers, was ihm in Petersburg besonders gefalle, unter drei Dingen den botanischen Garten als das zweite genannt haben, und ein tüchtiger Botaniker hat mir später versichert, daß jener Garten wirklich Vorzügliches auch für die Wissenschaft leiste. Unangenehm ist, daß, wo Natur und Wissenschaft den Wanderer anziehen, überall militärische Grünröcke aufgepflanzt sind. Einer von ihnen fuhr mich auf gut russisch an, und als ich ihm ruhig zu verstehen gab, daß ich seiner Rede Sinn nicht vernähme, so sprang er plötzlich in eine große Zärtlichkeit über, reichte mir eine Blume und spekulirte ohne Zweifel auf ein Trinkgeld. O Rus, quando te aspiciam!

Laut kaiserlicher Ukase von 1803 „entscheidet die Akademie, als die erste gelehrte Korporation des Reichs, alle wissenschaftlichen Streitigkeiten," folglich kann man in Rußland bald aufs Klare kommen, und kennt dort nicht die endlosen Federkriege Deutschlands. Kaiser Nikolaus hat der Akademie kürzlich eine aus persischen Kontributionsgeldern gebildete Münzsammlung, welche aus 421 Gold- und 212 Silbermünzen besteht, und deren Metallwerth über 2000 Rubel in Gold und 130 in Silber beträgt, zum Geschenk gemacht. Das Naturalienkabinet im Gebäude der Akademie unfern der Börse enthält eine sehenswerthe Sammlung von Natur- und Kunstprodukten. Ein merkwürdiges Stück ist das vollständige Gerip eines Mammuths, das einzige der Welt, gefunden an den Küsten des nördlichen Eismeeres. Es ist größer als das dabei stehende Elephantengerip, hat aber viel Aehnlichkeit mit demselben. Es wurde zuerst im Jahre 1799 von einem tunguſischen Fischer am Ausfluß des Lena zwischen Eisblöcken bemerkt. Im folgenden Jahre sah man die thierähnliche Riesenmasse wieder. Als darauf im Sommer 1803 das Eis ungewöhnlich früh und stark schmolz, fiel der

ungeheure Körper von den Eisklippen ins Wasser und trieb an die Küste. Bis 1805 hatten die Hunde der Tungusen einen großen Theil des Fleisches verzehrt, aber das Skelett war bis auf ein Bein vollständig erhalten, und von der Haut so viel übrig, daß zehn Mann sie kaum fortschaffen konnten. Unter den oberen steifen Borsten saßen lange dünne Haare, unter diesen eine grobe bräunliche Wolle. Das frische Fleisch des Thieres möchte vermuthen lassen, daß noch heute diese Thiergattung im höchsten Norden vorhanden sei, allein die Mumien auf dem St. Bernhard und andre gewöhnliche Erscheinungen zeigen, daß beständige Kälte den thierischen Körper gegen die Verwesung schützt. Jenes Mammuthfleisch mochte also Jahrtausende alt sein, und das Thier gehört ohne Zweifel zu einer vor den letzten Erdrevolutionen vorhanden gewesenen, jetzt nur aus dürftigen Ueberresten bekannten Elephantengattung. Fast in allen Ländern Europa's hat man einzelne Mammuthzähne und Knochen gefunden, aber nirgends so viel als in den Strömen des nördlichen Rußlands. Deshalb und wegen der dreifachen Haarbekleidung scheint man zu der Vermuthuug berechtigt, das Mammuth habe vorzugsweise dem Norden angehört. Ferner zeigt man im Naturalienkabinet zu Petersburg Blöcke von versteinertem Holz, Meteorsteine von außerordentlicher Größe und Schwere, bedeutende Stücke gediegenen Goldes und andere mineralogische Seltenheiten; den Heiducken Peter des Großen, in Wachs bossirte Chinesen, Samojeden und andere Nordasiaten; einige Zimmer voll Handwerksgeräth Peters, nebst dessen Arbeiten, sein hohes Schreibpult und kleines Pferd, Modelle von Kriegsschiffen und Newabrücken. Das Wachsbild Peters, sitzend unter einem Thronhimmel, soll vollkommen ähnlich, die Perüke aus des Kaisers Haar verfertigt und die Kleider seine eigenen sein, aber je ähnlicher die Wachsfiguren, desto widriger der Eindruck des lebendigen Todes. Von dem berühmten gottorpschen Globus ließ eine Feuersbrunst nur das eiserne Gerippe übrig, er wurde später neu bekleidet, und hat vierzehn Fuß im Durchmesser.

Besser geordnet und in einem passendern Lokal besitzt das Bergkadettenkorps eine reiche Sammlung von gothischen punischen, arabischen, tatarischen, chinesischen, japanischen, indischen und allen neuern, besonders russischen, Münzen. Viele jener orientalischen Münzen bestehen aus dicken Silberklumpen mit eingeprägter Schrift und Verzierung. Ferner sind hier Modelle von Bergwerken, Mühlen, Brücken, kostbare mineralogische Sammlungen, Platinastuffen von 10 Pfund, Goldstuffen von 25 Pfund, ein Malachitstück von 3600 Pfund und ungeheure Eisenklumpen aus Sibirien. Der Gesandte der hohen Pforte, Halil-Pascha, hatte im März d. J. in das Fremdenbuch des Bergkadettenkorps außer seinen bunten türkischen Schriftzügen die Worte geschrieben: **Mehamed Halil Rifat. Je fus enchanté de tout ce que j'ai vu ici.** Der Wunderdinge sind hier in der That sehr viele, aber das ganze Leben und Weben der Residenz scheint im Allgemeinen dem still forschenden Geiste entfremdet.

Unter den russischen Großen brach einmal die Sammelwuth aus, und bald fand man in einem Hause Mineralien, Schmetterlinge, anatomische Präparate, Kupferstiche und Antiken beisammen. Wenn der ungeheure Reichthum solchen Unsinn erlaubt, so kann doch ächte Bildung auf diesem Wege nicht gewinnen. Das Lüsteln an jeder Kunst und Wissenschaft ist ein unerlaubter Umgang, welcher innige Liebe zu den keuschen Musen und thätige Unterstützung ihrer wahren Priester im tiefsten Grunde vernichtet. Das ist eine von den Ursachen, warum die schönen Künste in Petersburg einen ungastlichen Boden finden. Bildhauer und Maler werden bedauren, daß die Antiken in der Eremitage, Pawlowsk, Zarskoje-Seló und anderwärts zerstreut sind. Die Eremitage ist keine dresdner und münchner Gallerie. In den großen Städten Deutschlands erscheinen jährlich von schönen Gebäuden, Straßen, Landschaften neue Oelgemälde, Kupferstiche und lithographische Abbildungen, in Petersburg sieht man deren äußerst wenige, und nur eine gute und eine schlechte Sammlung ist mir bekannt geworden. Wer Erträgliches zu

leisten vermag, legt sich auf die einträglichere Portraitmalerei, und vernachlässigt ernste Studien. Selbst die Musik, für welche das ganze Volk eine entschiedene Vorliebe hat, erfreut sich keiner günstigeren Pflege. Ausländische Künstler finden gute Auf- und Einnahme, so daß Madame Catalani gestand, nirgends reichere Ernten gehalten zu haben als in Petersburg. Dagegen herrscht unter den vornehmen Russen ein unerträglicher Dilettantismus, und ihr geringer Kunstsinn beurkundet sich durch das bunteste Durcheinanderorgeln der verschiedenartigsten Musikstücke. Für theatralische Darstellung haben die Russen großes Talent, aber das Publikum verlangt viel fürs Geld, und alles muß hier wie in der Malerei krepke, d. h. stark aufgetragen sein. Im russischen Theater sah ich eines Abends zuerst ein Familienstück, worin von Anfang bis zu Ende gräßlich geheult, und jede Leidenschaft so übertrieben dargestellt wurde, daß man mit dem Schauspieler in konvulsivische Zuckungen hätte gerathen mögen. Das Publikum stöhnte und klatschte ungeheuren Beifall, während ich die Kraft der Sprache und die Fertigkeit der Organe bewunderte, welche die größte Menge von Konsonanten so fein und schnell hören ließen, daß ein deutsches Ohr sie gern vernahm. Im zweiten Stück Cartouche fand man an dem sanfteren Spiel weit geringeres Behagen. Zum Schluß wurde ein langes Ballet gegeben, in welchem die Tänzer paarweise auftraten. Ihr Tanz ist gewöhnlich eine pantomimische Liebeserklärung, bei welcher jeder Theil des Körpers die verschiedenartigsten Bewegungen macht. Jüngling und Mädchen treten auf. Ihre Schultern heben und senken sich gleichmäßig. Beugt der Tänzer den Kopf rechts, so neigt die Tänzerin ihn links. Er wirft schmachtende Blicke und sie macht verschmähende Mienen. Er will sie umarmen und sie flieht. Er folgt ihr nach und sie giebt sich nicht. Endlich wird er traurig und sie geht ihm freundlich entgegen, aber sanfte Weigerung und sehnsüchtiges Verlangen erneuern sich, bis Kuß, Umarmung und ein fröhlicher Umschwung den Tanz endet, worauf ein neues Paar hervor tritt. An guten Originallustspielen leidet Rußland noch größern Mangel als

Deutschland. Französische Vaudevilles und Angely's Werke werden fleißig übersetzt. Im Drama folgen die Russen den steifen Gesetzen der Franzosen. Das deutsche Schauspiel kann sich in Petersburg nie heben, denn die 24,000 Deutschen lernen leicht und fertig die fremden Sprachen, besuchen lieber fremde Bühnen und fliehen alles Vaterländische. Die russischen Zuschauer verlangen auch vom deutschen Schauspieler viel Schreien mit Grimassen, bestärken ihn dadurch im schlechten Spiel, und verderben den Geschmack des kleinen deutschen Publikums. Die Italiener lassen nicht so mit sich spielen. Ihr Gesang, Spiel, Orchester, Garderobe, Dekorationen und Haus paßten recht gut zusammen, obgleich von Vollendung noch etwas fern. Ich hörte im Tancred und Barbier von Sevilla die Signora Melas, eine kleine Sonntag. Das große steinerne Theater wird im Sommer nicht benutzt, ist eckig, unförmlich, und kann mit dem edeln Style des berliner Opern- und Schauspielhauses nicht verglichen werden. Der kaiserliche Sängerchor in der Eremitage soll das Schönste sein, was man in Petersburg hören kann. Ich hörte ihn nicht.

Nun einige Worte über Handel und Fabriken. Das Handeln ist die Seele des Russen. Weder Engländer noch Juden sind so handelslustig wie sie, und beide sind in der Schlauheit gegen sie nur Stümper. Dennoch ist der Großhandel Petersburgs in den Händen der Ausländer. Es fehlt dem Russen im Allgemeinen an Unternehmungsgeist und Kenntniß des Auslands. Erst seit wenigen Jahren sind einige russische Handlungshäuser gegründet, welche Schiffe nach den ersten Häfen Europa's senden. In der Regel ist der russische Kaufmann nur Krämer, verkauft gegen Vorausbezahlung, kauft auf Kredit und zahlt gewöhnlich erst ein Jahr nachher. Als armseliger Trödler oder Hausirer beginnt er seine kaufmännische Laufbahn, legt dann eine Lawke (Bude, Kramladen) an, erweitert seinen Kram, versteht sich meisterlich auf Betrügereien in Maß und Gewicht, auf gutes Aussehen und schlechten Gehalt der Waare, auf untergekleisterte Schuhsohlen, auf unzählige Schliche und Kniffe, und

lebt bei zunehmendem Vermögen stets so genügsam als früher in seiner Armuth, so daß er nicht selten ein Millionär wird und dabei fortwährend als Leibeigner seinem Herrn jährlich tausend Rubel und mehr bezahlt. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Hanf, Flachs, Talg, Oel, Leder, Segeltuch, Spiegel, auch mit Schweineborsten, Ochsenzungen, Pferdeschwänzen und Bockfellen wird gehandelt. Papier und englisches Steingut wird aus Artigkeit gegen die kaiserlichen Fabriken gar nicht eingeführt. Spielkarten, Salz und Brantwein sind die Artikel, womit der Kaiser allein handelt. Frisches Obst ist zollfrei. Die gesammte Einfuhr in Petersburg betrug im Jahre 1829 über 149 Millionen Rubel. Schiffe, welche tiefer als sieben Fuß gehen, müssen einen Theil der Ladung in Kronstadt löschen. Zum Laviren ist der kronstädtische Busen eng, und man konnte früher nur bei Westwind nach Petersburg kommen. Diesem Uebel ist durch Dampfböte abgeholfen, welche die Kauffahrteischiffe hinauf bugsiren. Am zahlreichsten sind die Schiffe der Engländer, dann folgen die der Holländer, Franzosen, Hanseaten, Preußen, Amerikaner, Schweden und Dänen. Die Lübeker Schiffskapitaine wurden ehedem durch Schleichhandel, namentlich durch die großen Fünfkopekenstücke reich, deren Realwerth weit über dem Nominalwerth stand. Später war alle Geldausfuhr lange Zeit verboten. In neuester Zeit dürfen Silber- und Platinamünzen wieder ausgeführt werden. Die Aufsicht ist übrigens in keinem Hafen so unerhört streng als in Kronstadt. Die petersburger Börse ist nach der pariser gebaut, und hat eine prachtvolle Lage an der Newa, zwei Schnabelsäulen am Ufer, eine funfzig Schritte breite Treppe, zehn gewaltige Säulen am Eingange, und einen hochgewölbten Saal mit der Büste Alexanders und einer guten Restauration. Die Packhöfe hinter der Börse sind im petersburger Maßstabe angelegt.

Nach Peters Absicht sollte Wasili-Ostrow, von Kanälen durchschnitten und mit Speichern bebaut, der eigentliche Sitz der Kaufmannschaft werden. Katharina ließ die winzigen Anlagen verschütten, und aus je zwei Straßen eine

machen, welche jetzt unter dem Namen der ersten, zweiten, dritten Linie ꝛc. bekannt sind. Gostinnoi=Dwor (der große Kaufhof), der Bazar der Orientalen, ist ein Labyrinth von Krambuden, welche den Raum einer kleinen Stadt einnehmen. Je länger man unter den Arkaden geht, desto verwirrter wird man. In den Buden darf weder Licht noch Feuer angezündet werden, weshalb im Winter der Handel nur wenige Stunden dauert. Alle Verkäufer sind Nationalrussen, auch wenn sie fremde Aushängeschilde haben. Am meisten wird um Ostern verkauft. Der Fremde hat Mühe, sich in die Buden nicht hinein ziehen zu lassen. Besonders werden die Schuster sehr handgreiflich, sind aber, wie alle Russen, die Höflichkeit selbst. Endlich läßt man sich festhalten, und bietet für eine Sache die Hälfte des geforderten Preises. Der Russe macht allerlei freundliche Worte, gelenke Biegungen und Wendungen, um anzuzeigen, daß die gebotene Summe doch gar zu gering sei, daß er gern handeln möge, aber bei solchem Gebot es nicht könne. Man geht und ist kaum fünf Schritte weit, so wird man zurück gerufen, nöthigen Falls auch mit freundlicher Gewalt zurück gezogen, erhält die Waare, und erfährt zu Hause, daß man doch noch um die Hälfte geprellt sei. Der undelikateste Theil des Gostinnoi=Dwor heißt der Läusemarkt, wo sich Alteisenhändler, Stiefelputzer und allerlei Volk umher treibt. Dies ist zugleich der einzige Punkt, wo man in Petersburg von Pöbel sprechen kann, denn sonst scheint die niedrigste Klasse des Volks in Anzug und Geschäften wirklich zu nobel für jene Benennung.

Jeder Reisende wird die sehenswerthen Fabriken zu Alexandrowsk besuchen und sich nach Manchester versetzt glauben. Der Ort liegt an der schlüsselburger Straße, welche niemand gern auf kaiserliche Kosten passirt, denn sie führt nach Sibirien. Am Wege dahin liegt nicht weit vom Alexander Newski Kloster die große unter Potemkins Herrschaft angelegte Glashütte und Spiegelfabrik. An zwölf Fuß hohe Spiegelplatten werden hier gegossen, mittelst schwerer Walzen geglättet und nach gehöriger Abkühlung geschliffen. Die

kleineren Glasarbeiten sind nicht so geschmackvoll wie die zu Warmbrunn am Riesengebirge. Gegenwärtig waren für Chosrew Mirza einige tausend hohe Gläser in Arbeit, deren man sich in Persien beim Rauchen bedient, um den Dampf durch Wasser abzukühlen. In den Fabriken von Alexandrowsk werden 740 Findelkinder beschäftigt. Wir sahen sie Mittags an vier langen Tafeln speisen. Nach der Mahlzeit auf ein Signal mit der Glocke standen alle auf, klappten ihre Sitze um, sangen ein Danklied, und zogen je zwei ab. Diese aus Tausenden geretteten, eltern- und namenlosen Kinder verarbeiten hier im Maschinendienste die Blüthenzeit des Lebens. Bis zum ein und zwanzigsten Jahre bleiben sie in der Anstalt, dann steht es ihnen frei, sich Ort und Art des Unterhalts zu wählen. Wohlgenährt sind alle, denn das Essen ist gut, aber ein schönes Gesicht unter ihnen selten. Der Fettdunst und Staub von Baumwolle und Hanf hat die meisten Gesichter gebleicht. Zweimal wöchentlich werden sie im Lesen und Schreiben unterrichtet, und Denkübungen müßten durchaus erfolglos sein, weil das unaufhörliche Schnarren der Millionen Spindeln jeden geistigen Aufschwung nothwendig hemmt. Ihre Kleidung ist reinlich, und ihre Bettstellen von Eisen, damit die Wanzen keinen Raum finden. Täglich werden 300 Brode gebacken, jedes 10 Pfund schwer. Die Zahl sämmtlicher Arbeiter, mit Einschluß der Kinder, beläuft sich auf 3000. Durch drei Dampfmaschinen, welche die Kraft von 24, 60 und 110 Pferden haben, wird das Ganze in Bewegung gesetzt, rohe Baumwolle gekämmt, verfeinert, gesponnen, Segeltuch aus Hanff, feine Servietten und Decken aus Baumwolle und Halbseide verfertigt, Leder verarbeitet, Spielkarten gemacht, und zugleich die erforderlichen Werkzeuge, als: Baumwollenkratzen, Spindeln u. dergl. angefertigt. Um die einzelnen Arbeiten nur oberflächlich zu sehen, sind mehre Stunden erforderlich. Das Auge wird durch die tausendfache Bewegung, das Ohr durch das Rasseln und Schnarren der Räder ermüdet, und man freut sich, beim Heraustreten aus den

weitläuftigen Gebäuden, die schönen hohen Newaufer zu begrüßen. —

Schließlich warne ich jeden, der seinen Magen lieb hat, vor dem Weine des Gastwirths zu Alexandrowsk. Kein Schiffsjunge in Hamburg trinkt solchen Kretzer, welcher in Bordeaux beinahe gar nichts kostet, durch Schiffer, Kaufmann, Zöllner, Sünder und Wirthe allmälig dergestalt im Preise wächst, daß man bei jener russischen Fabrik die Flasche mit fünf Rubeln, d. h. mit ungefähr anderthalb Thalern bezahlt.

Sprache, Sitte und Leben der Einwohner Petersburgs.

Die Mächte der Finsterniß kämpfen vergeblich gegen das steigende Licht, und es können die Völker hoffen, daß wenigstens ihre Asche einmal in freier Erde ruhen wird.

Tegnér.

Alle Einwohner Petersburgs kann man in drei große Klassen theilen, Volk, Vornehme und ausländische Handwerker. Wir nennen das russische Volk zuerst, weil sich aus dessen Lebensweise vieles Nachfolgende leichter erklärt. Ureinwohner waren Ingrier und Finnen, deren Zahl allmälig gegen die der herbei strömenden Russen unbedeutend wurde. Treues Bild eines jeden Volks ist seine Sprache. Die russische hat einen großen Vorrath von Zärtlichkeitsausdrücken, welche jedoch durch steten Gebrauch die besondere Bedeutung verlieren. Statt Vater sagt der Russe fast immer Väterchen batuschka, so matuschka Mütterchen, moia duschinka mein Herzchen, golubuschka Täubchen u. s. w. Auch der Oesterreicher sagt: mein Herzerl, mein Schatzerl, und verräth dadurch eine gewisse Weichheit und Gutmüthigkeit des Charakters. Abschlägige Antworten versteht der Russe in so schmeichelhafte und süße Formeln zu wickeln, daß viel Uebung dazu gehört, um den wahren Sinn derselben zu enträthseln, und daß die Franzosen sich in Rußland an dergleichen Wendungen sehr bereichern könnten. Dagegen steht dem Russen

auch ein Heer furchtbarer Schimpfwörter zu Gebote. An zweideutigen Redensarten, Wortspielen und schmutzigen Ausdrücken soll die Sprache nicht so arm sein als an wirklichen Flüchen. Der gemeine Mann sagt Thee und Kaffee essen, die Vornehmen trinken (piti) den Thee, essen (kuschit) aber auch den Kaffee.

In Deutschland denkt man sich die Russen häufig als halbe Karaiben und Kannibalen, ich weiß nicht ob wegen des nächtlichen Kampirens unter freiem Himmel, oder wegen der enormen Knutenhiebe, welche ihre Soldaten einst vor unsern Augen mit ziemlicher Gelassenheit empfingen. Im äußern Leben ist der Russe hart gewöhnt, aber deshalb keineswegs hartherzig, sondern außerordentlich weich von Gemüth. Er hat einen lebhaften Charakter, ist an Geist und Körper gewandt, thätig ohne Ausdauer, in allen Geschäften brauchbar, nur darf sich die Arbeit nicht nach der Mode ändern. Deshalb sind in Petersburg Gärtner, Fleischer, Maurer, Zimmerleute, Töpfer, Lichtzieher u. a. m. ausschließlich Russen. Unter Aufsicht deutscher Meister zeigen sie übrigens in jedem Fache viel Geschick. Zu allem läßt sich der Russe dressiren, lernt alles mit Leichtigkeit, bleibt aber auf halbem Wege stehen, und daher kommt überall seine oberflächliche Pfuscherei. Im Kramhandel ist er betriebsam, schlau und natürlich beredt. Als Soldat steht er wie eine Mauer. Als Ackersmann liebt er durchaus keine Neuerung. Im Hause mit äußerst wenigem zufrieden, im Essen mäßig, aber nicht im Trinken, verzehrt er nie so viel als er erwirbt. Geiz ist ihm ein unbekanntes Laster, er giebt gern und viel, dagegen ist er im höchsten Grade habsüchtig und nach Geld begierig, um sich dadurch ein behagliches Leben zu verschaffen. Was sein Auge erblickt, darnach greift er, besonders wenn es niemand bemerkt, und zwar nicht aus Noth, sondern aus neugieriger angeborner Habsucht. Diebstahl ist Nationallaster, und ein gewöhnliches russisches Sprichwort sagt: was nicht verschlossen ist, gehört dem, welcher es nimmt. Im Umgange ist der Russe gesellig, gesprächig, dienstfertig und außerordentlich höflich. Bei natürlicher Gutmüthigkeit kann er auf Augen-

blicke schrecklich wüthend werden, läßt es dann Schimpfwörter regnen, aber fast nie zum Handgemenge kommen. Seine Körperhaltung scheint plump, aber in der Fröhlichkeit an festlichen Tagen, beim Tanze und im Räuschchen ist es, als hätte er plötzlich einige tausend Gelenke mehr bekommen. Feine Gesichtszüge sieht man selten, das Klima hat sie verwischt. Alle Gesichter sprechen einen zufriedenen, behaglichen, fröhlichen Sinn aus. Ein solcher leibhaftiger Russe war Peter der Große, Schmied, Drechsler, Zimmermann, Soldat, Regent, er war alles und konnte alles, schnell sollte alles gehen, Blüthe und Frucht bei einander sein. Wahre Volkskultur geht indessen den langsamen Weg durch Elementarschulen, und daß Rußland diesen Weg nicht einschlug, sieht man ihm auf den ersten Blick an. Tausend und aber tausend fremde Künstler sind ins Reich gezogen, die Russen lernten von ihnen, denn kein Volk übertrifft das russische an natürlicher Geschicklichkeit, aber bei keinem sieht man auch auffallender, daß Fertigkeit der Hand und Kultur des Kopfes zwei himmelweit verschiedene Dinge sind. Peters große Verdienste lassen sich unmöglich verkennen, aber ein gutes Ding will Zeit haben, Peter hatte sie nicht, und nun hat sich die Zeit an seinen Schöpfungen furchtbar gerächt. Die fremden Handwerker und Künstler Rußlands gleichen den Lorbeerbäumen der kaiserlichen Lustschlösser. Wie viele ihrer auch beisammen sind, sie stehen einsam da, wie lange sie auch bleiben und sich fortpflanzen von Geschlecht zu Geschlecht, sie bleiben Fremdlinge. Die Birke wird nimmer zum Lorbeer, ja ihr wird durch die Ankömmlinge viel Saft und Sorge entzogen, sie muß das Ungemach des rauhen Himmels tragen, und weiß es nicht besser, während jene Ausländer überall geschont und gewartet werden.

Unter den Ergötzlichkeiten der russischen Zunge steht der Wodka (Brantwein) oben an. Das ist weltbekannt, und doch wäre ich in meiner Meinung fast irre geworden, weil ich in jeder Woche kaum Einen sah, welcher in Bogenlinien seine Straße wanderte. Bei näherer Erkundigung erfuhr ich, daß die Strenge der Polizei den rohen Ausbruch der Trun-

kenheit verhütet. Wird ein Tobender auf der Straße gefunden, so schleppt ihn der nächste Butschnik in die Butke (Wachthäuschen), deren es in jeder Straße mehre giebt. Hier schläft er seinen Rausch aus, bekommt funfzig Stockprügel, und muß einige Tage lang die Straßen fegen oder dergleichen Strafarbeiten verrichten. Doch macht man, je nachdem ein Trunkfälliger zum ersten oder zu wiederholten Malen ergriffen wird, einen Unterschied im Strafen, wenn auch nicht so milde, wie im Konvikt zu Tübingen, wo ob suspicionem crapulae, ob crapulam, oder ob crapulam ingentem weniger oder mehr Tischwein abgezogen wird. Um indessen einen Russen trunken zu machen, ist eine ziemliche Quantität Brantwein erforderlich, zumal da die Schenkwirthe den Spiritus reichlich mit Wasser verdünnen. Beim Anblick eines Wankenden pflegt man zu sagen: der hat den Kaiser gesehen — darum grüßt er noch. Das Trinken ist und bleibt Götterlust für den Russen, und selbst Mädchen theilen die allgemeine Lust, wovon ich folgendes Beispiel im Gasthause zu Kronstadt erlebte. Nachdem sich das Dienstmädchen in kurzer Zeit mehrmals benebelt und bei angedrohter Strafe Besserung gelobt hatte, ging die Hausfrau eines Morgens aus, und trug ihr auf, eine Stube zu scheuern. Das Mädchen fängt die Arbeit an, aber die kalte Nässe des Fußbodens mag sie an ein wärmeres Naß erinnern, sie holt die Schnapspulle, leert dieselbe und geht wieder an die Arbeit. Bald darauf kam die Wirthin, und fand das Mädchen sinnlos auf dem Boden im Wasser liegen. Die Polizei wurde gerufen, und die Furcht vor ihr gab dem Mädchen so viel Besinnung, daß sie auf den Boden lief, um sich zu erhängen, allein die Trunkenheit war zu groß, und während sie einen Strick um ihre Gurgel zu schlingen suchte, kam schon ein Grünrock und führte sie ab und zur Ruhe. — Eines Tages, erzählt man, ging Kaiser Alexander auf den Boulevards bei der Admiralität spazieren, als ihm ein in Trunkenheit taumelnder Seeoffizier begegnete. „Was machst Du hier?" fragte der Kaiser ernst. „Ew. Majestät — lallte der Offizier — ich — ich lavire." Der Kaiser lächelte und

der Offizier hatte sich durch die Antwort vom Arrest befreit. — Storch schreibt der Unmäßigkeit im Brantwein die große Sterblichkeit zu, welche unter den Russen in Petersburg größer sein soll als unter den Ausländern.

Nächst dem Brantwein ist der Tschai (Thee) des Russen liebstes Getränk. Blanke Theemaschinen sieht man aller Orten aufgestapelt, und kann das Getränk in jeder Garküche, zu jeder Tageszeit und von einem Wohlgeschmack bekommen, gegen welchen der in Deutschland sogenannte Kaiserthee wie warmes Wasser schmeckt. Unser Thee verliert auf der langen Seereise viel von seinem Geschmack, und was er noch behält, wird in England durch Aeschen- und Schlehenblätter verfälscht, dagegen erhalten ihn die Russen unverdorben durch Karavanen aus China. Unter den kalten Getränken ist der Meth beliebt, dessen bessere Sorten kühlend und wohlschmeckend. Als nationalen Trank nenne ich noch den Quas. Er wird aus Roggenmehl und Malz bereitet, indem man davon einen Brei macht, diesen gähren läßt und nachher abklärt. Minze, Rosinen und andere Zuthaten verändern den säuerlichen Geschmack des Quas, dessen beste Sorte Kislischtschi heißt. Zur Kühlung im heißen Sommer dienen auch Gurken, welche von gemeinen Leuten roh oder eingemacht wie in Berlin auf den Straßen verkauft und verzehrt werden. Das tägliche Gericht des Russen ist Schtschi, eine Kohlsuppe, welche selbst in besserer Zubereitung mir nie behagte. Andere Nationalgerichte sind Kascha (dicker Grützebrei), Botwinja (kalte Schale von Quas mit Fischen, Fleisch oder Gurken), Snetki (an der Luft gedörrte Fische), Pirogi (Kuchen mit Fleisch, Eiern und rothen Beten gefüllt), Twarock (gekäsete Milch). Knoblauch und Zwiebeln sind bekanntlich große Lieblinge. Die Mahlzeit kann man in Kurland, wie in Petersburg, Finnland und Schweden nicht beginnen, ohne vorher ein Schälchen als Reizmittel getrunken zu haben. Unter Schälchen versteht man ein Glas Schnaps, welcher sich in der feinern Gesellschaft zum Liqueur verfeinert. Fleisch wird von den Russen außer der Fastenzeit viel gegessen, und große Heerden Ochsen kommen wöchentlich aus der Ukraine

nach der Residenz. Das Weißbrod ist sehr gut, und wird vom Volke unglaublich heiß verschluckt. So eigenthümlich und zweideutig auch der Anstrich ist, welchen die russische Reinlichkeit hat, so würde der gemeine Russe es für sehr unreinlich halten, wenn er nicht wöchentlich wenigstens ein Dampfbad nähme. Möchte man doch in Deutschland diese Ansicht theilen. Jeder russische Bauer hat seine Badestube, und besucht sie gewöhnlich Sonnabends. Der Sonnabend scheint im ganzen Norden der eigentliche Badetag seit uralter Zeit zu sein, die Dänen nennen ihn Löwer=, die Schweden Lördag d. h. Lögerdag, von löw und löger, waschen, baden. In den russischen Städten sind der Dampfbäder unzählige. Zu den vielen vorhin erwähnten kirchlichen Festtagen kommen die Geburts= und Namenstage der Familienglieder, welche alle festlich begangen und von Verwandten und Hausfreunden sorgfältig beachtet werden. Unter den Spielen lieben die Russen das Schachspiel vorzugsweise, und es ist etwas ganz Gewöhnliches, vertiefte Schachspieler auf der Straße oder unter den Arkaden des Gostinnoi=Dwor sitzen zu sehen. Von der feierlichen Wasserweihe am 6. Januar, von dem bunten Gewimmel um die Schaukeln in der Osterwoche, und von der feierlichen Prozession, welche sich am 30. August aus der kasanschen Kirche nach dem Alexander Newski Kloster begiebt, habe ich viel gehört, war aber nicht Augenzeuge, und kann keine treue Bilder mittheilen.

Ein Lob habe ich den Russen noch nicht ertheilt, welches Storch ihnen giebt, daß sie nämlich die persönliche Sicherheit nicht leicht gefährden, gegen die höhern Stände große Ehrfurcht haben, und daß ein gebietendes Wort, eine Offizierschleife am Hut mehr helfe als die beherzteste Gegenwehr. Storch giebt den leidigen Grund davon aufrichtig an — das Gefühl der Leibeigenschaft. Viele tausend Bewohner der Hauptstadt sind Leibeigene, gleich den Millionen ihrer Landsleute im weiten Reiche. Trotz aller Körperkraft des Russen scheint die Leibeigenschaft den Geist des Widerspruchs völlig auszulöschen, und alle bürgerliche Einrichtungen sorgen treulich für unbedingten Gehorsam. Jährlich ziehen große Scha=

ren von Männern aus dem Innern des Landes oft mehre hundert Meilen weit nach der Hauptstadt, um als Aufwärter, Diener, Kutscher u. s. w. ihr Brod zu verdienen. Viele Gartenarbeiter kommen nur im Sommer zur Stadt, und gehen im Herbst in ihre Heimath. Andere kommen im Winter mit Miethschlitten, und verlassen die Residenz beim Schmelzen des Schnee's. Manche kehren kaum alle drei Jahre zu Weib und Kind zurück. Viele bleiben immer in der Stadt. Alle diese Leute sind Leibeigene. Haben sie auf dem Grund und Boden ihrer Herren nicht Brod genug? O ja, aber die Herrschaft bedarf ihrer daheim nicht, und zieht von ihnen in der Hauptstadt größern Gewinn. Mein petersburger Freund J. hat einen Diener, welchem er monatlich 35 Rubel Lohn giebt, der Mensch bekommt davon nur 10, sein Herr die übrigen 25. Wieviel der Herr verlangt, hängt lediglich von seiner Willkür und von dem Verdienste des Leibeigenen ab. Wenn also ein Gutsbesitzer viele hundert Menschen als lebendiges Kapital von seinem Gute absendet, so ist es möglich, daß die meisten wenig Zinsen, immer aber mehr als in der Heimath bringen, sind zufällig pfiffige Köpfe darunter, welche in der Residenz ein Handelchen anfangen und sich zu bereichern wissen, so kann ein einziger Kopf jährlich mehre tausend Rubel dem Herrn eintragen. Die Leibeigenen können zwar ihre Freiheit mit ungeheuren Summen erkaufen, allein kein Gesetz zwingt den Herrn zur Freilassung, keins setzt seinen Forderungen ein Ziel. Warum entläuft denn der Leibeigene nicht, und setzt sich dadurch in Freiheit? Dafür haben die Gesetze gesorgt. Jährlich muß jeder Leibeigene sich vom Herrn seinen Paß erneuern lassen, und bleibt dadurch mit ihm in unauflöslicher Verbindung. Für jeden Tag, welchen die neue Herrschaft in der Stadt den Diener ohne erneuerten Paß behält, müssen zwei Rubel Strafe bezahlt werden. Durch Flucht ins Ausland zu entkommen, ist fast undenkbar, denn ohne Paß würde er überall an den Grenzen aufgefangen. Einen Paß dahin zu erhalten ist für den reisenden Ausländer außerordentlich schwer und für den Russen fast unmöglich, wofern er nicht vornehmer Herr oder

im Gefolge eines solchen ist. Und was sollte der gemeine Russe in einem Lande anfangen, wo man nicht russisch spricht, nicht russisch lebt? Wie sollte er auf den Gedanken ans Ausland kommen, da er nur dunkle Vorstellungen von einem Lande hat, in welchem es anders zugeht als in Rußland. Voltaire sagt im ersten Buche seines historischen Romans: „Ein altes unter ihnen (den Moskowitern) heiliges Gesetz verbot ihnen bei Todesstrafe ohne Erlaubniß ihres Patriarchen ihr Land zu verlassen, und dies Gesetz deshalb gegeben, um ihnen die Gelegenheit zu benehmen, ihr Joch kennen zu lernen, gefiel einer Nation, die in der Tiefe ihrer Unwissenheit und ihres Elends allen Verkehr mit fremden Völkern verabscheute." Setzen wir dazu eine natürliche Vaterlandsliebe aller Menschen, die liebe Gewohnheit und den Gedanken, daß Vater und Großvater es nicht besser, sondern schlimmer gehabt haben, und daß es in der Hauptstadt nicht schwer hält, sich ein ansehnliches Vermögen und ein behagliches Leben zu verschaffen, wenn nur der Herr kein zu starker Blutsauger ist — so haben wir die Gründe angegeben, warum das Volk die Leibeigenschaft nicht fühlt, oder sie nicht so drückend findet, als sie uns erscheint. Klima und Boden führen Genügsamkeit und einen unvertilgbar leichten und fröhlichen Sinn herbei. Gift und Gegengift legte die Natur stets nahe beisammen. So blutarmes Lumpengesindel wie in den übrigen Hauptstädten Europa's findet sich in Petersburg wegen Leichtigkeit des Verdienstes, Wohlfeilheit der ersten Lebensbedürfnisse, Genügsamkeit der Russen und Strenge ihrer Polizei nicht, allein wir haben in unsern Städten auch nicht eine so ungeheure Zahl unfreier und bedauernswürdiger Geschöpfe. Daß die Knechtschaft ein Elend sei, leidet keinen Zweifel, und wenn die Regierung den Adel zur Freilassung seiner Leute zu bewegen sucht, wenn sie durch Militairkolonien, Findelhäuser und andere Anstalten die Zahl der Freien jährlich vermehrt, so verdient sie großes Lob. Wenn aber der Cicerone des Herrn von Lüdemann*) über Kammern, Juri

*) Petersburg wie es ist. Von Wilh. v. Lüdemann. Dresden 1830. Ein sehr lesenswerthes Buch, dessen einziger Fehler darin besteht,

und Konstitution sagt: „wir bedürfen ihrer nicht; der Russe hat keine Klage gegen seine väterliche Regierung," so ist das zwar wörtlich wahr, nur fragt sich's, ob die Worte im Tone wahrer Zufriedenheit oder des Mitleids gesprochen werden. Ein unkultivirtes Volk bedarf der Volksvertretung nicht, sondern einer väterlich strengen Regierung. Kammern, Juri und Konstitution wäre bei ihm ein Unsinn. Wie darf man, wo die Leibeigenschaft Gesetzeskraft hat, an Klagen gegen die Regierung denken? Kaiser Nikolaus führt, davon bin ich überzeugt, nach besten Kräften eine wahrhaft väterliche Regierung, und Rußland schreitet unter ihm unaufhaltsam und mit Riesenschritten großen Veränderungen entgegen. Wann aber Rußland für eine Konstitution reif und so der Zeitpunkt da sein wird, nach welchem Alexander mit Sehnsucht blickte, — wann nicht mehr alles von den Ukasen, d. h. unwiderruflichen Befehlen des Selbstherrschers aller Reußen und seines dirigirenden Senats abhängt, — wer will's verkünden? Vorläufig ist es gewiß noch nöthig, daß der Kaiser Mittelpunkt alles Rechts und aller Macht sei, um die Macht der Großen zu brechen, das Loos der Unglücklichen zu mildern, um jede heilsame Veränderung nach und nach ins Leben, und Wahrheit und Recht auf den Thron zu rufen. Möchte man hier und da rascheres Eingreifen in das Bestehende wünschen, so läßt sich doch nicht läugnen, daß große Vorsicht und Weisheit dabei erforderlich ist. Jene Worte legt Herr von Lüdemann einem russischen Patrioten in den Mund, und wir verargen es ihm nicht, wenn er auch über das im Auslande ihm bekannt gewordene statistische Tabellenwesen mit Verachtung spricht. Die Trauben sind sauer — sprach der Fuchs. Wir sind auch der Meinung, daß unser Staatswohl nicht davon abhängt, ob wir die Anzahl der Quadratmeilen, Bajonette oder Webstühle wissen, das Zählen ist indessen so unnütz nicht. In Rußland zählt man auch, kann's aber so

daß der Verfasser zu sehr alles Schlechte entweder verschweigt, oder ihm eine Seite abzugewinnen sucht, wo es in einem mildern zu vortheilhaften Lichte erscheint.

genau unmöglich annehmen, denn sorgfältige Tabellen anfertigen kann doch nur, wer schreiben und lesen kann. Wieviele Dörfer giebt's aber in Rußland, wo im ganzen Dorfe niemand diese Kunst versteht! Bei den Seelenzählungen werden nur die Männer gezählt, denn die Weiber haben wohl Seelen, aber keine Soldatenseelen, und bis diese Stunde gilt von den gemeinen Russen, was Voltaire sagt: „Selbst den Gebrauch der Ziffern kennen sie nicht, und bedienen sich bei ihren Rechnungen kleiner Kugeln, welche auf metallenen Dräthen an einander gereiht werden." Wenn man in Petersburg im Kramladen oder in einer Restauration nach der Rechnung fragt, greift der Russe zu seinem Brett und zählt mit großer Fertigkeit an den Kugeln die Summen zusammen. Sollen Unwissenheit und Despotismus verschwinden, dann sind Volksschulen zunächst das Nothwendigste. Schon in einem Ukas von 1803 heißt es: „Jedes Kirchspiel, oder auch zwei zusammen, müssen wenigstens eine Pfarrschule haben. Diese Schulen werden in den Krondörfern dem Pfarrer und einem der angesehensten Einwohner anvertraut, in den gutsherrlichen Dörfern sind sie der aufgeklärten und wohlmeinenden Vorsorge der Gutsherren selbst überlassen." Wie schwach muß der Eifer oder die Kraft der Pfarrer und die aufgeklärte Vorsorge der Gutsherren selbst nahe bei der Residenz gewesen sein, da man nach beinahe dreißig Jahren jetzt aufs neue hört: „In den der Krone gehörigen Dörfern sollen Elementarschulen eingeführt werden, (der gutsherrlichen Dörfer wird nicht erwähnt,) um die den Bauern nöthigen Kenntnisse zu verbreiten und — Dorfschreiber zu bilden. Der Unterhalt dieser Schulen wird aus den Grundgeldern der Dörfer bestritten. In den Gouvernements Petersburg und Pskow sollen sie zuerst eingeführt werden." Wird man nach dreißig Jahren denselben Befehl noch einmal wiederholen? Wir hoffen es nicht, denn die Prediger wissen ja nun, woher sie die Mittel zu nehmen haben. So lange es aber um das Volksschulwesen so grundschlecht wie bisher steht, rede man nicht zu viel von steigender Kultur. Kann man Trauben lesen von den Dornen und Feigen von den Disteln? War es Wille

des Kaisers, daß man vor Kurzem wieder aufhörte, die Soldaten im Lesen und Schreiben zu unterrichten? Wurden die Leute etwa schon zu klug, oder schadete es, wenn alte Soldaten vor Freude über die neue Kunst alle Wände mit Kohle und Kreide bemalten? O Gänse Rußlands, wie waret ihr bisher so glücklich! Euch wurden nicht von jedem Bauerjungen die Federn zum Schreiben ausgerupft! Vielleicht bleibt ihr ach! noch lange unangetastet von der euch so verderblichen Aufklärung.

Die Bildung des Adels ließ sich nicht so beschränken wie die des Volks, und da sich das Interesse des Staats und der Edelleute in der militairischen Erziehung vereinigte, so war man leicht zufrieden. Anders verhält es sich mit den Anstalten für wissenschaftliche Bildung. Offenbar bedürfen die Universitäten eines freundlicheren Zuschnitts. Die Zahl der Studirenden kann nur wachsen, wenn tüchtige Kenntnisse und unbescholtener Charakter mehr gelten als militairischer Rang. Jährlich werden einige Universitätslehrer abgeschickt, um die unter ihrer Direktion stehenden Schulanstalten zu besichtigen, und die Fortschritte derselben zu untersuchen. Nur die Noth mag solche Einrichtung entschuldigen, denn die Professoren bedürfen in den Ferien der Ruhe, und selten möchte ein Jurist oder Mediciner den wahren Zweck seiner Inspektionsreise zu erfüllen im Stande sein. Welche Kenntniß und Erfahrung im pädagogischen Fache ist erforderlich, um den kürzesten Weg und das rechte Ziel genau zu bezeichnen, welcher Scharfblick, um die uniformirten Lehrer und die Spiegelfechtereien der Schüler zu durchschauen. Es kann wohl mancher Schuster zugleich einer Gerberei, der Buchbinder einer Papiermühle, der Arzt einem botanischen Garten vorstehen, im Allgemeinen aber ist solches unzulässig, und wahr bleibt das Sprüchwort: Schuster bleib' bei deinem Leisten.

Zu den dringend nothwendigen Reformen in Rußland gehört ferner, daß die Diener der Gerechtigkeit durch Studium und Praxis, nicht im Lager und auf Schlachtfeldern das bürgerliche Recht lernen müssen; daß die beinahe absolute

Gewalt der Generalgouverneure beschränkt werde, welche, wenn sie einem schlechten Subjekt in die Hände fällt, nothwendig in gräuliche Tyrannei ausarten muß; daß das Chaos der Gesetze besser geordnet werde, und nicht jeder für seinen Nachfolger alle Prozesse aufzubewahren suche. Vor allen Dingen muß die Besoldung der meisten Beamten und Magistratspersonen erhöht werden, damit sie nicht auf Sporteln und Spitzbübereien gleichsam angewiesen sind. Erzählt ist mir Folgendes, was ich gern glaube, obgleich ich es nicht juristisch beweisen kann. Es reist jemand nach einer russischen Universitätsstadt, um daselbst in einer Rechtssache wichtige Papiere einzusehen. Dabei kommt ihm auf Kürze der Zeit viel an, und er bittet den, welcher die Papiere aushändigen kann, daß dieses innerhalb drei Tagen geschehen möge. „Wir sind beide — sagt er — Männer, welche die Welt kennen, und ich werde mit 300 Rubeln für die Bemühung erkenntlich sein." „Freilich, — wird ihm geantwortet — sehe ich, daß Sie ein Mann von Weltkenntniß sind, ich bin auch nicht ganz unbekannt in meinem Fache, allein in drei Tagen ist's wohl nicht möglich, die Akten anzuschaffen. Wollten Sie noch hundert Rubel zulegen, dann ließe es sich vielleicht bewerkstelligen." Die verlangte Summe von 400 Rubel wird versprochen und die Akten kommen schnell heran. — Ein Anderer kommt nach Petersburg, um sich eine bedeutende Stelle im Staate zu verschaffen. Sie ist durch eine hohe Person zu erlangen — für 10,000 Rubel. Der Bewerber ist zum Zahlen bereit, macht aber zur Bedingung, daß er die eine Hälfte jetzt, die andere erst nach Antritt der Stelle zu zahlen brauche. Das wird ihm erlaubt. Nun schneidet er 10,000 Rubel Papiergeld in der Mitte durch, giebt die eine Hälfte ab und sichert sich dadurch vor anderweitigem Verkauf seiner Stelle. Das Zerschneiden des Papiergeldes macht nämlich dasselbe nicht ungültig, nur muß man sämmtliche Stücke beisammen haben.

Wo milde Gerechtigkeit und wahre Aufklärung sich gegenseitig unterstützen, da stürzt das Reich der Willkür, und

blinder Gehorsam verwandelt sich in freie Pflichterfüllung. Das Kind muß unbedingten Gehorsam leisten, wenn aber seine Geisteskräfte sich entwickeln, dann muß es vernünftige Gegenvorstellungen machen dürfen. Will man diesen Zustand nicht naturgemäß fördern, sondern gar unterdrücken, so tyrannisirt man den werdenden Menschen und vergreift sich an seinem heiligsten Rechte. In der Regierung der Kinder wie der Völker besteht die feinste Kunst in dem pas trop gouverner.

Schließlich führe ich noch an, was der geistvolle Ancillon über Rußland sagt in seinem Buche über den Geist der Staatsverfassungen: Bei einem Volke, wo die Leibeigenschaft einheimisch ist, wo der Adel das Ritterwesen, und also den Rittergeist nicht gekannt hat, und wo es keinen dritten Stand giebt, kann die gesetzmäßige Freiheit nur sehr langsam gedeihen. In solchem Zustande der Dinge ist die unbeschränkte Herrschaft nothwendig; auch unter dem Zepter des menschenfreundlichsten Kaisers kann die Allgewalt nicht nachlassen. Je weniger sie sich fühlen ließe, desto mehr Despotismus würden die Großen und Staatsbeamten ausüben, und thäten sie es nicht, so würde die furchtbarste Anarchie hervorbrechen. Die Unermeßlichkeit des Reiches, die Mannigfaltigkeit der Völker, der Mangel an Gemeingeist und an Adel der Gesinnung bei den Beamten, führen immer wieder zum Despotismus zurück. In solchen Staaten findet ein unglücklicher Kreislauf statt. Die Rohheit des Volks bringt darin den Despotismus hervor, und der Despotismus vermehrt die Rohheit und den Stumpfsinn des Volkes dermaßen, daß das Volk sich mit ihm, wie mit einem rauhen, unfreundlichen Klima abfindet, ohne ein besseres zu kennen oder zu wünschen. Was zu dieser sclavischen Gleichgültigkeit beiträgt, ist der Umstand, daß in solchen Staaten aufrührische Bewegungen die Sache immer auf denselben Punkt zurück führen. Die Verschwörungen stürzen und bestrafen den Despoten, aber nicht den Despotismus. Zwei oder drei solcher Erfahrungen flößen dem Volke einen leidenden Gehorsam ein, der alles Schreckliche gefühllos und ruhig erträgt.

Wenden wir uns nach diesen beiläufigen Bemerkungen zu den russischen Großen, über welche das Urtheil des Herrn von Lüdemann eben so treffend als wahr zu sein scheint. „Der Russe von Stande," sagt er, „ist religiös ohne irgend eine feste und geläuterte Moral, er ist dienstfertig, höflich, hülfreich ohne echten Sinn für Freundschaft, wohlthätig ohne wahres Mitgefühl, genußsüchtig und zerstreut, unbesorgt und leichtsinnig über jede Vorstellung, zärtlich für seine Familie und Despot in seinem Hause, unbeständig in seinen Wünschen, neuerungssüchtig und dem Wechsel ergeben wie ein Nordamerikaner, leidenschaftlich in seinen Freundschaften wie ein Italiener, aber unzuverlässiger wie ein Franzose, frei von Rangstolz und doch nach äußerer Auszeichnung lüstern, und unter allen Nationen dem Deutschen am entgegengesetztesten." In Petersburg bestehen die höchsten Familien großen Theils aus Hofleuten. Der alte, unabhängige und reiche Adel ist in Moskau geblieben. Moskau ist in den Köpfen unzähliger Russen noch immer die wahre Hauptstadt des Reichs. Das Vorhandensein von zwei so mächtigen Städten scheint ein gefährliches Ding. Erreicht ist der Zweck der Gründung Petersburgs, die Handelsstadt an der Newa blüht, ja sie ist mehr als Handelsstadt geworden. Die Entfernung des Hofes von Petersburg droht die Stadt und seine Entfernung von Moskau droht die Monarchie zu Grunde zu richten, folglich muß der Kaiser es mit beiden Städten halten und das ist schwer.

Die höhern Stände in Petersburg befleißigen sich des äußern Anstandes sehr, und Ehegatten trennen sich häufig in aller Liebe und Freundschaft, ohne öffentliches Aergerniß zu geben. Je weiter nach Süden, desto offener giebt sich der Mensch wie er ist, je weiter nach Norden, desto mehr weiß er dem sittlichen Fehler ein Mäntelchen umzuhängen. Ein bestimmtes Urtheil über die Sittlichkeit Petersburgs zu fällen, hält deshalb sehr schwer, und fordert eine Bekanntschaft, welche sich der Reisende in wenigen Wochen nicht verschaffen kann. In der Gesellschaft geht alles pünktlich nach den Gesetzen des feinen Tons. Ueber Religion wird

hier bekanntlich nicht gesprochen. Wer wissenschaftliche Dinge zur Sprache brächte, würde viele in Verlegenheit setzen, und nur den Wiederhall der eignen Stimme hören. Von Politik wird auch nicht geredet, theils weil man sich vor geheimen Aufpassern fürchtet, theils weil man an der Staatsverwaltung keinen Antheil nimmt und nehmen kann. Stoff zur Unterhaltung geben Kunst-, Hof- und Stadtneuigkeiten, doch hält man sich bei allem möglichst auf der Oberfläche. Kaffeehäuser, Restaurationen, Salons und dergleichen politische Kannegießereien werden von angesehenen Bürgern, aber nicht von vornehmen Russen besucht. Diese ziehen sich in Familienzirkel, Klubbs und Assembleen zusammen, und das Theater ist für sie beinahe das einzige, öffentliche Vergnügen. Die Veränderungssucht der russischen Großen in prachtvollen Wohnungen, kostbaren Geräthschaften, Sammlungen aller Art, so wie ihre fürchterliche Spielwuth erklärt sich durch die schlechte Erziehung, den unermeßlichen Reichthum und durch die Möglichkeit, sich nach erlittenem Verlust durch einige Leibeigene schnell zu erholen. So lange der russische Adel nicht auf dem mühsamen Wege der Bildung sich ein ehrenvolles und doch glänzendes Leben zu verschaffen sucht, wird er in die Aufhebung der Leibeigenschaft ungern willigen. Die Zahl der Dienerschaft eines russischen Großen grenzt ans Unglaubliche. Storch, ein glaubhafter Zeuge und großer Kenner Rußlands, erzählt in seinem Gemälde von St. Petersburg, Graf Rasumowski habe in der Residenz beständig neun hundert sieben und zwanzig Menschen zu seiner Bedienung um sich gehabt, Graf Stroganow dagegen nur sechs hundert. Genannter Graf Rasumowski hielt immer offene Tafel, an welcher sich nach einmaliger Empfehlung jedermann, wenn es ihm beliebte, einfinden konnte. Unter solchen Gästen war einst ein fremder Offizier. Der Graf traf ihn auch in seiner Bibliothek, und lernte ihn hier beiläufig als einen kenntnißreichen Mann schätzen, fragte aber nie nach seinen Umständen, und der Offizier scheute sich seinen Wunsch wegen Anstellung vorzutragen. Plötzlich fehlte der Offizier an der Tafel, nach-

dem er sich lange Zeit regelmäßig daselbst eingefunden hatte. Der Graf vermißte ihn, aber weder er noch seine 927 Diener wußten Namen und Wohnung des Mannes. Man gab sich alle ersinnliche Mühe, ihn aufzufinden, und traf ihn nahe bei der Residenz auf einem Lustschlosse im Begriff abzureisen. Er kehrte ins Haus zurück, und erhielt nach kurzer Unterredung mit dem Grafen eine ansehnliche Stelle in der Armee.

Unter solchen Verhältnissen kann wohl in dem Leben der Großen das bescheidene Pflänzchen des häuslichen Sinnes und Glücks nicht tiefe Wurzel schlagen. Der vornehme Herr kommt vor allen Gesellschaften nicht zu sich selbst, die Einsamkeit läßt ihn die innerliche Leere fühlen, und treibt ihn wieder zu seinen Genossen, welchen der Besuch aus demselben Grunde auch herzlich willkommen ist. Weit entfernt von echter Freundschaft hört dies Zusammenleben auf, sobald die Glücksgöttin ihr Angesicht wendet. Das stille Glück flieht gern die laute Stadt, wieviel mehr wird's fliehen, wenn das schöne Geschlecht der höhern Stände die Stille, Einfachheit, Thätigkeit und Wirthschaftlichkeit nicht liebt, nicht kennt. Die Tanzwuth der jungen Damen ist grenzenlos, und zerknickt viele Blüthen vor der Zeit. Ihre Eitelkeit vergeudet ungeheure Summen, ihre Putzsucht hält kein Maß, und die Schminke, diese letzte Oelung der sterbenden Schönheit, ist in Rußland beim Edelfräulein wie beim Bauermädchen an der Tagesordnung. Die Wörter roth, schön und Farbe sind in der russischen Sprache gleichbedeutend. Kaum ist die Schöne einige Jahre verheirathet, so wird aus der Zierliese ein Waschlappen, die ganze Figur schlottert nachlässig einher, die Kleider hängen nur am Leibe, und eine liebenswürdige Matrone ist selten wie ein weißer Rabe. Wieviel der Haushalt jährlich koste, ist der Frau geringste Sorge. Weibliche Handarbeiten sind nicht beliebt, aber auf dem Klavier wird viel geklimpert, im Zeichnen und Malen viel gepfuscht. Um die Küche kümmert sich die Frau sehr wenig, und ihren Köchen wird Gemüse, Fleisch, Geflügel, Fische zur bestimmten Zeit ins Haus gebracht. Die Haus-

frau als Person und als Wort ist daher im Russischen völlig unbekannt. Daß hier nur von Russinnen die Rede sei, und die ehrenwerthen Frauen der Ausländer nicht in dies Sündenregister gehören, versteht sich von selbst.

Meistens sollen die Ausländer in Petersburg, so viel die Umstände es gestatten, ganz so leben wie in der Heimath. Mit fremden Nationen bin ich dort weniger in Berührung gekommen, und rede deshalb nur noch von unsern deutschen Landsleuten, deren Anzahl sehr beträchtlich ist. Der Deutsche spricht die russische Sprache geläufiger als die übrigen Fremden, leistet zugleich auf seine nationalen Eigenthümlichkeiten so leicht Verzicht, und schmiegt sich allen Sitten und Gebräuchen der neuen Heimath so traulich an, daß er durch die engsten Verbindungen, selbst durch Heirathen mit den Russen am leichtesten verschmilzt. Der Mangel an Nationalcharakter geht so weit, daß man in allen Ständen Einzelne trifft, welche nur Russisch reden, obgleich ihre Eltern geborne Deutsche waren. Es betrübte mich sehr, als ich einer solchen Deutschrussin durch einen Dollmetscher etwas von dem Geburtsorte ihrer Eltern und ihren noch lebenden Angehörigen in Deutschland erzählen mußte. Aehnliche Erfahrungen giebt's jedoch leider in Menge, und gewiß bei keinem Volke so viel als bei dem deutschen. Aus Paris kehren genug Deutsche zurück, welche dort alles Deutsche verlernt haben. Nach Versicherung dieser Narren reichten zwei Jahre hin, sie närrisch zu machen und ihre Muttersprache vergessen zu lassen, obgleich es in Paris ganze Straßen giebt, wo fast ausschließlich Deutsch geredet wird. In der Stadt am Genfersee, welche ein Mekka geworden für preßhafte Standespersonen, wenn sie gute Trauben und feines Französisch einnehmen wollen, in der Stadt, welche 1479 die Maikäfer feierlich vor Gericht laden und in den Bann thun ließ, — in dem feinen Städtchen Lausanne ging ich eines Abends mit Freund St. zu Tische, wo wir nur noch einen Reisenden vorfanden. Wir redeten ihn natürlich in der Landessprache an, sprachen unter einander immer Deutsch, mit dem fremden Herrn aber fortwährend Französisch, so schwer-

fällig dieses auch unserer Zunge abging, und erfuhren nachher aus dem Fremdenbuche, daß der französische Herr ein — Conseiller de Halle sei.

Abgesehen davon, daß die Deutschen in Rußland vorzugsweise zu den angesehensten Stellen im Staats- und Kriegsdienste zugelassen werden, zeichnen sie sich besonders als Handwerker und Fabrikanten aus, und ihre Lage in Petersburg war bisher eine sehr günstige. Die russischen Arbeiten stehen den deutschen bedeutend nach, aber gesetzt auch, sie kämen ihnen an innerm Werthe und äußerer gefälliger Schönheit gleich, so ist das Vorurtheil dem Deutschen einmal so günstig, und die Ausländerei der vornehmen Russen so stark, daß selbst die größte Wohlfeilheit der russischen Waaren wenigstens die vornehmen Käufer gewiß nicht anlockt. Der deutsche Meister ordnet an, schneidet zu, und überläßt seinen großen Theils russischen Gesellen die Handarbeit. Er spekulirt sorgfältig, wie er dem Geschmack und der Neuerungssucht der Großen stets neue Nahrung reiche. Er macht Reisen nach Deutschland, nicht um das Land seiner Jugendträume mit den lieben alten Erinnerungen noch einmal zu begrüßen, — so etwas kümmert ihn außerordentlich wenig, — sondern um neue Erfindungen sich anzueignen, und sie wo möglich noch vollkommener als in Deutschland ins Leben zu rufen, denn es wird ihm der reiche Aufwand reich bezahlt. Er reist nach Italien und Frankreich, um mancherlei Handelsartikel aus der ersten Quelle zu beziehen, der Zwischenhändler nicht zu bedürfen, und einige hundert Procent daran zu verdienen. Er erhält die neuesten Modeartikel aus Berlin, Wien, Paris und London, muß sie oft nur wenig verändern, sie gleichsam aus dem Deutschen oder Französischen ins Russische übersetzen, um sie in dieser neuen Gestalt dem Geschmacke seiner Käufer vorzuführen. Er verschafft sich die Gewandtheit in der französischen Sprache, um in seinem Laden mit jedem Ausländer fertig zu werden, und des Russischen ist er außerdem schon kundig. Auf diese Weise erwirbt er leicht ein beträchtliches Vermögen, erweitert mit jedem Jahre seine Unternehmungen, und führt ein

angenehmes, nicht selten verschwenderisches Leben. Im Winter halten die deutschen Handwerker Gesellschaften, Klubbs, und Bälle in Sälen, welche so außerordentlich großartig mit Säulen und Malerei geschmückt sind, daß man hier die feinsten Zirkel, nur nicht Handwerker erwarten möchte. In ihrem Sommerklubb fand ich viele Zeitungen und periodische Schriften, Kegel- und Schachspiel, einen großen Garten, und eine ganz angenehme Gesellschaft kenntnißreicher Bürger, so daß ich auf einige Stunden mitten in Deutschland zu sein glaubte. Das genügt den Leuten nicht. Sie wollen den Sommer noch mehr genießen, und das Landleben soll auch für sie der Honig sein, worin sie die Pille des Stadtlebens verschlucken. Können sie auf dem Lande nicht in Palästen wohnen, so wohnen sie doch in Hütten. Die Familie zieht auf ein benachbartes Dorf, und wenn der Vater nicht immer dort sein kann, so kommt er mehrmals in der Woche, am Sonnabend und Sonntag gewiß hinaus. Kollemäge und die drei Dorfschaften Pargala an der Straße nach Wiborg sind solche russisch-deutsche Sommersitze. In Kollemäge ist die Luft rein und erfrischend, aber ein Landleben ohne Blüthen und Obstbäume wäre für mich ein sehr fades. Die wenigen Obstbäume in Peterhof waren von Raupen entblättert und die letzten, welche ich in Rußland sah. Aus den südlichen Gegenden des Reichs kommen Aprikosen, Pfirsiche, Kirschen und andere Früchte von vorzüglicher Schönheit aber ohne Geschmack nach Petersburg. Die deutschen Zwetschen kommen auch in Treibhäusern nicht fort. Apfelsinen und Zitronen kommen zu Schiffe aus Italien, Aepfel aus Stettin, Rostock und Lübeck. Die Bauern in Kollemäge ziehen Erdbeeren und Gemüse für die Stadt. Wer ihre Faulheit tadelt, kennt nicht die Knechtschaft mit ihren Wirkungen. Jeder Bauer dieses Dorfs zahlt seiner Herrschaft eine jährliche Abgabe von 200 Rubel. In den benachbarten Dörfern müssen sie eben so viel zahlen, und außerdem viele Dienste leisten. Einer von diesen Bauern wurde gefragt, warum er sich zum Essen eines so schlechten Topfes und Löffels bediene, da er doch bessere Geräthschaften billig in

der Stadt kaufen könne. Er antwortete, wenn der Gutsherr sähe, daß der Bauer mehr Aufwand mache, so fordere er immer mehr Abgaben. Weshalb also die Leute in Schmutz und Faulheit stecken bleiben, ist klar genug. Sokrates nannte zwar die Faulheit eine Schwester der Freiheit, und das Beispiel der alten Deutschen zeugt für diese Behauptung, allein die Faulheit ist eben so sehr eine leibliche Tochter der Knechtschaft. In Kollemäge soll sogar ein Bauer — o großes Wunder! — ziemlich lesen können. Anmuthiger als Kollemäge liegen die Dörfer Pargala an und zwischen Hügeln versteckt. Die freundlichen Parkanlagen mit Aussichten nach Petersburg, Höhen und Tiefen, Schaukeln, Schleudern und Rutschbahnen sind das Werk des Grafen Schuwálow. Dieser unermüdete Wohlthäter seiner Untergebenen war im Frühling gestorben. Sein Grab mit frischen Blumen bekränzt und von theilnehmenden Seelen besucht, zeigte an, daß es den Staub eines Gerechten berge. Nahe beim Grabe läßt die Gräfin eine Kirche bauen. Wenn man in diesen und andern Dörfern um Petersburg so viele Städter sieht, so glaubt man ganz Petersburg sei zum Thore hinaus gegangen, und wundert sich beim Eintritt in die Stadt, die vorige Menschenmenge wieder zu finden.

Unter den deutschen Landbewohnern lernte ich ein junges Frauenzimmer kennen, deren Lebenslauf ich in der Kürze mittheile. Sie war in Astrachan am kaspischen Meere geboren, und später mit ihrem Vater S. nach Irkuzk in Sibirien gezogen. Auf Kosten der würtembergischen Krone machte Herr M. eine Reise in die Bergwerke Sibiriens, entledigte sich seiner Aufträge und Verpflichtungen gegen Würtemberg und trat in russische Dienste. Dieser M. kam auf seinen Reisen nach Irkuzk, und besuchte unsern dort ansässigen S., welcher zufällig an dem Tage Kindtaufe hielt, und den Landsmann M. zu Gevatter bat. Außer ihm sollte des Täuflings damals elfjährige Schwester Petrowna, Pathe werden. Diese selbst noch Kind, kam nicht eher als bei der Taufhandlung zum Vorschein. Nach derselben sagt M. zu S.: „Sie hätten mir die Tochter lieber

zur Frau geben können, als daß sie da mit mir Pathe geworden ist." — „Die können Sie noch immer bekommen," antwortet S. scherzend. M. macht daraus Ernst, verlobt sich noch an demselben Tage mit dem elfjährigen Kinde, und reist zu seinen Geschäften ab. Nach einem halben Jahre kehrt er zurück und hält Hochzeit. Der Mann war damals funfzig, die Frau elf und ein halbes Jahr alt, sie lebten in zwölfjähriger Ehe und wurden mit sechs Kindern gesegnet. Anfangs wohnten sie in Irkuzk, später in Jekatharinburg, wo das Oberbergamt über die Bergwerke Sibiriens ist. Vor zwei Jahren starb nun der Mann, vor ihm vier seiner Kinder, und das älteste der gegenwärtig sechs und zwanzigjährigen Wittwe ist ein noch lebender Knabe von elf Jahren. Ihr Eheherr war kindisch in sie verliebt und pries sie in Petersburg als die größte Schönheit Sibiriens, aber sie ist gelb wie eine Tatarin und nichts weniger als schön. Da ihr die Jugend gefehlt hat, so holt sie dieselbe als Wittwe nach. Jugend und Alter sind auf eine merkwürdige Art in ihrem Wesen vereint, nicht wie es sein soll, der Jugend frische Kraft von des Alters Weisheit gemildert, sondern des Alters matte Schwäche mit der Jugend Unmündigkeit gepaart — ein trübseliger Anblick. Durch Jekatharinburg kamen, so erzählte sie mir, wöchentlich im Sommer und Winter große Transporte von Verbannten. Vom Grade der Schuld hängt die Entfernung der Unglücklichen ab. Manche kommen nach Irkuzk, 859 deutsche Meilen von Petersburg; andere arbeiten in den schauerlichen Tiefen der Silberbergwerke von Nertschinsk an den Gränzen der Mongolei; noch andere kommen nach Ochotzk, welches in der Nähe von Kamtschatka fast noch einmal so weit entfernt ist als Irkuzk. Das Entlaufen der Gefangenen ist nicht gut möglich, und fängt man sie auf, so wird die Strafe härter. Uebrigens muß man auch bei Sibirien den Süden vom Norden wohl unterscheiden, denn im südlichen Sibirien wächst Getreide, Kartoffeln, Blumenkohl und Gemüse aller Art recht gut, das Korn sogar wild. Irkuzk liegt wohl eben so südlich wie Berlin, aber wegen der

Gebirge und des nahen Baikalsee's ist es dort kalt, der eigentliche Sommer dauert nur vier Wochen, im August fällt oft schon Schnee und man trägt beständig Pelze. In Irkuzk sind außer einem russischen Erzbischof auch protestantisch-deutsche und katholische Geistliche. Den Verbannten wird bei ihrer Ankunft ein grauer Kittel, ein hölzernes Häuschen und etwas Acker angewiesen. Diesen bebauen sie, spinnen und weben während des langen Winters, und verfertigen mit vieler Mühe und Kunst mancherlei Sachen, um sich dadurch zu ernähren. Unter den Verbannten sind viele ehemals Vornehme, denen solches Schicksal an ihrer Wiege nicht gesungen wurde. Geld können sie nicht mitbringen, weil es ihnen unterwegs von den Mitgefangenen gestohlen wird. Die Unglücklichen heirathen dort einander, denn Sibirienstrafe ist bürgerlicher Tod, löst die früher bestandene Ehe auf, und nur der strafbare Theil wird weggeschickt, der andere muß zurück bleiben. Früher wurden den Verbannten die Nasen aufgeschlitzt, und drei Stempel mit Pulver auf Stirn und Wangen gebrannt. Noch jetzt sieht man viele alte Leute so gebrandmarkt einher gehen. Alexander schaffte diese Barbarei ab. Kaiser Nikolaus schränkte die Sibirienstrafe ein, und ein ganz neuer Ukas enthält sogar die Möglichkeit der Rückkehr nach langem Wohlverhalten, nebst der Bestimmung, daß Greise über sechzig Jahre nicht mehr nach Sibirien wandern sollen.

Der Reisende in Petersburg und Kronstadt.

Schauen wir noch einmal auf die Kaiserstadt an der Newa, und durchfliegen mit schnellem Blick diese Straßen, Kais, Brücken, Plätze und Gärten, diese goldenen Paläste, Feeninseln und Lustschlösser mit ihren glänzenden Festen, diese Tempel mit den Sängerchören, hochgewölbten Kuppeln und vergoldeten Thürmen, diese Riesenbauten aller Art, diese Gemälde, Gemmen und Schätze Italiens, diese wunderbaren Erzeugnisse Sibiriens, dieses fröhliche Volk mit seinen Sitten und Gebräuchen, dieses bunte Gemisch von den Nationen der Erde, kurz diese Vereinigung des ganzen Morgen- und Abendlandes — dann gestehen wir, daß Petersburg, wenn das Auge allein entscheidet, gewiß die erste Stadt der Welt genannt zu werden verdient. Was würde Schlözer sagen, wenn er Petersburg jetzt sähe? Vor sechzig Jahren schrieb er in den Fragmenten über sein öffentliches und Privatleben: „Rußland ist eine große Welt und St. Petersburg eine kleine Welt im Auszuge. Heil jedem jungen Menschen, der als gelehrter Reisender seine Lehrjahre in dieser großen und kleinen Welt anfängt! Ich kam und sah und staunte, und ich kam doch nicht vom Dorfe her! Hätte mich mein Schicksal vorher nach Konstantinopel, Aleppo oder Peking geschleudert; ich würde da vielleicht mehr mir Neues, und auf den ersten Anblick Befremdendes gefunden

haben; aber nicht das Auffallende in der Mannichfaltigkeit, das Lehrreiche, das Geisterweiternde, wie in Petersburg. Vieles, was anderswo schön aber klein ist, ist hier prächtig und groß. Vieles, was anderswo groß ist, ist hier kolossalisch, gigantisch. Asiatischer Luxus bis zur Verschwendung, mit feinem europäischem Geschmacke gepaart. Dem **Nil admirari** wird hier kein Stoiker treu bleiben können; dafür, wenn er sich hier ausgewundert hat, wird er anderswo sich über desto weniger wundern dürfen. Wenn auch ein Meister das Gemälde dieser Stadt beschriebe, so würde er doch manche seiner Beschreibungen mit der Einladung schließen müssen: Komm selbst und sieh' und hör' und fühle!"

Unter den mir bekannten Städten kann Berlin mit Petersburg am meisten verglichen werden. Berlins Straßen, Plätze, Prachtgebäude und Paläste findet man in Petersburg in bedeutend vergrößertem Maßstabe wieder. Der erste Eindruck beider Städte auf den Reisenden wird durch die vorangegangenen Wüsten noch erhöht. Wer von Hamburg kommt, findet beide von Soldaten überfüllt, übrigens aber die Straßen todt und menschenleer. Wir lustwandeln in den Straßen der Residenz, da ist wenig oder nichts, was das Auge beleidigte, hier hat alles seine gute Seite nach außen gekehrt auf höhern Befehl, und das Häßliche verborgen nach polizeilicher Verordnung. Hier geht alles nach dem Lineal, aber man ermüdet, ehe man das Ende der unabsehbaren Straße erreicht, und der Wind fegt kalt durch die kalten Steinklumpen. Hier fällt uns ein Palast in die Augen, welcher offenbar große Summen gekostet hat, auch fest und gut erhalten ist, aber nicht bewohnt wird, weil er zu altmodisch aussieht, oder weil seine Wände an Unerfreuliches erinnern. Dort steht ein Prachtgebäude, eben fertig geworden, köstlich und herrlich von außen, prachtvoll im Innern und doch öde, denn in den Herzen seiner Bewohner ist es öde geworden, Mann und Weib leben getrennt von einander. Die reinlichen Straßen, die angestrichenen Häuser und die vielen Paläste gefallen auf den ersten Blick, aber unmerklich erzeugen sie ein heimliches Verlangen entfernt zu

sein von der Pracht und den glatten Worten, und es wächst die Sehnsucht nach der trauten Heimath, wo die Menschen und ihre Herzen nicht so weit von einander wohnen, wo die nicht so karge Natur in jedem Frühling und Herbst Schätze spendet, wie kein Kaiser und kein König es vermag. Die Pracht der Gotteshäuser und die tägliche Völkerwanderung, welche man in Petersburg mit Verwunderung sieht, sucht man in Berlin vergebens. Daß hier dagegen Oper und Schauspiel vortrefflicher sind als dort, will ich nicht als besondern Vorzug nennen. Berlin hat unschätzbare Vorzüge vor der glänzenderen nordischen Schwester durch die freieste Förderung aller Wissenschaften und Künste, durch die vortrefflichsten Schulen, durch eine blühende Universität, durch lebendige Regsamkeit und Gewerbsthätigkeit eines freieren Volkes, endlich durch eine Stadtordnung, welche den Geist der höchsten Gerechtigkeit, Huld und Milde athmet. Gleich ausgezeichnet aber sind beide Städte dadurch, daß in ihnen Monarchen wohnen, welche durch unablässiges Streben ihre Völker zu beglücken, nicht nur die herzlichste Liebe ihrer Unterthanen, sondern auch die dankbarste Verehrung der Mit- und Nachwelt mit vollem Rechte verdienen.

Bist Du nun entschlossen, geliebter Leser, die Kaiserstadt an der Newa zu besuchen, es reuet Dich nie, denn des Sehenswerthen, Einzigen und Wunderbaren giebt's hier gar viel. Schon manches habe ich getadelt, doch das schrecke Dich nicht ab, sondern bereite Dich vor. Verschweigen konnte ich es nicht, gerade weil es aus Furcht oder Verblendung nur zu oft verschwiegen wird. Merke Dir noch Einiges. Bücher, Karten, Pläne mußt Du mitbringen, denn dort sind sie schwieriger zu bekommen als im Auslande. Je neuer desto besser, weil dort in kurzer Zeit sich viel verändert. Es ist sogar interessant, einen Plan von 1810 und 1830 zu vergleichen. Das beste Gasthaus ist das Haus eines Freundes, und dieser der beste Fremdenführer. Fehlt Dir solcher, dann fehlt Dir sehr viel, und fast möchte ich dann rathen, die Reise zu unterlassen. Ich habe die Stadt mit und ohne solchen Führer gesehen, im Gasthause und bei

einem Freunde gewohnt, und kenne den Unterschied wohl. Gastfreundschaft ist im Norden natürliches Bedürfniß, deshalb ein Gemeingut aller Stände. Aus eben diesem Grunde ist es auch mit den Gasthäusern der Residenz nicht weit her. Sie sind allzumal schlecht, und stehen mit dem übrigen Glanze in einem unangenehmen Mißverhältniß. Die äußere Schönheit eines Hauses macht den Aufenthalt darin noch nicht angenehm. In Rücksicht auf Einrichtung, Bedienung und sonstige Bequemlichkeiten würden die ersten Gasthäuser Petersburgs in Frankfurt a. M. zu denen des dritten Ranges gehören, auch will ich lieber im unbedeutendsten Schweizerdorfe logiren, als im ersten Hotel der nordischen Residenzen. Mit meinen Reisegefährten bewohnte ich im Hotel London ein Zimmer der dritten Etage, für welches man sich wöchentlich 35 Rubel B., beinahe zehn Thaler, zahlen ließ. Das Haus liegt zwar an der Newskischen Perspektive und hat die Aussicht nach der Admiralität und dem Winterpalast, aber in unserm Zimmer waren Fußboden, Wände, Meubeln und Betten höchst unsauber. Innerhalb einer ganzen Woche sind unsre Betten kaum einmal gemacht. Solche Kleinigkeiten besorgt sich in Petersburg der Reisende selbst. Das Stiefelputzen und Serviren des Kaffee war die einzige Bedienung. Rathsam möchte es sein, die Stiefel selbst zu putzen, den Kaffee in einem Konditorladen zu trinken, und für unvorhergesehene Fälle etwas Proviant im Zimmer zu halten. Unter der Dienerschaft redete ein einziges Mädchen Deutsch, und dieser Posten wurde in zwei Wochen von drei verschiedenen Personen bekleidet. Wer außer dem Russischen noch Deutsch oder Französisch versteht, braucht in Petersburg nicht Markeur zu sein. Der Wirth muß, dem Hause nach zu urtheilen, wohl ein Russe sein, wir haben ihn nie gesehen, und als ich ihn später meines Passes wegen sprechen wollte, schlug mir der Markeur mein Verlangen hartnäckig ab. Oeffnete man die Hausthür, so stieß man auf die Lagerstätte des Dwornik, welcher eine Art Thürhüter vorstellte, und Schweizer genannt wurde. Gut, daß nicht alle Schweizer so baschkirenartig aussehen, sonst ginge kein Mensch nach

der Schweiz. Auf unserer Rechnung standen dieselben Sachen unter demselben Datum mehrmals angeschrieben, und man ließ sich bereitwillig Abzüge machen. Wer nach Rußland geht, muß sich an die unverschämtesten Lügen und Prellereien gewöhnen. Keinem Russen darf man vollen Glauben schenken, und bei Geldzahlungen muß man jedesmal sorgfältig akkordiren. Im Lügen haben sie eine furchtbare Fertigkeit, und sehen dabei so ernst aus, als wenn sie die ausgemachteste unumstößlichste Wahrheit behaupteten. An unserm Gasthause war nächst Aussicht und Lage im Mittelpunkte der Stadt die Restauration das Beste, doch auch hier sollte es ohne Verdruß nicht abgehen. Wir hatten sie häufig besucht und wollten am Abend vor unserer Trennung hier beisammen sein. Ich trete ein, gehe durch mehre Zimmer, die Freunde sind noch nicht da. Der Markeur bringt mir den Speisezeddel, und ich suche ihm durch Zeichen anzudeuten, daß ich die Meinigen erwarte. Nun setze ich mich in eine Ecke, die Zeit währt mir lang, ich lasse mir Essen bringen, warte, esse, bezahle und will eben gehen, als ich die Langersehnten in einem Nebenzimmer bemerke. Sie hatten einen gebildeten Russen bei sich, hatten sich durch ihn nach mir erkundigt, ein und derselbe Markeur hatte uns früher und so eben bedient, hatte uns täglich beisammen gesehen, war meinethalben gefragt worden, und ließ uns doch getrennt von einander speisen. Von diesem Gasthause mag man auf die übrigen schließen. Das Hotel des Herrn Demuth soll etwas besser sein, hat aber keine so günstige Lage.

Eine Privatwohnung auf einige Wochen zu miethen hält in Petersburg schwerer als in andern großen Städten. Um Zeit zu ersparen, muß man im Mittelpunkte der Stadt wohnen, wo solche Zimmer selten sind. Als wir eines Tages einem Aushängeschilde folgten, geriethen wir in die Mördergrube eines Schneiders, welche eben so theuer als schmutzig war als die in Stadt London. Gute Kaffeehäuser sind in Petersburg nicht vorhanden, wohl aber viele russische Restaurationen, in denen man ziemlich gut speist. Die Unbequem-

lichkeiten des Newawassers vermindert der Fremde dadurch, daß er wenig trinkt und das Wenige mit Wein oder Rum vermischt. Wer längere Zeit bleiben will und nicht beständig einen Dollmetscher bei sich haben kann, lerne die nothwendigsten russischen Wörter und Redensarten, doch weil dies sehr schwer hält, so kaufe man sich lieber einen gedruckten Dollmetscher. Daß man seine Zeit gehörig eintheilen und sich häufige Ruhetage vergönnen müsse, um das Gesehene still geordnet im Gedächtniß zu bewahren, weiß jeder Reisende, und wüßte er es nicht, so wird er es bald erfahren.

Daß man aber vierzehn Tage vor der Abreise ins Ausland mit der Besorgung des Passes anfangen müsse, möchte nicht jedem bekannt sein, und ich theile deshalb meine Erfahrungen mit. Nach der Ankunft wurde mein Paß zum Nasseradel (Stadttheiloffizier) gebracht, mit dessen Unterschrift versehen, und dem Paßbüreau für Ausländer übergeben, wogegen ich eine auf ein Jahr gültige Aufenthaltskarte bekam. Diese ist in russischer, deutscher, englischer und französischer Sprache abgefaßt, und kostet zehn Rubel. Um einen neuen Paß zur Abreise zu erhalten, muß man Namen, Stand, Vaterland und Logis dreimal in die Petersburger Zeitung setzen lassen. Statt dessen kann auch ein Bürger für den Abreisenden gut sagen. Diesen Weg hielt ich für den leichtern, und erfuhr leider zu spät, daß er der bei weitem schwierigere sei. Wenn ein Bürger gut sagt, so muß er sich auf funfzig Jahre verbindlich machen, die vom Abreisenden etwa zurück gelassenen Schulden zu bezahlen, das Gutsagen muß schriftlich geschehen, der Bürge muß ein steinernes — kein hölzernes! — Haus besitzen und nachweisen, daß dieses Haus schuldenfrei ist. Kurz, die Sache ist so weitläuftig, daß nicht leicht ein Freund für den andern Bürgschaft leistet. Der Weg durch die Zeitung ist anderthalb Wochen lang, weil die Namen der Abreisenden nur Dienstags und Freitags bekannt gemacht werden. Für die dreimalige Bekanntmachung zahlt man zwei Rubel, und erhält dafür in der Zeitungsexpedition die drei Blätter in doppelten Aus-

gaben, nämlich in russischer und deutscher Sprache. Nun läßt man sich vom Hauswirth einen Schein darüber ausstellen, daß sich bei ihm in Folge der gemachten Anzeigen kein Gläubiger gemeldet habe. Um diesen Schein zu erhalten, wandte ich mich an den vorhin gerühmten Markeur in Stadt London, er aber erklärte mir, daß der Wirth sich nicht sprechen lasse, den Schein nicht ausstelle, und daß er, der Markeur, es auch nicht thue, um sich keinen Verantwortlichkeiten auszusetzen. Weder sanfte noch harte Worte fruchteten, und ich mußte mich geduldigen, bis nach einer Stunde der Hausknecht kam, welcher dann beim Quartierlieutenant die verlangte Erklärung mündlich abgab. Die rücksichtlich der nicht gemachten Schulden ausgestellte Quittung muß jetzt vom Major des Stadttheils unterschrieben werden. Wohlversehen mit Aufenthaltskarte, dreifacher Zeitung und Bescheinigung von Lieutenant und Major begiebt man sich nun zum Paßbüreau für Ausländer, und nimmt einen Stempelbogen für zwei Rubel mit. Auf diesen Stempelbogen soll wohl der Paß geschrieben werden? Nein, so weit sind wir noch nicht. Der Reisende schreibt im Büreau unten auf den Bogen seinen Namen, und läßt über demselben eine Bittschrift (!!!) an den Gouverneur von St. Petersburg anfertigen, damit dieser für den Unterzeichneten die Ausstellung eines Passes ins Ausland erlaube. Am folgenden Tage geht man wieder zum Büreau, die Bittschrift ist geschrieben, eine bejahende Antwort gnädigst ertheilt, und — Freude über Freude! — man zahlt noch fünf Rubel und der Paß wird ausgefertigt. Doch halt, wir sind noch nicht am Ende. Der Paß muß, wenn man zu Schiffe abgeht, im Zollamte nahe bei der Börse unterschrieben werden, und nun erst kann man von Petersburg abgehen. Man muß sich sogar zeitig davon machen, denn der Paß ist nur für drei Wochen gültig, und in Kronstadt folgt noch ein kleines Nachspiel. Stehen wir jetzt einen Augenblick still, denn man muß sich im Sommer von den weiten Wegen auf hartem Pflaster bisweilen ausruhen, auch wenn man eine Droschke zu Hülfe nahm, um zur rechten Zeit in dem Büreau einzutreffen, dessen Leute

auch der Ruhe bedürfen, und dafür recht pünktlich sorgen. Zunächst muß ich die unerwartete Freundlichkeit aller im Büreau der ausländischen Pässe angestellten Personen loben. Hier kann man beiläufig das Ohr für verschiedene Sprachen üben, denn in einer halben Stunde hört man oftmals Russisch, Polnisch, Deutsch, Englisch, Französisch, Schwedisch und Holländisch reden, nicht selten mehre Sprachen zu gleicher Zeit. Wenn der alte Thürhüter des Paßbüreaus sieht, daß man ein Papier in Händen dem Ziele seiner Wünsche nahe ist, dann hält er erst die leere Hand hin und öffnet dann die Thür. Daß ich den Hausknecht in Stadt London für seine mündliche Quittung belohnen mußte, versteht sich. Die Schreiber in den Unterbüreaus sollen durchaus kein Geld fordern, allein ihr geringer Gehalt zwingt sie auf bedeutsame Blicke und heimliche Handbewegungen sich einzuüben, und sie verstehen es, die Scheine nicht eher aus den Händen zu lassen, als bis man den Beutel gezogen hat. Dessen ungeachtet muß man viele vergebliche Wege machen, sich an mehren Orten mehrmals unterschreiben, und außer im Hauptpaßbüreau stets einen Dollmetscher bei sich haben. Die Visirung der auswärtigen Gesandten, durch deren Länder man reist, macht außer den Wegen keine Schwierigkeit. So schwer macht man dem Ausländer den Abschied von Rußland, dem leibeigenen Russen ist er ganz unmöglich, das sieht der geneigte Leser nun wohl ein.

Endlich lag St. Petersburg hinter mir auf immerdar. Meine Brust fing an sich zu heben, und in drei Stunden brachte mich ein Dampfschiff nach Kronstadt. Ueber den Abgang schwedischer Schiffe hatte ich sorgfältige Erkundigungen eingezogen, aber Segelschiffe sind weder Posten noch Dampfboote, der Wind war entgegen, und ich mußte noch acht lange Tage in Kronstadt bleiben. Vor dem kostspieligen Aufenthalte in Kronstadt war ich gewarnt, allein die nochmalige Hin- und Herreise mit dem Dampfboote kostete zehn Rubel, und Petersburg mochte ich nicht wieder sehen. Ich fand bei dem alten holländischen Kapitain Douwes ein er-

träglicheS Unterkommen, und las das einzige Buch, welches ich zufällig bei mir führte, den Horaz, von Anfang bis zu Ende durch. Mein Mantelsack lag in der Tamoschne (Zollhaus) von wo er nach Revidirung des Passes plombirt auf das schwedische Schiff gebracht wurde. Für den Paß sorgte der Translateur. Als ich mich bei ihm erkundigte, was für die Visirung zu zahlen sei, forderte der Mann mit aller nur denkbaren Gemüthsruhe und Bestimmtheit fünf Rubel. Ich öffnete den Geldbeutel, wollte mich einiger Münzen entledigen, und konnte mit dem Abzählen der Bankorubel in Silbergeld nicht sogleich in Ordnung kommen. Da griff er hülfreich zu, nahm — so viel sah ich wohl — nicht zu wenig, strich das Geld rasch ein und dankte mir beim Weggehen dreimal sehr verbindlich. Verwundert darüber, wie sich ein Offiziant so sehr bedanken könne, erkundigte ich mich wegen der fünf Rubel und erfuhr, daß der saubere Herr durchaus nichts fordern dürfe, und ich um die fünf Rubel, vielleicht um noch mehr geprellt sei. Der Translateur ist ein Deutscher, aber — schon lange in Rußland. Mein papierner Freund gab mir darüber folgende Erklärung: Magnum pauperies opprobrium quidvis jubet et facere et pati virtutisque viam deserere arduae. Aufenthaltskarte und Paß haben mir im Ganzen vier und zwanzig Rubel, und die dazu erforderlichen Droschken und Trinkgelder außerdem etwa zehn Rubel gekostet.

Nachdem vorstehende Bemerkungen über Petersburg und Rußland längst geschrieben waren, kam mir die Voyage en Russie: lettres écrites en 1829 par Léon Renouard de Bussierre, à Paris 1831, in die Hand, und ich kann mich nicht enthalten, das Endurtheil des Franzosen hieher zu setzen. Nous quitterons au premier jour Pétersbourg et la Russie; ce ne sera pas sans regrets. L'hospitalité, qui dans ce pays est une habitude et presque un besoin, laisse à tous ceux qui l'ont éprouvée des souvenirs délicieux. Mais cette vertu instinctive est la seule chose, qui en Russie attache et séduise un étranger. La nature y est repoussante; le peuple y est avili, et le spectacle de son

ilotisme attriste et révolte; des privations de toute espèce y attendent le voyageur; une police soupçonneuse le tient sous sa tutelle, et chacun spécule pour le tromper sur la confiance ou le défaut d'expérience qu'il laisse entrevoir. Le luxe et le bon goût qui président aux réunions, la magnificence des appartemens, la grace et l'amabilité des femmes, tout se réunit pour éblouir et enchanter au premier abord. Un instant on se croit dans un pays déjà vieux de civilisation, et l'on cherche vainement à reconnaître les descendans de ces grossiers Moscovites, qui au commencement du dernier siècle bannissaient les femmes de leurs assemblées et regardaient comme un sacrilége d'adopter des moeurs étrangères. Mais bientôt, familiarisé avec ces brillans dehors, on voit qu'il manque à cette société plus d'un élément essentiel pour être instruite et cultivée autant qu'elle est aimable et hospitalière. Les plaisirs intellectuels languissent, faute d'alimens. La littérature est faible et naissante, la politique muette, le théâtre médiocre; une censure ombrageuse repousse de la frontière les journaux et les livres étrangers; les hommes de mérite sont rares, et le vice d'une éducation qui se borne à effleurer la science se fait sentir de toutes parts. — Le jeu hâte la décadence de l'aristocratie russe; il donne en même temps à la société une physionomie uniforme, qui parfois inspire le dégoût et l'ennui. — En Russie le sol, le peuple, la société même, n'ont rient d'attrayant; c'est un pays qu'il faut voir, mais qu'il ne faut point habiter.

Kronstadt liegt auf einer Insel im finnischen Meerbusen, und diese Lage macht die Zufuhr von Lebensmitteln beschwerlich, und den Aufenthalt theuer. Der Name zeigt an, daß die Stadt großen Theils der Krone gehört. Man sieht hier beinahe nichts als Kanonen, Schiffe, Seesoldaten, Matrosen, und was mit ihnen in nächster Berührung steht. Feinen Ton wird man von den Seeleuten eben so wenig als von den Kanonen erwarten. Erst seit dreißig Jahren haben

sich einige Privatleute, meistens Gastwirthe, hier niedergelassen, um die abreisenden Fremden der überflüssigen Zehrpfennige zu entledigen, und die ankommenden auf Sankt Peters Stadt allmälig vorzubereiten. Bei den furchtbaren Feuerschlünden erinnerte ich mich eines Knaben in Meiningen, welcher als beredter Fremdenführer im patriotischen Hochgefühle sagte: „das sind unsere acht Kanonen, und in der Stadt haben wir noch eine, aus der wird geschossen, wenn Feuer ist.“ Die englische Sprache tönt am stärksten aus dem babylonischen Sprachengewirr in Kronstadt hervor. Die meisten Schiffe kommen mit Ballast oder Steinkohlen, und nehmen russische Produkte als Rückladung. Ein fester Molo von Granitquadern umgiebt den Hafen, welcher etwa dreihundert Schiffe faßt. Im Winter nimmt er die Flotte auf, welche im Sommer bei Reval liegt, oder auf dem Meere kreuzt. Er ist der größte Kriegshafen Rußlands, aber das süße Wasser giebt die Schiffe einer schnellen Fäulniß preis. Kauffahrteischiffe überwintern ungern und nur dann hier, wenn das Eis unerwartet früh den Busen verschließt. Im Hafen darf kein Feuer angezündet, folglich auch keine Pfeife geraucht und kein Essen gekocht werden. Früher nahm der Koch des zuerst ankommenden Schiffes die allgemeine Schiffsküche des Hafens in Beschlag, hieß Admiralkoch, ließ sich Wein, Rum und Geld reichlich schenken, und stand sich dabei nicht übel. Daraus entstanden mancherlei Unordnungen, weshalb jetzt der Koch des ersten Schiffs bei der Brandwache angehalten, nach der Polizei abgeführt und ihm erklärt wird, daß es mit seiner Admiralität nichts sei. Die Köche verschiedener Nationen sind getrennt, und wirklich begreife ich nicht, wie früher ein englischer Magen mit schwedischer Küche vorlieb nehmen konnte. Die Festungswerke der Stadt auf der Seite, wo die Insel eine schmale Landzunge ausstreckt, sind erst unter der jetzigen Regierung begonnen. Nach den Küsten zu ist der Meerbusen seicht und für Kriegsschiffe unzugänglich. Die tiefere Newaströmung wird von Kronslott und einigen kleinen Forts beherrscht, welche mit großen Ko-

sten mitten im Meere angelegt sind. Außer den gewaltigen Ankern der russischen Flotte und der Würde eines Admiralkochs ist mir in Kronstadt nicht viel Neues vorgekommen. Das Reden über Wind und Wetter ist etwas Altes, der gewöhnliche Anfang und Lückenbüßer derer, die nichts zu reden wissen, allein wenn irgendwo so hat es in Seehäfen große Bedeutung, man beobachtet den Himmel und spricht darüber mehr als einmal täglich.

Kreuzzüge auf dem finnischen Meerbusen.

Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer.
Schiller.

Auf dem Kajütendeck der Diana von Stockholm.
Donnerstag Nachmittags den 19. August 1830.

So ist er denn endlich gekommen der langersehnte Tag, und schon bin ich weit entfernt von Kronstadt, fern von den Betrügereien und Unverschämtheiten der russischen Grünröcke. Dienstags ging ich an Bord. Der Kapitain wurde mit den Pässen von Petersburg jeden Augenblick zurück erwartet. Da zog Abends ein schweres Gewitter am Himmel auf. Ein nordisches Gewitter hatte ich mir längst gewünscht. Sie sind selten, denn die Hitze des Tages kühlt sich in den Nächten ab, und wo die Menschen so viel donnern, braucht es der Himmel nicht. So war ich ordentlich erfreut, als sich neulich im Barbier von Sevilla einige Wetterwolkentöne vernehmen ließen. Stärker und natürlicher waren sie jetzt im Hafen zu Kronstadt. Blitze erhellten die Wolkennacht und den Mastenwald, ein schwerer Regen stürzte nieder, und ich kroch zum ersten Male in die Koje, neugierig, wie es sich hier im engen Raume über dem Wasser schlafen lasse. Am andern Morgen war mir so ach und weh zu Muthe wegen der vielerlei ungewohnten Gerüche, daß ich bei Zeiten

ans Land stieg, um nicht schon im Hafen seekrank zu werden. Der alte Kapitain und Gastwirth lachte bei meiner Rückkehr, und versorgte mich mit feinem Schiffszwieback und andern Lebensmitteln, wofern mir die Schiffskost nicht behagen würde. Abends holte mich der Schwede ab. Alles war fertig, und meine Freude vollkommen, als der Wind, der seit sechs Wochen westlich geweht und nur auf uns gewartet zu haben schien, in der Nacht mit eintretendem Neumonde sich über Norden herum nach Nordost wandte, und so den Vorhersagungen des Kapitains entsprach. Als ich heut Morgen vier Uhr aus der Kajüte trat, waren wir eben im Begriff den Hafen zu verlassen, die Hafenpolizei verließ den Bord, und der wolkenlose Himmel ließ eine gute Fahrt hoffen. Engländer, Holländer und Franzosen segelten zu gleicher Zeit aus. Bald war die zwei Meilen weit in See liegende Brandwache erreicht, wo Pässe, Ladung und Mannschaft nochmals nachgesehen wurde, der Hafen von Kronstadt schwand aus dem Gesicht und nun Adieu Rußland!

Die Sonne scheint warm auf das Verdeck, aber das große Bramsegel schirmt mich gegen ihre Strahlen. Der Wind weht angenehm kühl, und steht fest nach Aussage der Schiffleute, weil er über Mitternacht nach Morgen herum gelaufen ist. „West Nord West!" ruft der Kapitain dem Steuermann zu, und „West Nord West!" tönt es wie ein Echo vom Steuer her. Segle nur immer nach West, es muß sich die Küste Dir zeigen! — Unsre Schiffmannschaft besteht aus sieben Mann. Der Kapitain Bergmann, vierzig Jahre alt, ein Mann in Kraft und Fülle, auf dem Wasser groß geworden wie seine Großväter und seine Söhne, von denen der zwanzigjährige Steuermann, der dreizehnjährige Kajütenwächter ist. Von den vier Matrosen zählt keiner über zwanzig Jahre, alle rüstig und munter, um flink an den Tauen hinauf zu klettern. Das ist wichtig für den Augenblick der Gefahr, wo alles Heil oft von der Schnelligkeit mehr als von der Stärke abhängt. Bis Mittag sahen wir links die Küste von Ingermannland. Sie ist jetzt verschwunden. Zur Rechten liegt wie ein Nebelstreif am äußersten

Horizonte die Küste von Karelen. Eine russische Kutterbrigg segelte an uns vorüber, und da sie die Flagge gezogen, mußte auch der Schwede nach Seegebrauch sein Vaterlandszeichen wehen lassen. Den ganzen Tag ist das Meer ruhig gewesen, nur schwache Wellen bespühlen das Fahrzeug. Bei solcher Fahrt befindet sich der Passagier, auch wenn er nie zur See gewesen, munter. Ein Beefsteak am Morgen und ein Gemisch von Grütze, Kartoffeln, Kohl und Mohrrüben zu Mittage habe ich mir wohl schmecken lassen, dann ein Schläfchen auf dem Verdeck gemacht und wieder einige Oden des Horaz gelesen. Wenn glücklicher Wind die Segel schwellt, dann ist die Seefahrt eine Lustpartie und das Segelschiff dem Dampfboot vorzuziehen. Ein leises Lüftchen reicht hin, um durch die Fluthen zu tanzen. Man hat nicht die Unannehmlichkeit des schwarzen Rauchs, hört nicht das Pfeifen des Dampfs, das Peitschen der Räder, das Stöhnen einer wunderlichen Maschine. Aber eins fehlt mir, eine befreundete Seele, um mit mir zu genießen diese himmlische Wonne, um durch Plaudern und Scherzen die Stunden zu kürzen. Seid mir darum im Geiste gegrüßt, ihr fernen Freunde und sorget nicht ängstlich für mein Leben. Der Himmel lacht mich freundlich an, er hat mir hold gelächelt von Jugend auf, und führte er Wolken und Stürme herbei, sie sind stets gnädig vorüber gegangen. **Nec glacies stat iners menses per omnes.** Selbst in Rußland kann es wie in diesen Tagen zwanzig Grad warm werden, und was die Rauhheiten des Meeres betrifft, so giebt Freund Horaz wieder den Trost **Horrida callidi vincunt aequora navitae!**

Freitag Nachmittags.

Als ich gestern Vorstehendes geschrieben, sahen wir noch die Insel Bjorko und einen Leuchtthurm, Seskär Fyr auf der schwedischen Seekarte genannt. Im Westen glaubte ich viel Land zu sehen, aber es waren landähnliche Nebelstreifen da wo Horizont und Meer zusammen fließen. Die Schiffer nennen es Butter- oder Schmierland. Es bildet sich am späten Nachmittage und verschwindet mit untergehender Sonne. Die russische Kutterbrigg war bei Seskär Fyr vor Anker ge-

gangen. Eine andere Brigg von zwanzig Kanonen segelte gegen Abend eben dahin. Diese kleinen Kriegsschiffe sollen am Eingange des Meerbusens beständig kreuzen, allein die Offiziere schlafen lieber am Lande als auf der See. Kapitain Bergmann hatte 1808 auf der schwedischen Flotte als Matrose gedient, und versicherte mit patriotischem Ingrimm und durch Kraftausdrücke, welche den Seeleuten eigenthümlich sind, daß sie die ganze russische Flotte hätten gefangen nehmen können, wäre nicht der schwedische Admiral von den Russen bestochen. Sederström, so hieß der Schwede, bekam nach der Schlacht auf dem Markte zu Stockholm Peitschenhiebe und wurde erhängt. Das Urtheil meines Kapitains über die russische Seemacht lautete nicht zu Gunsten derselben. „Es fehlt den Russen, sagte er, besonders an tüchtigen Seeoffizieren. Wie viele Jahre gehören dazu, um durch tägliche Beobachtung Wind und Wasser recht kennen zu lernen. Die russischen Offiziere, meistens junge Leute, bringen mathematische Kenntnisse aus ihren Schulen mit, haben aber nicht als Matrosen gedient, kennen nicht die Einrichtung und Handhabung des Schiffes von Grund aus, haben keine Erfahrung, keine Lust zum Wasser, mögen lieber auf ihren Gütern als im Sturme kommandiren, kurz, sie sind keine geborne Seeleute. Ein Seemann muß auf dem Wasser groß werden, und auf dem Lande nach ihm schnappen, wie ein Fisch im Trocknen. Mit seinem Schiff ist er zusammen gewachsen, und kann es nicht lassen, auch wenn er mit Tod und Teufel zu kämpfen hat. Der gemeine Russe ist nur ein Landsknecht, kann nur gehorchen, und vor lauter Gehorsam denkt er nicht nach im Augenblicke der Gefahr, ist nicht behende und klug zugleich, wartet auf Befehle, ehe er zugreift, und wenn sie kommen, oft dazu noch falsche, dann ist es meist zu spät. In den Linien der Landtruppen mag solcher Gehorsam zweckmäßig sein, zur See taugt er gar nicht. In Schweden baut man die Schiffe von Eichenholz, verwendet darauf viel Zeit und Sorgfalt, und sieht mehr auf Zweckmäßigkeit als auf Schönheit. Der Bau einer russischen Fregatte fliegt gleichsam in ein paar Wochen in die Höhe,

das Schiff ist hübsch, aber leicht, von Tannenholz." Ueber den Schiffbau der Russen hörte ich früher ähnliche Urtheile von andern Schweden, und sie müssen wohl richtig sein, da Storch, ein Freund und Kenner Rußlands, sich folgender Maßen äußert: „Man hat Beispiele, daß Linienschiffe in der bestimmten Absicht gebaut sind, um nur vier Jahre zu dienen, und unter vierzig Linienschiffen war kein einziges, das länger als zehn Jahre ausgedauert hätte. Unter Katharina wurden in drei Wochen vierzig Galeeren gebaut. In England dauert ein Kriegsschiff funfzig Jahre, aber das Holz dazu wird auch zehn Jahre lang getrocknet." Lust am Seewesen und Vorliebe für alles Schwedische hatten meinen sonst so ruhigen Kapitain beredt gemacht. Alles zielte darauf hinaus, daß die Russen nie großen Ruhm zur See erlangen würden, und höchstens mal eine türkische Flotte verbrennen könnten.

Vielleicht hätte er noch lange Reden gehalten, wäre ich nicht auf das Vorderdeck gegangen, um zum ersten Male die Sonne im Meere untergehen zu sehen. Ein herrliches Schauspiel! Liebliches blaues Gewölk mit goldenem Rande um die sinkende Sonne. Die Feuerglut des Himmels zunehmend glühender, je näher sie dem Saume des Horizontes kommt. Rund um mich fluthende, ewig sich erneuernde Wogengebilde. Hohe Masten näher und ferner im Purpur des westlichen Himmels. Feierlich wehmüthige Stimmung meiner Seele, bei welcher auch das Kleine durch Theilnahme zu etwas Großem wird. Spielende Mückenschwärme — überall in der Schöpfung Leben und kein Tod. Ich sitze am Bug.*) Der rauchende Schornstein traulich mir zur Seite. Die Matrosen still thätig, nur der Koch fegt, kramt, bereitet das Abendbrod, und unterbricht dadurch auf Augenblicke das tiefe Schweigen. Vor mir zur Rechten und Linken die Anker, ruhig rastende, treue Stützen zur Zeit der Noth. — Jetzt berührt die Sonne den Dunstkreis der Erde, und erscheint als große, glühende, strahlenlose Kugel. Die Wolken drüber

*) Bug heißt das Vordertheil des Schiffes, davon Bugspriet der Mast, welcher vorn am Bug gleichsam Zeigefinger des Schiffes ist.

kleiden sich immer dunkler, ihr gelber Rand wird immer blasser. Die Feuerscheibe versinkt in einen schmalen scheinbaren Landstrich. — So sinke Du, o Mensch, nach thatenvollem Leben kräftig, ehrenvoll, herrlich in den Schooß der mütterlichen Erde! — Bald ist sie verschwunden. — Das Roth der Lämmerwolken wird matter — immer matter. — — — Nun — nun ist sie dahin. — — — Aber siehe, ein wunderbarer Wiederschein im Meere zeigt sie noch einmal, jetzt als kleine, halbe, unten platte Scheibe — jetzt als größere. — Auch dieser Nachschein schwindet, die nahen Wölkchen erbleichen, die obern sind ganz dunkelblau. — So vergehn des Lebens Herrlichkeiten! — — Siehe da kommt etwas geschwommen, näher und immer näher — ein starker Baumstamm treibt am Schiffe dahin — dahin im unendlichen Meere ohne Ziel und Richtung, bis die Welle ihn auswirft an entlegener Küste. So der Mensch ohne Hoffnung ohne Glauben, ohne Liebe im Meer des Lebens. — — Und nun soll es Nacht werden, und ich will ruhen im Bettchen über schaukelnden Wogen. Sei mit uns, Allgütiger! Laß Deine Winde ruhig fort uns führen, fern von Gefahr verborgener Sandbank oder Klippe! — — Ei da! mir willkommen, ein Leuchtthurm im Westen — und im Süden einer — und drüber ein freundlicher Leitstern. — Das war der erste Tag meiner ersten Seereise.

Als ich heut Morgen das Verdeck betrat, fuhren wir nahe an Hochland oder Högland hin, einer Insel unter dem sechzigsten Grade der Breite, mitten im finnischen Meerbusen, da wo er sich am weitesten ausdehnt. Im Jahre 1788 fiel hier eine Seeschlacht vor. Ihre waldigen Hügel verloren wir erst Nachmittags aus dem Gesicht. Der Wind ist fortdauernd günstig aber schwach, und wir legen in der Stunde kaum eine Meile zurück. Das Schaukeln des Fahrzeugs und der Aal zum Frühstück hätten mich bald seekrank gemacht, allein ich hielt mich in der Mitte des Schiffs, wo man die Bewegung am wenigsten fühlt, und die Uebelkeit ist vorüber. In diesem Augenblick sehe ich zum ersten Male weder Festland, noch Insel, oder Leuchtthurm, nur Himmel

und Wasser ringsum. Ein Engländer ist den ganzen Tag hinter uns her gesegelt, und bleibt in größerer oder geringerer Entfernung, je nachdem für ihn oder für uns der Wind günstiger ist. Von der außerordentlich verschiedenen Stärke und Richtung der Winde hat man auf dem festen Lande gar keine Vorstellung. Unser Steuermann trägt in das Reisejournal täglich mehrmals seine Beobachtungen über Wind, Wasser, Kompas u. dergl. Heute war die Sonne früher aufgestanden als ich, morgen will ich mich zeitig wecken lassen, und jetzt aufs neue ihrem Untergange zusehen.

Freitag Nachmittags im Hafen Hangö Udde, an der finnländischen Küste, den 27. August 1830.

Als ich heut vor acht Tagen Vorstehendes geschrieben, nahm ich mein Plätzchen am Bugspriet wieder ein. Einer von den Matrosen hämmerte, ein Anderer schusterte, der Dritte rieb Oelfarben ein, der Vierte führte das Steuer, denn alle müssen alles lernen, um es in Zeit der Noth zu können. Nun wurde die Geschwindigkeit des Schiffes mit der Logleine erforscht, Wind und andere Schiffe beobachtet, dies oder jenes Segel anders gewendet, um den Wind voller aufzufangen. Während dessen schaute ich nach Abend zur untergehenden Sonne. Mir war so warm und wohl ums Herz. Jetzt stimmten die Matrosen in ihrer Kajüte ein frommes Abendlied an. Von dem Schwedischen verstand ich nichts, und die rauhen, ungewissen Jünglingsstimmen tönten unangenehm, aber bewegten mich tief, denn der Ausdruck ungeheuchelter Frömmigkeit lag auf allen Gesichtern. Wenn das wilde Element den religiösen Sinn der Menschen nicht schwächt, dann muß das Volk, welchem sie angehören, gewiß ein frommes und gottesfürchtiges sein. Nach dem Gesange wurde ein Gebet verrichtet, noch ein kurzes Lied gesungen, und nun stiegen die Matrosen aus enger Behausung aufs Verdeck. Kaum waren sie oben, als es aus Südwest heftig zu wehen begann. Der Sonnenuntergang war ein stürmischer gewesen, wild zogen sich die Wolken während des Abendgebets zusammen. Nun fing es an zu regnen, und

mit Bangigkeit sah ich zum ersten Male, wie die Matrosen trotz Wind und Wogen zu den Mastkörben hinauf stiegen, und am äußersten Ende der schräg liegenden, hoch auf und nieder gehenden Rahen (Segelstangen) die Segel einrefften und festbanden. An einem dieser Enden hing der Kajütenwächter, ich hielt ihn für verloren, und ärgerte mich über die Liebllosigkeit seines Vaters, welcher das dreizehnjährige Kind solcher augenblicklichen Todesgefahr preis gab. Der Knabe verrichtete alle Befehle, kam glücklich herunter und nachmals überzeugte ich mich, daß es doch noch etwas größere Gefahren giebt, wo alsdann die geübtesten Matrosen auf die schlimmsten Punkte gestellt wurden. Wer zum ersten Male das Schlachtgetümmel vernimmt, dem ist die Brust voll und bang wegen der Dinge, die da kommen sollen, so mir beim ersten Brausen des Meers. Die See ging so hohl als wäre das Wasser im ungeheuren Kochen begriffen. Es war zehn Uhr Abends und schwarze Nacht rings ausgebreitet. Nur wo die Sonne untergegangen, schimmerten zwischen finster aufgethürmten Wolken einige helle hervor, deren Wiederschein über den Wellen den Anblick noch schauerlicher machte. Mit jedem Augenblick schlugen die Wellen höher, und der Wind wehte aus Westen uns gerade entgegen.

Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und sie seufzet hinaus in die finstere Nacht,
Das Auge vom Weinen getrübet.

Sonnabends war der Himmel dick mit Wolken behangen, der Wind immer westlich, doch ohne Regen, die Wellen hoch. Ich frage den Kapitain, ob das Sturm wäre? Er schüttelte lachend den Kopf und sagte, ich würde wohl noch erfahren, wie ein Sturm aussähe. In der Nacht hatten wir laviren müssen. Den ganzen Tag kreuzten wir von Südwest nach Nordwest, und kamen kaum drei Meilen weiter. Morgens neun Uhr waren wir der russischen Flotte ganz nahe, und wichen den Kriegsschiffen sorgfältig aus, denn große Herren machen gegen kleine wenig Komplimente. Der Kaiser auf einem Dampfboote ließ die Flotte manövriren. Mich kümmerte nicht Flotte, nicht Kaiser, ich war sehr froh,

als wir sie spät Nachmittags aus dem Gesicht verloren. Abends zeigte sich der Kokskärleuchtthurm. Das unaufhörliche Schaukeln hatte meinen Magen in Aufruhr gebracht, der Appetit war verschwunden und Widerwille gegen Essen und Trinken stellte sich ein. Nur durch die Kraft des Willens hielt ich die Seekrankheit noch einige Zeit zurück. Des Lavirens müde richtete ich Blicke voll Sehnsucht nach der esthländigen Küste, und bemerkte eine lange schroffe Felsenwand, wahrscheinlich dieselbe, an welcher vor einigen Wochen der erste Anblick des Meeres nach der Länderwüste uns überraschte. Wie war die Stimmung meines Gemüths damals und jetzt so ganz und gar verschieden!

In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag 1¼ Uhr rief der Kapitain den Kajütenwächter und kündigte Sturm an. Ich hatte nicht fest geschlafen, aber das Wort Sturm machte mich urplötzlich wach. Daß es draußen bunt hergehe, merkte ich in der Kajüte, denn obgleich hier kaum ein Mensch Raum hatte, so fiel ich doch beim Ankleiden aus einer Ecke in die andere, und war meines Körpers gar nicht mächtig. Sturm! Sturm! — das Wort zuckte wie ein elektrischer Schlag durch meine Glieder. In wenigen Minuten wankte oder kroch ich aufs Verdeck, sah und hörte das Toben der Wellen, und machte mich fertig zur letzten Reise. Noch war es nicht so weit. Um drei Uhr wandte sich der Wind zu meiner größten Freude östlich, aber die Freude war von kurzer Dauer. Im Westen und Osten hatte es in der Nacht aus ganz verschiedenen Richtungen gestürmt. Schiffe, welche weit vor uns, und andere, welche hinter uns gewesen, waren am Morgen bei uns. Ihre Zahl etwa zwanzig, ihr Anblick ein leidiger Trost. Nun schlugen die Wellen garstig durch einander, und dem Kapitain war schlimm zu Muthe, was er jedoch erst Tags darauf gestand. Bei solchem Wellenkampfe wird das Fahrzeug furchtbar zusammengedrängt, als sollte es zerrissen werden, und gehorcht dabei dem Steuerruder nicht. Mir war das grause Spiel bald zuwider, doch hielt ich es aus Unkunde im Seewesen für minder gefährlich. Unter mehren Tauen riß das des Steuerruders, und

die Hast der arbeitenden Matrosen verrieth die Wichtigkeit des Augenblicks. Meine höchste Noth begann um acht Uhr Morgens, als der Wind über Südost und Süd nach Südwest herum lief, und nun mit erneuter Wuth uns entgegen stürmte. Dem Sturme voran ging ein fürchterliches Kochen der See. Graue Vögelchen, kleiner als Sperlinge, flatterten im Schaume der empörten Wogen, kamen aufs Schiff als suchten sie Rettung, hingen sich an die Taue, verschwanden plötzlich und waren wieder da. Mitleidsvoll hätte ich sie fangen und dem Tode entreißen mögen, denn ich wußte nicht, daß sie von Natur Sturmesgefährten sind. Das Heulen des Windes in den Segeln, sein Pfeifen zwischen den Tauen, ein innerlich krampfhaftes Knattern und Knarren der Masten und des ganzen Schiffs bis in die untersten Ribben hinab, das Brüllen der Meereswogen, das Schlagen und Stürzen der Wellen am Schifflein dahin — ein wildes, schreckliches Schauspiel, eine fürchterliche Musik! Jetzt stürzt die donnernde Windsbraut mit verdoppelter Wucht daher, in endloser Reihe wogen schäumende Hügel heran, alles so weit das Auge reicht in wilder unaufhörlicher Bewegung — nein, die Sprache des Menschen hat nicht Worte für diesen Kampf der Elemente. Während das Vorderdeck in der Tiefe der Welle sich an der folgenden hinaufschwingen will, ist das Hinterdeck hoch am Abhange der überwundenen. Jetzt geht's vorn in die Höhe, die Schwere des Schiffs drängt oben durch die Woge hindurch, das Wasser platzt am Bug, spritzt hoch empor, stürzt brausend über das Schiff bis zur Mitte desselben, und läuft in den Rinnen zur Seite ab. Noch ist's nicht abgelaufen und schon braust eine neue Welle daher. Mehrmals waren wir in Gefahr, durch das Anprallen des Wassers bei dem Schuß in die Tiefe das am Hintertheile des Schiffs befestigte Boot zu verlieren. Im höchsten Sturme sind alle Segel fest eingebunden und das Schiff treibt mit den Wellen dahin. Stumm und kalt stehen oder liegen die Matrosen umher, sehen Schiff und Wasser an, aber mit einer Gleichgültigkeit als lägen sie hinter dem Ofen. Sobald die fürchterliche

Wuth des Windes nachläßt, wird das stärkste Segel ausgespannt und durch Laviren gegen den Wind gearbeitet. Soll das Schiff umgelegt, d. h. sein Lauf verändert werden, dann eilt jeder auf seinen Posten. Der Kapitain brüllt den Matrosen die Befehle zu, und sie brüllen sie nach auf allen Punkten. Jetzt wird mit aller Kraft gearbeitet — Alle sind fertig — „Klara Winde" ruft die Donnerstimme des Kapitains, den Sturm übertönend, — das Tauwerk schnarrt, — jetzt wendet sich das Schiff, — das Segel schlottert einen Augenblick — nun faßt es neuen Wind — die Taue werden befestigt — die Arbeit ist gethan und die Matrosen stärken sich durch Brod und Rum, denn wegen der einstürzenden Wellen kann an Sturmtagen nichts gekocht werden.

Von Mitternacht bis Morgens acht Uhr hatte ich beim Steuer gestanden und fühlte mich matt. Als jetzt der Sturm losbrach, — er währte den ganzen Sonntag bis tief in die Nacht hinein — da ward ich von allen Gefühlen des Schreckens und Schauders ergriffen. Dem gewissen Untergange glaubte ich mich augenblicklich überliefert. Jede von den Millionen Wellen war längst groß genug, um das Schiff mit Mann und Maus in Todesnacht zu senken. Weit ausholend stürzten die offenen Gräber mit weitem Schlunde heran. Das Schiff flog auf und nieder, aber immer glücklich hindurch. Im Sturme den Sturm zu genießen, daran denkt man nicht, so herrlich auch das Schauspiel in der Erinnerung ist. Der Seemaler Vernet ließ sich im Sturme an einen Mastbaum binden, und während Matrosen und Kapitain den Augenblick des Todes erwarteten, bewunderte er die Mannigfaltigkeit der Scenen. Wer kein Vernet ist, kann auch den Muth nicht haben, wenn er zum ersten Male in dem fürchterlichen Spiele sich befindet. Nach anhaltender höchster Spannung, während welcher man gleichsam fortwährend stirbt, stürzt man einem kalten Gleichmuth in die Arme. Der Paradiesvogel fliegt aus dem Sturme, der sein Gefieder packt, höher hinauf wo keiner ist. Wir sind aber keine Paradiesvögel. Wir brechen zusammen unter den

Sturmwinden des Lebens. Wir verlieren uns in stumpfe Fühllosigkeit, sobald die Noth eine große, ungewohnte und anhaltende ist. Erst spät erholt sich mancher und taucht auf aus langem Unglück, aber viele sinken und kehren nicht wieder. Der Du am stillen festen Ufer stehst, den Sturm von ferne siehst, ihn nicht aus eigener Erfahrung kennst, prahle nicht mit Deinem frischen Gleichmuthe, freue Dich mit dem glücklich geretteten Schiffer, richte nicht den gesunkenen.

Länger als zwanzig Stunden schwebte ich bald hoch auf kochender Woge, bald über ihrer schwarz gewölbten Tiefe. Mochte ich schon Tags zuvor nichts essen, so war es mir jetzt völlig unmöglich. Im Magen lag es mir zentnerschwer, da ich aber nicht fett und kein Frauenzimmer bin, so wollte ich nicht seekrank werden. Nach dem hartnäckigsten und wie ich fühlte, mir immer schädlicher werdenden Widerstande, streckte ich endlich Sonntag Abends das Gewehr, vomirte zweimal bittre, dunkelgrüne Galle, und war nun augenblicklich so schachmatt, als wäre mir das Mark aus Arm und Bein geblasen. Gegen Leben und Tod über alle Begriffe gleichgültig sah und hörte ich beim Niedersteigen in die Kajüte das Toben der Wellen durchaus gefühllos an, legte mich mit voller Kleidung in meine Koje, und versank in den tiefsten Schlaf.

Montags beim Erwachen fühlte ich mich neugeboren. Der Himmel war blau, der Sturm vorüber. Mit Südost kamen wir in die Nähe der Insel Nargö. Dieses Eiland ist mit Wald bekränzt und hat im Innern einige Menschen und Fruchtäcker. Nach Aussage des Kapitains war das die erste Insel, welche Karl XII. eroberte und die letzte, welche Schweden an Rußland abtrat. Karl wohnte einige Zeit auf Nargö, und der Kapitain sah vor etwa acht Jahren über der Thür eines massiven Hauses die eisernen Buchstaben KARL XII. Gegen Mittag stiegen im Südost Gewitter auf. Einzelne helle Wolken wölbten sich zu mancherlei Gestalten. Uebrigens blieb der Himmel heiter und die Sonne schien warm. Verschiedene Seethiere kamen zum Vorschein, und der Kapitain erklärte sie verdrießlich für schlimme Vor-

boten. Der Wind wehte so sanft, so leise, so unfühlbar — nun schlotterten die großen Seegel — die obersten faßten noch etwas Wind — auch sie ließen nach — die Windstille war da, und das Schiff lag fester, als wären hundert Anker ausgeworfen. Anfangs machte mir die weite spiegelglatte Fläche Vergnügen als Gegensatz zum Sturme, allein bald wird es unangenehm so durchaus unthätig und unbeweglich da zu liegen. Gestern zu viel Wind, heute gar keinen. Mit jeder Stunde wird der Zustand peinlicher. Wenn man durch Erfahrung weiß, daß nur Klippen und Sandbänke, nicht aber Sturm und Wellen das Schiff zu zertrümmern vermögen, dann ist anhaltende völlige Windstille unerträglicher als der schrecklichste Sturm. Das scheint dem Landbewohner unglaublich, aber viele Seeleute bestätigen es, und ich stimme ihnen schon nach der Erfahrung eines halben Tages bei. Am äußersten östlichen Horizonte verfolgten wir mit dem Fernglase einen Kahn, welcher von der finnländischen Küste nach der esthländischen hinüber ruderte. Sich mit solchem Fahrzeuge auf das offene Meer zu wagen, verräth außerordentliche Kühnheit. Beim Anblick des Kahns stieg zuerst der Wunsch nach dem Lande in meiner Seele auf, allein den Ruderer zu rufen war bei dieser Entfernung unmöglich, und er war schwerlich schon im Hafen, als die Wuth der Winde aufs neue losbrach und ich gern meinen Wunsch zurück nahm. Auf warme und lange Windstille folgt häufig Sturm. Durch die Wärme verdünnt sich nämlich die Luft und durch den Sturm setzt sie sich wieder ins Gleichgewicht. Während der Windstille sieht man am Horizonte Wolken wie Alpen sich erheben, sie bedecken schnell den Himmel, das Meer kocht auf, und der Regen stürzt wie in den Tagen Noahs furchtbar hernieder.

Dienstags wurde bei Regen und Westwind immer laviert. Um Mittag sahen wir die finnländische, am Abend die esthländische Küste mit dem Leuchtthurm von Baltisch Port. Eine schwarze Wolkenwand lag von Süden nach Norden am westlichen Himmel ausgebreitet vor uns. Nun ging's in die finstre Nacht hinein, und die Matrosen

stiegen wieder vom Abendgebet zu den höchsten Masten hinauf. Hohe Wellen machten mir keine Sorge mehr, aber die Schiffskost gefiel dem ausgefegten Magen wenig. Ich war nicht krank aber verwirrt. Die Tage währten mir lang, länger noch die Nächte. Dumpf rauschend schlugen die Wellen an mein Lager. Bei veränderter Richtung der Fahrt rutschten die schweren Kisten und Kasten und was Bewegliches im Schiffe war, hin und her. Knarrend schienen dann alle Ribben und Fugen des Fahrzeugs zu zerreißen. Eine sehr unangenehme Musik war mir das Stöhnen der Wasserpumpen, welche anfangs täglich einmal, dann bei zunehmendem Leck öfters, jetzt alle zwei Stunden arbeiten mußten. Wer im Hafen die Wahl hat, sehe sich vor und vertraue sich keinem alten Fahrzeuge an. Als gegen halb zwei Uhr Nachts all dieser Spektakel ungewöhnlich stark losging, schlug ich den Mantel um und kroch aufs Verdeck, wo mich der Kapitain mit den Worten empfing: „Hu, wie er brüllt! Laß ihn nur kommen! Wir müssen noch einen Sturm haben, ehe es besser wird." Ich starrte in die Nacht hinein. Nur der Leuchtthurm von Baltisch Port schimmerte aus weiter Ferne. Der Wolkenhimmel so unruhig als das Meer. Mein trockner Gaumen lechzte nach Erquickung. Ich suchte überall mich festhaltend das Vorderdeck zu erreichen, um aus der Tonne Trinkwasser zu einem Glas Limonade zu schöpfen. Da brauste eine Welle über mich her, um mir den letzten Rest der Bettwärme zu rauben.

Preßt der Zitrone saftigen Stern!
Herb ist des Lebens innerster Kern.

Mittwochs abwechselnd Regen und Sonnenschein, heiterer Himmel und furchtbar drohendes Angesicht desselben, aber immer hohe Wellen, immer Westwind, immer lavirt und mit aller Anstrengung nicht aus der Gegend von Baltisch Port weg zu kommen. Der Kapitain erzählte mir, daß er auf der letzten Fahrt von Stockholm nach Petersburg einen russischen Graf an Bord gehabt, ihn nahe bei Baltisch Port auf einer Insel ausgesetzt und dafür zehn Dukaten bekommen habe. Ich bot ihm jetzt die Hälfte, dann

sechs, acht, endlich zehn Dukaten, aber nein, — der Schweden Sinn ist hart wie das Eisen ihres Landes. Gegen Abend kam uns wieder ein kleiner Nachen zu Gesicht. Er kam etwa hundert Schritte weit an uns vorbei, zwei Menschen saßen darin, die Matrosen riefen ihnen zu, aber sie rührten sich nicht. Eine weibliche Gestalt saß mit dem Rücken an das kaum armdicke Mastbäumchen gelehnt, unthätig, den Kopf mit einem Sack bedeckt. Der Mann führte liegend mit der rechten Hand hinter sich das Steuer, um die Linke hatte er ein Tau gewickelt und hielt damit das durchlöcherte Segel. Wenn Galeerensklaven und andere Todeskandidaten auf diese Weise den Wellen preis gegeben würden, so könnten sie wahrlich für die barbarische Gnade wenig danken, und diese Küstenbewohner stellen ihr Leben um den geringsten Preis dem offenen Tode entgegen. Sie wachsen auf zwischen Brandungen, und saugen die Todesverachtung mit der Muttermilch ein. Das Sterben kennen die Schiffer überhaupt nicht, sie verhüllen sich die Bitterkeit des Todes durch das mildere Wort auf der See bleiben. Lebendig oder todt wollen sie nur in ihrem Elemente sein. In Grabesnacht den Todesschlaf zu schlafen scheint ihnen nicht so frei, als in einen Sack gesteckt und auf ein Brett gebunden, oder wenn es sein soll auch ohne diese Zurüstung hinab zu sinken in das fluthende Weltmeer. Hier sind sie ja eben so gut wie auf dem stillen Gottesacker in der Hand des Allmächtigen, und brauchen weder Sarg noch Leichenbitter, noch Stolgebühren zu bezahlen. Das Seeleben muß gewaltige Reize haben, denn die Leute werden krank auf festem Grunde, und kurirt, sobald sie Seeluft riechen. Nur auf Augenblicke haben sie zu kämpfen, dann gilt es den großen Kampf auf Leben und Tod; nun ruhen sie wieder Tage und Wochen lang aus, und erwerben dadurch mehr, als quälten sie sich auf dem Lande unaufhörlich ab. Bei allen Berufsarten hängt der Landbewohner überall von den Begierden seiner Seele, oder von den Launen und Leidenschaften seiner Umgebung ab, auf der See gilt der kurze Befehl ohne Widerrede, der Ka-

pitain ist unumschränkter Selbstherrscher, Gesetzgebung und Gesetzeserfüllung sind Kinder des Augenblicks und unzertrennlich beisammen, und das ewige Einerlei von Himmel und Wasser, über welche der Mensch nicht zu gebieten hat, giebt der Seele eine Ruhe und Gleichgültigkeit, von welcher der Bauer bei der unabänderlichen Wiederkehr von Saat- und Erntezeit uns nur ein schwaches Abbild zeigt. Mit der Kälte des stoischen Weisen sagt der dem Glauben an ein unerbittliches Schicksal ergebene Seemann: Mein Vater und Großvater ist auf der See geblieben, ich werde auch wohl da bleiben, und sterben muß ich ja doch einmal.

Donnerstag.

Fortwährend unterhandle ich mit dem Kapitain, erhöhe die Summe, aber er will mich nicht ans Land setzen, weil das Einlaufen in den Hafen von Baltisch Port oder Habsal bei Westwind und schmalem Fahrwasser gefährlich ist. Auch kann er, wenn der Wind sich nördlich wendet, vom Hafen nicht heraus auf die See, und so könnte ein einziger Tag seine letzte diesjährige Fahrt nach Amsterdam vereiteln. „Wäre ich," sagt er, „was oft genug der Fall ist, in vier Tagen nach Stockholm gekommen, so trafen die petersburger Briefe mit der Post durch Finnland später ein als ich, dann hätte mein Handlungshaus die Ladung nicht versichert, und ich zöge diese ganze Summe. Mir ist es unangenehm genug, aber ich kann es nicht ändern. Wasser ist kein Land, Segelschiff kein Steinboot. (So nennen die Schweden die Dampfboote.) Wenn ich nicht durchaus gezwungen werde, so gehe ich nicht vor Anker. Vielleicht bekommen wir diesen Nachmittag drei Uhr mit dem ersten Mondviertel andern Wind." Ich hörte die kalte Rede an und fügte mich. Drei Uhr Nachmittags kam, die Wolken machten allerlei kriegerische Bewegungen, der Mond wechselte, der Wind nicht. Er lief kurze Zeit hin und her, wir standen alle voll Erwartung, bis er sich wieder recht ordentlich im Westen festsetzte. So zerplatzten denn auch diese Hoffnungen wie Seifenblasen. Zum Lesen war ich so wenig als zum Denken aufgelegt, denn die Seekrankheit und das

lange Stehen in freier Luft bei Wind und Regen hatten mich entkräftet. Die Hoffnung auf bessern Wind war oftmals angeregt und stets vereitelt. Wie lange das so fortdauern werde? — Der Kapitain wußte es aus seinem Tagebuche so wenig als ich aus meinem Horaz. Er war auf zwei Monate mit Grütze, Brod und Rum versorgt. Unser Gemüse hatten wir theils aufgezehrt, theils weil es faulte, über Bord geworfen. Das Rauchfleisch naß und häßlich wurde mit dem Brode, so oft der Regen nachließ, an der Luft getrocknet. Seit drei Tagen machten die Wellen das Zubereiten warmer Speisen unmöglich. Zwar war ich der einzige Passagier, doch zu abgestumpft, als daß ich mich nach einem Freunde herzlich hätte sehnen können. Die Matrosen sprachen nur Schwedisch. Der Kajütenwächter hatte in Amsterdam mehrmals überwintert und dort etwas holländisches Deutsch gelernt. Wenn er Nachts bisweilen in die Kajüte trat, fragte ich ihn wohl: Wie steht's draußen? — Schlecht. — Hat sich der Wind noch nicht verändert? — Nein. — Regnet es noch? — Ja. — Ist kein Leuchtthurm zu sehen? — Nein. — Wenn wir nun aber auf Klippen gerathen? So sind wir verloren. Das waren seine kurzen Antworten, das seine traurigen Trostreden. Bruder Steuermann ließ noch seltener ein deutsches Wort über die Zunge, verstand mich wohl, aber schämte sich zu antworten, und war deshalb stumm wie ein Fisch. Den Kapitain mochte ich in seiner Aufmerksamkeit auf Steuer und Segel gerade dann nicht stören, wenn ich am liebsten ein Trostwort vernommen hätte. So stand ich denn schweigend und verlassen da. Ein starker Regenguß trieb mich Abends in die enge mit Segeltuch bis nahe unter die Decke bepackte Kajüte. Ich nahm den Horaz zur Hand, und las die angemerkten auf Schiffahrt bezüglichen Stellen. Es ist ihrer eine ganze Menge, aber wenig Trost in den Ehrentiteln, welche das Meer bekommt, indem es das windige, stürmische, ungewisse und schiffbrüchige heißt. Im höchsten Unmuth klammerte ich mich an ein Tischchen und schrieb Trauerbriefe, wahre epistolas ex ponto. Später trat der Kapitain in die Kajüte,

sah meinen Trübsinn, holte eine schwedische Bibel hervor und übersetzte mir eine, wie das abgegriffene Blatt zeigte, oft gelesene, für Seefahrer gewiß die schönste Stelle der heil. Schrift. Sie lautet: „die mit Schiffen auf dem Meere fuhren und trieben ihren Handel in großen Wassern; die des Herrn Werke erfahren haben und seine Wunder im Meer, wenn er sprach, und einen Sturmwind erregte, der die Wellen erhob, und sie gen Himmel fuhren, und in den Abgrund fuhren, daß ihre Seele vor Angst verzagte, daß sie taumelten und wankten wie Trunkene, und wußten keinen Rath mehr; und sie zum Herrn schrieen in ihrer Noth, und er sie aus den Aengsten führte, und stillete das Ungewitter, daß sich die Wellen legten, und sie froh wurden, daß es stille geworden war, und er sie zu Lande brachte nach ihrem Wunsch: — die sollen dem Herrn danken um seine Güte und um seine Wunder, die er an den Menschenkindern thut." Ps. 107, 23 ff.

In der Nacht vom Donnerstag zum Freitag ging es wieder toll her. Der Sturm war heftiger als am Sonntag. Der Kapitain hatte sich etwas zur Ruhe gelegt, und es mochte drei Uhr Morgens sein, als der Steuermann ihn plötzlich rufen ließ. Was vorging, wußte ich nicht, alle schienen sehr bewegt. Harte Worte entfuhren dem Kapitain, aber die innere Bewegung ließ ihm sichtbar nicht Zeit zu langem Fluchen. Die Lichter im Nachthause, welche beide Kompasse erhellen, wollten erlöschen. Wahrscheinlich — ich habe es auch nachher nicht bestimmt erfahren — mochte der Steuermann halb eingeschlafen sein und nicht recht wissen, wie lange er nach Nordwest steure. Eine Laterne wurde angezündet, auf den Seekarten der Punkt gesucht, wo wir spät Abends gewesen, hin und her gemessen — aber wozu? Jetzt war Holland in Noth. Kein Leuchtthurm, kein freundlicher Stern zu sehen. Nec sidus atra nocte amicum apparet. Schwarze Sturmnacht überall, und das Meer in schäumender Wuth. Kamen wir den Küsten, besonders den finnländischen zu nahe, so waren wir ohne Rettung verloren. In Finnland erwartete uns der steinerne Tod, in Esthland begrub uns der Sand. Der Kapitain

war sehr besorgt, und ich — — mir vergingen vor Angst alle Gedanken. Hinauf getrieben zur höchsten Höhe der Gefahr sah ich im Geiste schon, wie wir am Felsen zerrissen und sanken. „Wenn's nur erst Morgen wäre!" sagte der Kapitain zu wiederholten Malen. Das Tageslicht werden wir wohl nicht wieder sehen — dachte ich, setzte mich schweigend auf die Bank an der Gallerie des Hinterdecks, und flog nun wieder bergauf bergab. Jede halbe Stunde wurde der Lauf des Schiffes verändert, um so viel als möglich auf demselben Fleck zu bleiben. Im Sturme auf der See zu ankern ist unmöglich, denn die Wuth der Wellen zerreißt die dicksten Ankertaue wie Zwirnfäden. Nach langem Harren und manchem Seufzer graute endlich der Tag. Nie habe ich für das Tageslicht Gott inbrünstiger gedankt als hier. Der Sturm verdoppelte wo möglich seine Wuth. Aber wie ward mir leicht ums Herz, wie fröhlich hörte ich jetzt das Brüllen der Wogen, als der Kapitain sagte, er wolle in einen bequemen finnländischen Hafen einlaufen. Wir mußten in der Nacht unfern der esthländischen Küste gewesen sein, denn nach langer nordwestlicher Fahrt erspähten wir erst gegen zehn Uhr Morgens, die äußersten Klippen und den Leuchtthurm von Hangö Udde. Sogleich flatterte am Hauptmast die schwedische Flagge, die Böller wurden abgebrannt, und nach einer Stunde kam ein Lootse daher gerudert. Mann und Boot waren bald hoch auf der Welle, bald und lange in deren Tiefe unserm Blick entzogen. Wer menschliche Kühnheit und Kraft bewundern will, muß einen Lootsen in seinem gefährlichen Handwerk arbeiten sehen. Selbst die Matrosen sehen's an und staunen. Wie der Mann unter fürchterlichen Brandungen von seiner Jölle auf unsre Galeasse kam, das sah ich, aber begreife es nicht. Mit Schnaps und Brod wurde er empfangen, man wechselte wenige Worte, er trat ans Steuer und führte uns glücklich durch viele Klippenreihen zum Hafen.

Zwischen öden Granitblöcken saust hier ein kalter Wind, aber kein Dorf und keine Residenz hat mich in meinem Leben fröhlicher gemacht als Hangö Udde. Unglücklicher

Weise ist der Zöllner zum Vergnügen auf den Fischfang gefahren und der Schiffbesucher will nicht erlauben, daß ich ans Land steige. Hangö Udde liegt am Ende der schmalen Landzunge, welche die südlichste Spitze von Finnland ausmacht, und selbst auf der Karte von Europa angegeben ist. Udde bedeutet im Schwedischen Vorgebirge, ö Insel, also Hangö Udde Vorgebirge der Insel Hang. In der schwedischen Geschichte steht Hangö mit Betrübniß als der Ort bezeichnet, wo Admiral Ehrenschild 1714 in einer Seeschlacht geschlagen und mit seiner Flotille gefangen wurde. Ob die Russen hier auch mit goldenen Kugeln schossen, weiß ich nicht. Von der Natur ist ein tiefer geräumiger Hafen, von den Russen ein kleines Fort angelegt. Daß ich den Russen noch einmal in die Hände falle, geschieht gegen meine Erwartung, doch jetzt nicht ungern. Der Hafen gewährt eine sichere Zuflucht, und ist zum Auslaufen bei den meisten Winden ganz bequem. An Platz fehlt es uns nicht, denn unser Schiff ist das einzige im Hafen und das zwölfte in diesem Jahre. Der hungrige Besökare (Schiffbesucher oder Visitator) verschlingt unsre Erbsen, Rauchfleisch und Zwieback, obgleich sie von der Seeluft triefend und widerlich geworden, als wären es Leckerbissen. Mich hat ein Gericht frisch gefangener Strömlinge gelabt. Der Strömling, (die Schweden nennen ihn Ströming) ist eine kleine Art von Heringen, die an den Küsten der Ostsee bis hinauf nach Torneå gefangen wird. Frisch oder auch gesalzen, schmeckt er feiner als der große Hering. Auf der See tobt der Sturm noch fort, und der Kapitain will's hier abwarten bis der Wind sich ändert. Ich stehe noch in Zweifel, ob ich über Petersburg den Jammerweg zu Lande rückwärts, oder ob ich in Åbo aufs neue mich den ungewissen Elementen überliefern soll. Vorläufig hat mir der Anblick des Landes das Zutrauen zu Wind und Wasser völlig vernichtet. So ist der Mensch mit seinem Muthe, mit seiner Riesenkraft ein veränderliches, durch und durch wankelmüthiges Geschöpf. Entzückt war ich in den ersten Tagen der Fahrt, und jetzt bin ich froh zwischen öden Klippen wie ein Kind im Schooße seiner

Mutter. Blicke ich auf Meer und Leben zurück, so bieten sich viele Vergleichungspunkte dar. Jünglinge ziehen wie Flüsse heran sich zu stürzen in des Ozeans fluthendes unabsehbares Reich, und es verschlingt sie mit all ihren stolzen Namen. Windstille ist unerträglich. Der erfahrene Schiffer sieht den kommenden Sturm, es bebt ihm die Brust, aber des Himmels leuchtende Sterne zeigen die Bahn, und er steuert muthig hindurch, der unerfahrene hört im Sturme nur Todtengesang, sieht im Meere ein weites Grab, und verliert wenigstens auf Augenblicke den Kopf. Das süße Flußwasser wird bittersalzig, bis zum Grunde bewegt, damit es nicht faule, aber süß wird es wieder, wenn es gen Himmel steigt.

Reise von Hangö Udde nach Åbo und Stockholm.

Es ist müde des Meeres mein Sinn,
Wogen sind gar wilde Gesellen,
Nordens geliebte und feste Fjällen
Locken mich zu sich — ich muß dahin.

Tegnér.

Erst Sonnabend Mittags kam der Zollverwalter vom Fischfange zurück. Ich wäre sogleich ans Land gestiegen, aber der weltkluge Kapitain bemerkte: „diese Menschen wollen höflich behandelt und gebeten sein, sonst thun sie nicht was man will. Der Mann ist müde, muß erst speisen, sein Mittagsschläfchen halten, und wir dürfen ihn darin nicht stören. Als das alles geschehen sein konnte, hingen wir unsre besten Kleider um, zwei Matrosen setzten uns ans Land, der Kapitain führte das Wort, und richtig — der Hafenmonarch weigerte sich den Paß zu visiren. Mein Paß, sagte er, sei für Rußland abgelaufen, wenn er visire, stände ihm Amtsentsetzung bevor. Dem Meere entronnen, dachte ich, will dich das Land nicht aufnehmen, oder aus Furcht vor ihren Obern wollen die Menschen lieber Unmenschen sein! Das zuckte mir wie ein Schwerdt durchs Herz, ich biß die Zähne zusammen, und eine Thräne rollte über die Wange. Unbesorgt hätte ich sein können, im Vertrauen auf die Allmacht des silbernen Adlers, aber mein Aufenthalt in Rußland war

nicht lang genug um mich ein für alle Mal daran zu gewöhnen, daß man dort durch Geld immer am sicherſten und ſchnelleſten zum Rechte gelange. Mit nicht völlig zwei Silberrubeln war die Erlaubniß zur Reiſe durch Finnland erkauft, freundlich drückte der Zöllner mir beim Abſchiede die Hand, und froh, als wäre eine Zentnerlaſt mir von der Bruſt gewälzt, fuhr ich um fünf Uhr Nachmittags auf einem Wäglein landeinwärts. Fragt mich in allem Ernſte eine ehrliche Seele, ob nicht ohne Beſtechung ſich derſelbe Zweck erreichen ließ, ſo antworte ich: nein. Der Zöllner war erſter und einziger Hafenaufſeher, der Kommandant hatte etwa über zwei Kanonen und zehn Soldaten, aber nichts über meinen Paß zu ſagen, und würde ſchwerlich mir günſtiger geweſen ſein, inzwiſchen war er verreiſt. In den Seeſturm zurück zu kehren, oder auf völlig ungewiſſe Zeit hier im Hafen zu liegen, war mir unmöglich, dagegen ſchilderte man die Fahrt von Åbo durch den Ålandsſund als ſchnell und ſicher. Einfache Darſtellung meiner Sache, Bitten und Vorſtellungen fruchteten nicht. Schwediſch verſtand ich ſo wenig als ruſſiſch, das ſtumme Geld war für mich beredt. Ein Silberrubel war nicht genug, und ich legte ſo lange hinzu, bis die Gerechtigkeitswage ſich mir zuneigte. Ein edler Unterthan des Kaiſerreichs hat Folgendes erzählt. An der polniſch ruſſiſchen Grenze fragt ihn der Offiziant, ob er Kontrebande bei ſich habe? Mit hohler Hand hält er ihm einen Silberrubel hin und verneint zugleich die Frage. Kaum hat der Kerl den Rubel in der Taſche, ſo fängt er an: ja man kann nicht wiſſen, ich muß doch mal zuſehen. Der Menſchen- und Ruſſenkenner holt die Brieftaſche hervor, blättert unter dem Papiergelde, und hält ihm einen Fünfrubelſchein entgegen, mit den Worten: „ich habe keine Kontrebande, hier iſt die Beſcheinigung.“ — „Ja, der Schein iſt vollgültig,“ erwiedert der Beamte, greift nach dem Zettel, und die Grenzviſitation war beendigt. Was wird aber ein Profeſſor der Moral aus Dorpat an der Grenze thun? Wofern er in Rußland kein Neuling iſt, ſo öffnet auch er wahrſcheinlich

seine Tasche, und schiebt die Schuld auf die Regierung, welche ihre Leute so schlecht besoldet.

Hangö, mit elenden Fichten, Heide und dürrem Flugsande machte mir schwache Hoffnungen für Finnland, doch war ich ganz glücklich, fühlte festen Boden unter mir und sah bald, daß Finnland wohl recht hübsch ist. Während der Seefahrt hatte ich einige schwedische Wörter gemerkt, jetzt ging ich bei jedem Postillon in die Schule, und war aufmerksamer als in irgend einer früheren. Es ist ein sonderbar Ding, so allein und unvermuthet ein fremdes Land zu betreten, und mit Menschen aus den untersten Klassen umzugehen, deren Sprache, Sitten und Einrichtungen man nicht kennt. Indessen scheint das schwieriger als es in Finnland ist. Fröhliche Gemüthsstimmung kam mir zu Hülfe, auf den ersten Stationen wurde ich mit den Leuten sehr gut fertig, zehn Uhr Abends hatte ich die ersten vier Meilen zurück gelegt, und erreichte im Dorfe Bjorsby die petersburger Straße. Man führte mich in ein geräumiges Zimmer. Während ich da meine schwedischen Brocken auskramte, richtete sich in der äußersten Ecke eine menschliche Gestalt im Bette auf. Abgespannt und nur auf meine Bedürfnisse achtend, hatte ich jenes Bett kaum bemerkt. Ein dünnes Talglicht verbreitete in dem großen Zimmer schwache Dämmerung. Wer sich in meine Lage versetzt, wird das Angenehme der Ueberraschung ermessen, als der Mann in weißer Schlafmütze mich Deutsch anredete. Hier im fernen Finnland eine deutsche Zunge — das goß ein unerwartetes Freudenöl auf die Lebenslampe. Der Mann war ein Mecklenburger, kam von Schweden und wollte nach Petersburg. Eine Frage drängte die andre, bis der Schlaf Gedanken und Worte allmälig verstummen ließ.

Am Morgen bot mir der Landsmann ein Plätzchen in seinem Wagen an, ich lehnte es dankbar ab und schlug die Straße nach Åbo ein. In der Gegend von Hangö und Bjorsby wird allgemein Schwedisch, dann bis nahe vor Åbo Finnisch gesprochen. Selten sind die Stationen, wo niemand

das Schwedische verstände. Aufklärung giebt darüber die Geschichte. Die Finnen sind die Ureinwohner des Landes, vielleicht Ueberreste der alten Scythen, welche durch irgend eine große Gewalt zerrissen in viele Völkerschaften, in die noch so genannten Finnen, in Lappen, Esthen, Liven, Kuren, Letten, Preussen, Ungarn, Wojulen, Wotjäken, Tscheremissen, Tschuwaschen und andere zertheilt wurden. Nur die drei ersten haben sich ziemlich rein erhalten, weniger die drei folgenden, am wenigsten die übrigen. Ein großes Verbindungsmittel für die finnischen Stämme war die Ostsee, und es ist begreiflich, wie Ptolemäus die Phinnä östlich von der Weichsel, Tacitus die Fenni in der äußersten Spitze von Preußen, im jetzigen Kurland, nennt. Der zahlreiche Stamm der Slaven hatte das Eigenthümliche, daß er die Finnen nicht zurück drängte, sondern sich mit ihnen vermischte. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts begannen die Schweden ihre Eroberungen in Finnland, und verbreiteten dort ihre Sprache, germanische Kultur und christliche Lehre. Einem freien Volke, dem freiesten der Erde, angehörend, und die Freiheit über alles liebend, verstopften sie im eroberten Lande diesen Urquell alles Guten nicht, regierten mehr durch Milde als durch Strenge, und erwarben sich im Laufe der Jahrhunderte die Folgsamkeit und Liebe der Finnen in hohem Grade. Als spätere Ankömmlinge haben die Schweden vorzugsweise die Küsten inne. Harte Nachbaren waren dagegen die Russen, die Freundschaft mit ihnen stets von kurzer Dauer und nie aufrichtig. Päpste erließen Bullen, worin sie jedem gegen die ungläubigen Russen ziehenden Finnen gleich einem Kreuzfahrer völligen Ablaß zusicherten. Hexenprozesse, Pest und öftere Hungersnoth waren die übrigen Würgengel des Landes. Unter Karl XII. wütheten die Russen, besonders die Kosaken, fürchterlich. Die Einwohner flüchteten über das Meer und in die Lappmarken. Peter der Große, der alles Große liebte, große Bäume und große Menschen, — die Eiche war sein liebster Baum, — nannte Karl oft seinen lieben Bruder, ehrte den ungebeugten Heldenmuth des Schwedenkönigs, und weinte bei der Nachricht von

dessen Tode. Karl dagegen, ein Held in der Selbstbeherrschung, haßte Peter recht aufrichtig, wie überhaupt die Schweden nie anders als mit Ingrimm auf die Russen blicken, und jederzeit schlagfertig sind, wenn es gegen sie zu Felde geht. So brach denn 1741 und 1788 wiederholt das Kriegsunglück los, das letzte Mal offenbar durch Schwedens Schuld. Endlich waren die Gebeine der erschlagenen Väter begraben und zu Anfang unsers Jahrhunderts grünten die Saaten der Söhne im glücklichen Finnland, da zog das letzte Ungewitter heran, und im Frieden zu Åbo 1809 wurde Finnland bis hinauf zum Tornea wahrscheinlich auf immer an Rußland abgetreten. Dieser Friedensschluß macht den Schweden großes Herzeleid, aber die Zurückgabe des Landes scheint politisch unmöglich, so lange Petersburg russische Hauptstadt bleibt. Bei einer Zusammenkunft des Königs von Schweden mit Alexander soll dieser gesagt haben: „fordern Sie Alles, aber nur nicht Finnland.“ Wenige Soldaten und Polizeipersonen sind die einzigen Russen, welche ich im Lande sah. Die russische Regierung hat dem neuen Großfürstenthume die frühere Gerichtsbarkeit und manche Vorrechte gelassen, und die Finnländer haben wohl Ursache zufrieden zu sein. Daß indessen die alte Liebe zu Schweden nicht so schnell rostet, wird durch die fortwährende obgleich erschwerte Verbindung mit Stockholm, wie durch räumliche und geistige Entfernung von Petersburg wohl begreiflich.*) Dieses bezieht Korn, Holz, Fleisch, Butter und andere Ausfuhrartikel Finnlands näher und wohlfeiler aus dem Innern Rußland. Finnland schickt nur Granitsäulen nach der neuen Hauptstadt. Schweden hat gegen

*) Wenn also die Zeitungsschreiber in Petersburg während des letzten polnischen Aufstandes die Finnländer als eine durchaus russisch gesinnte Nation lobten, so haben sie in ihren Deklamationen nur theilweise Recht Solches muß ich erklären, wenn mich auch diese russischen Politiker nach ihrer eigenthümlichen Rechtsphilosophie zu jenen Volksbetrügern rechnen, „die unter der Larve des Eifers für Freiheit und Recht nur Unterdrückung oder eigenen Gewinn im

Finnland Norwegen eingetauscht, allein was Norwegen entbehrt, das fehlt auch Schweden; was jenes erzeugt, hat dieses in Menge. Zwischen Schweden und Finnland fand aber das umgekehrte Verhältniß Statt, und beide Länder befanden sich bei ihrem Austausch wohl. Norwegen, das ärmste und freieste Land der Erde, hat sich überdies durch seine Grundgesetze gegen jede Verschmelzung mit Schweden sorgfältig verwahrt.

Durch Vermischung mit den Schweden mögen sich die eigenthümlichen Züge der Südfinnländer verändert haben. Die meisten Bauern, welche ich sah, hatten ein weißliches oder blondes Haar, blasses schwedisches Gesicht, und stachen gegen die rothbraunen russischen Soldatenköpfe sehr ab. Unter den Männern waren blaue langschößige Leibröcke allgemein, und das Wort Frack ist den Schweden bekannt. Bei den zahlreichen Kirchgängern fand ich außer wenigen blühenden Mädchen nur Alltagsgesichter in reinlichen Kleidern. Pferde und Wagen werden wie in Kurland bei der Kirche an einen Zaun gebunden. Alle etwas ausgezeichnete Mädchen trugen schwarze Schleier. Einige adelige Jungfrauen führten die Zügel des einspännigen Rosses mit zarter Hand, und hinten an der Kariole hing ein kleiner Jokei. Adelige Jungfrau — sage ich, denn so nannte man in Finnland die Tochter eines Edelmannes, die eines Vornehmen hieß tugendreiche Jungfrau, und die eines Handwerkers tugendsames Mädchen. So oft ich einen finnischen Kutscher bekam, hörte ich Stunden lang keinen Laut, dagegen die Schweden sich gern unterreden. Die eigentlichen Finnen sind dunkelfarbig,

---

Schilde führen." Die Finnländer würden sehr unklug handeln, wenn sie, von blinder Liebe zu Schweden geleitet, ohne gerechte Klagen über hartes Unrecht, zu einer Zeit sich erheben wollten, wo Rußland nur ein Volk mit Hülfe zweier andern bekriegt. Was noch die Ergebenheit des finnländischen Jägercorps anlangt, so bestand dieses großen Theils gar nicht aus Finnländern, sondern aus Russen, folglich war schon sein Name eine öffentliche Unwahrheit.

starkgliedrig, über die Maßen ernst, düster, still und stumm. Ihre Geistesthätigkeit ist schwach, ihr Eigensinn stark, und wenn der Schwede einen Eigensinnigen bezeichnen will, so nennt er den Finnen. Bis diese Stunde gilt mit wenigen Ausnahmen, was Tacitus von ihnen Germ. 46. sagt: Sordes omnium ac torpor procerum. Fennis mira feritas, foeda paupertas. Securi adversus homines, securi adversus deos, rem difficillimam assecuti sunt, ut illis ne voto quidem opus esset. Sie sprechen langsam und mit grober Stimme. In der finnischen Sprache treffen selten harte Konsonanten zusammen, die tiefen A-Laute habe ich schon erwähnt. Daß jedoch die Sprache weichen Tönen nicht durchaus abhold sei, mag folgendes Verschen zeigen:

Liki, liki, linduiseni, Nahe, nahe, meine Freude,
Kuki, kuki, kuldaiseni. Dicht bei mir, dicht, mein Herzchen!

Dieser Vers giebt zugleich ein Beispiel, wie die Finnen mit dem gewöhnlichen Reim, welcher bei ihnen ein Erzeugniß neuerer Zeit ist, noch den Sinnreim oder Parallelismus der Glieder und den Sylbenreim oder den gleichmäßigen Anhang mehrer Wörter zu verbinden suchen. Neigung zur Dichtkunst haben die Finnen schon in den frühesten Zeiten gehabt, doch ist kein wirklich vorhandenes Gedicht älter als die Reformation. Gegenwärtig haben sich die Musen von den Küsten in die innern Wälder und Berge zurück gezogen, wo der unvermischte Stamm des Volks noch jetzt durch Improvisatoren einen sanften Schleier über die kalte Wirklichkeit wirft.

Finnland ist frei und glücklich, insofern es nicht wie das übrige Rußland in Knechtschaft seufzt. Das finnländische Wappen ist ein mit Rosen umgebener Löwe, in der rechten Vordertatze hält er ein bloßes Schwerdt, mit der Linken tritt er auf einen Säbel, alles im rothen Felde. Adelige Güter giebt's wenige, von Leibeigenschaft keine Spur. Eignes Land ist jedem das süßeste, sein Wald der angenehmste — sagt

ein finnisches Sprichwort, und mit angestrengter Thätigkeit bauen die Leute ihren Acker. Wo es nur möglich war, haben sich Menschen angesiedelt, und die Thäler mit Hütten und Dörfern übersäet. Außerordentliche Fülle und Fruchtbarkeit sucht man unter dem 61° nördlicher Breite vergebens. Sieben Monate gehören hier zum Winter, und das Treibeis aus Norden ist den Wirkungen der Frühlingssonne lange hinderlich. Der finnländische Flachs ist gut, aber die Männer wollen nicht spinnen, als verachteten sie die weibische Arbeit. Hopfen und Taback werden nur zum Bedarf gebaut. Mehr als das Rauchen scheint das Käuen des Tabacks beliebt zu sein. Wenn ich meinen Kutschern eine Hand voll feinen petersburger Wachstaff mittheilte, waren sie immer hoch erfreut. Der Taback wurde um 1650 in Finnland bekannt, und nach damaligem Sprachgebrauche getrunken. Man verbot den Gebrauch desselben, und verurtheilte einen Burschen zur Kirchenbuße, weil er vor dem Genuß des heiligen Abendmahls einige Pfeifen Taback getrunken hatte. Kohl, Rüben und Kartoffeln sind die einzigen Gemüse, welche gut gedeihen. Die ersten Kartoffeln kamen durch Soldaten im siebenjährigen Kriege 1762 aus Pommern nach Finnland. Man sträubte sich lange gegen die Peruaner, denn man hielt sie für giftig als zum Geschlecht der Solanen gehörend. Im übrigen Europa forderte ihre weite Verbreitung ja auch die Dauer eines Jahrhunderts. Nur die königlichen Gäste zu Paris kümmerten sich schon 1616 um das Gift nicht mehr, und verzehrten die Kartoffeln als Leckerbissen. In Finnland war ihr Nutzen gering, so lange man keine Keller hatte; auch jetzt benutzt man sie dort nicht zu Stärke, Mehl, Grütze und Brod, noch bereitet man daraus Bier, Essig, Syrup, Brantwein und Champagner, oder gar Käse und Butter; dennoch war die Kartoffel keinem Erdstrich segensreicher als dem hohen Norden, in welchem sie selbst da fortkommt, wo das Korn der Kälte wegen nicht mehr reift. In guten Jahren erntete man in Finnland von Roggen und Gerste das siebente oder achte Korn, und schickte dann 45,000 Tonnen Getreide auswärts. An Kornmagazine wurde nicht gedacht.

Ueberschwemmung und naßkalte Sommer führten oftmals Mißwachs und Hunger herbei. Dann wurden die leeren Aehren, Spreu, Stroh, Birken- und Föhrenrinde zu Mehl gestampft, und daraus Brod gebacken. Solchem Elend ist durch allgemeine Verbreitung der Kartoffel abgeholfen, und schwerlich wird je ein Jahr wieder kehren, wo, wie 1696, die Hungersnoth allein im Stifte Åbo in neun Monaten über 60,000 Menschen wegrafft.*) Seit Anfang dieses Jahrhunderts hat man versucht aus Rennthiermoos Mehl und Brod zu machen, nachdem es zuvor durch Kochen die Bitterkeit verloren hat. Das Dörren des Getreides wie der Gebrauch der Dampfbäder scheint finnischen Ursprungs zu sein. Das Brod wird in Finnland und Schweden in runden Kuchen (kakor) gebacken, etwa wie die jüdischen Matzen, und wie sie durchlöchert, damit es sich ohne Schimmel ein halbes Jahr und länger erhalte. Es ist knochenhart und heißt, weil es beim Zerbrechen knackt, mit Recht Knäckebröd. In den ersten Tagen schien es mir unmöglich, solches Brod zu essen, und ich fürchtete wirklich die Zähne darauf abzubrechen. Unglücklicher Weise kam nach der Seekrankheit eine unbeschreibliche Eßlust hinzu, und jedesmal wurden meine Kinnbacken durch das Brod müde, ehe noch der Appetit gestillt war. Später ist mir das Brod recht lieb geworden. Seine Farbe ist bräunlich grau, seine Güte und Dicke in Stadt und Land verschieden. Wo sich Wassermühlen nicht anlegen lassen, hat jeder Gutsbesitzer ein Windmühlchen, und der Bauer nimmt zur Handmühle oft seine Zuflucht. Die Windmühlen sind

*) In Folge des nassen Sommers von 1830 hat Schweden und Finnland wirklich nochmals zum Brode aus Birkenrinde seine Zuflucht genommen, doch tritt der Fall jetzt äußerst selten ein, und man könnte diese geographische Merkwürdigkeit ruhig aus Kinderschriften hinweg streichen; indessen die meisten Jugendlehrer suchen nun einmal das Auffallendste aus allen Weltgegenden zusammen, wissen in der Nähe ihrer Kinder des Anziehenden und Lehrreichen nicht genug, und verderben durch den steten Genuß des Pikanten die Zunge und den Magen der Jugend so sehr, daß sie für ihre nächste Umgebung alle Aufmerksamkeit verliert.

so winzig, als wären sie von Kindern zum Spiel erbaut, liefern schlechtes Mehl und die Kleie wird überall mit zum Brode genommen. Bei den Finnen wie im ganzen Norden ist der Brantwein beliebt. Vom thüringer Walde an nordwärts, kann man alle zwanzig Meilen wahrnehmen, wie es mit dem Brantweintrinken crescendo bis zum Nordkap geht. Alle Festtage werden mit Brantwein gefeiert, und die alten finnischen Ausdrücke Hochzeit trinken, Begräbniß trinken deuten hinreichend an, worin man das Festliche sucht. Wein ist wahrscheinlich zuerst von niedersächsischen Kaufleuten eingeführt, und deshalb heißen noch jetzt alle Weine Saxan Wiina, sächsische d. h. deutsche Weine, ohne daß man gerade an das edle Gewächs Naumburgs oder Witzenhausens zu denken hat. Das Getränk der alten Finnen war Juoma, ein berauschendes Bier. Bei Einweihung der Universität zu Åbo labten sich die Professoren an gutem finnländischen und rostocker Bier. Jetzt kommt das gute, Oel genannt, von Stockholm nach Åbo, und das mit Wasser reichlich versetzte Dünnbier nennt man svag dricka (schwach Trinken).

Finnlands Wälder bestehen meist aus Tannen, Fichten und Wachholderbäumen, an sumpfigen Stellen giebt's viel Erlen, im Ganzen wenig Birken. Ob die Eiche in Südfinnland einheimisch sei, läßt sich bezweifeln, aber nördlich vom 61. Grade soll sie nicht vorkommen. Kinder der Flora sind die durstigen Binsen, Sumpfkuhblumen, Riedgräser, Wiesenfuchsschwanz, ein Heer von Beeren und Heidekraut in Menge. Eine eigenthümliche Weise des Ackerbaues, welche man im Schwarzwalde selten, in Schweden häufig, in Finnland am häufigsten sieht, ist das Svedjen oder Einäschern eines Waldstrichs. Das Holz wird gefällt, bleibt ein Jahr liegen, um auszutrocknen, dann sucht man das Nutzholz heraus und zündet das übrige an. Die Asche vertritt die Stelle des Düngers, man pflügt oder wühlt den Boden um, hält zwei bis drei Ernten, und läßt darauf das Holz wieder zwanzig bis dreißig Jahre lang wachsen, um das Experiment aufs neue vorzunehmen. Gute Landwirthe

erklären sich eifrig gegen das Svedjen, und es mag nur da von Nutzen sein, wo elende mit schlechtem Gebüsch und verkrüppelten Bäumen bewachsene Striche abgesvedjet werden. In schönen Waldungen habe ich es nie gesehen, desto häufiger bewunderte ich den Fleiß, welcher mitten zwischen unzähligen Granitblöcken jedes Plätzchen fruchtbarer Erde, oft nur drei Fuß breit, zum Kornbau benutzt. Merkwürdig ist, daß in Finnland und Schweden fruchtbare Aecker und gewaltige Felsmassen von Granit, die doch zum Urgebirge der Erde gehören, unmittelbar bei einander liegen. So etwas kennt man in Deutschland nicht, denn die Granitstücke in den Sandwüsten Preußens sind ein todtes Gestein, welches wahrscheinlich aus Finnland oder Skandinavien stammt, weil nach der Meinung neuerer Naturforscher die letzten großen Ueberschwemmungen sich vom Norden aus über Europa verbreiteten.

Eine schöne Natur erwartet wohl der Leser in Finnland nicht, und wird deshalb gleich mir durch das Gegentheil überrascht. Von Bjorsby bis Åbo fährt man zwanzig deutsche Meilen weit ununterbrochen über Berg und Thal, wo die malerischen Partien mit jedem Augenblicke wechseln, und ein Anblick den andern an Schönheit übertrifft. Hügelreihen und Berge, Wälder und Felder, Seen, Flüßchen, Wasserfälle, Dörfer und unzählige einzeln liegende Hütten wechseln mit einander ab. Schlesien hat lange Gebirgszüge und weit ausgedehnte Thäler, ist aber eintöniger als Finnland. Wir haben eine sächsische und fränkische Schweiz, warum wollen wir nicht Finnland zur nordischen erheben? Unter dem 61. Grade wundert man sich, wie die geringe Höhe des Harz- und Riesengebirges im Stande ist, die deutschen Schönheiten dergestalt abzukühlen, oder in ein solches unliebliches Aschgrau zu hüllen, daß sie den finnländischen nicht selten nachstehen. Hier bilden die Thäler nicht wie in Schlesien unabsehbar lange Wasserwege zwischen den Gebirgen, sondern die dem Pol nahe Natur hat mit Granitblöcken wie mit Bällen gespielt, hier sie mitten in der Ebene zerstreut, dort zu Bergen und Hügelketten versammelt, welche bald

als wilde Riesenmassen, bald mit Bäumen aufs lieblichste gruppirt erscheinen, und um welche Seen, Wiesengründe und Fruchtfelder bunt gelagert sind. Das lockere Felsenlabyrinth zu Adersbach in Böhmen mit seinen Pauken, Zuckerhüten und Mehlsäcken ist wohl sehr merkwürdig, aber man watet in dem Zeugen seiner Vergänglichkeit, im Sande. Finnlands Granitblöcke werden dauern, bis einst, wie auch der Norden prophezeiht, die alte Mutter Erde sich im Feuer verjüngt. Mehr den finnländischen ähnlich, liegen die Granitmassen zu Stonsdorf bei Warmbrunn in Gärten und Wiesen zerstreut. Die Seeküste ist durch solche Felsen bunt gezackt, gewöhnlich gar kein Strand vorhanden, und das Wasser an dem Felsenufer so tief, daß es die schwersten Schiffe trägt. Die Wasserfälle Finnlands werden nicht erst für den Reisenden gemacht wie in Adersbach und Schreiberhau am Riesengebirge, ja Imatra soll Schaffhausen und Terni an Donner des Sturzes weit übertreffen. Gern hätte ich diese und die schönen Fälle bei Kajana und die Mitternachtssonne bei Torneå gesehen, allein es war zu spät. Auf einer Reise durch Finnland erfuhr einst Alexander, daß bei Kajana ein Finne wohne, welcher in großer Achtung bei den Seinen stehe und Fürst genannt werde. Der Fürst kam, und die beiden Monarchen waren recht freundschaftlich zusammen. Was ich von der Schönheit Finnlands sagte, gilt nur vom Süden, welchen ich sah, der Norden soll menschenleer, kalt, und sumpfig sein, weshalb die Eingebornen das ganze Land Suomemaa (von suo Sumpf und maa Land, Sumpfland) nennen, womit der Name Fenni bei Tacitus übereinstimmt, indem im Isländischen fen Sumpfland, im Holländischen fen oder fenne eine sumpfige Wiese und im Niedersächsischen fennen, eine Wiese mit Vieh betreiben, bedeutet. Erwähnen muß ich noch die Lage der neuen Kirche zu Salå auf einem kegelförmigen isolirten dastehenden Granitberge *). Rund umher im Thale liegen viele Dörfer zwischen wogenden Ge-

*) Salå heißt im Finnischen wirklich auch Insel.

treidefeldern, und an sie schließt sich wieder ein kleiner Kreis von Bergen, an deren Fuße hier und dort noch ein Dörfchen aus der Tiefe des Waldes guckt. Die zahlreichen Bewohner der Umgegend scheinen zu der einen Kirche zu gehören, welche wie eine Mutter zwischen ihren Kindern und über sie erhaben mit hohem Thurmfinger zu dem noch höhern Himmel weiset. In ganz Finnland ist der evangelische Glaube herrschend, und so findet hoffentlich der Priester und König von Salem in Salå eine würdige Verehrung.

Als ich zur letzten Station vor Åbo kam, war es dunkel geworden, regnete und der schwarzgraue Himmel hatte großen Wasservorrath. Auf die Frage nach dem Tagebuche, wies man mich in ein kohlschwarzes Zimmer, wo einige Leute bei brennenden Kienspänen auf der Erde kauerten. Solche Löcher nennen die Finnen Pörte, doch hat sich ihre Anzahl so vermindert, daß man nur selten eine sieht. Hier konnte ich nicht übernachten, also frisch in den Regen hinein. Ein alter Finne setzte sich stumm an meine Seite. Weder Gegend noch Weg waren zu sehen, denn kaum schimmerten die schwarzweißen Werstpfähle durch die Regennacht, und gaben mir die äußerst einfache Unterhaltung, daß ich sie an den Knöpfen meines Mantels auf- und abzählte. Das Pferd lief seinen ruhigen Trab unaufhörlich fort, doch hätte ich ihm noch schnellere Beine gewünscht, und beschenkte deshalb den Alten mit Tabak, allein vergebens. Endlich kamen einzelne Lichtpunkte zum Vorschein; ihre Zahl ward größer, immer größer — es war Åbo.

Beim Eingange der Stadt keine Thore, die Straßen wüste und leer. Ueberall einzelne Häuser, Ruinen, Steinhaufen, Bauholz. Nun fuhren wir über eine Brücke und bald darauf zu einem Thorwege hinein. Es war der Hof des Societetshus und die ersten mir entgegen tretenden Leute — deutsche Schauspieler. Unter Societetshus versteht man hier, in Helsingfors und allen schwedischen Städten ein angesehenes Gasthaus, wo sich Mittags und Abends die eß- und trinklustige Bürgerschaft einfindet, wo Fremde logiren, und wo

während des Sommers von herumziehenden Schauspielern das Volk unterhalten wird. Åbo (finnisch Turku, aus dem schwed. Torg = Markt) hatte 1825 bei der letzten Zählung 13,550 Einwohner ohne Soldaten und Studenten. Eine Feuersbrunst legte die Stadt am 4. Sept. 1827 in Asche. Das Feuer begann auf einer Höhe im Westen, der Wind verbreitete die Flammen, und außer wenigen massiven Gebäuden, wozu das Societetshus gehört, blieb nur eine entlegene Straße verschont. Der Winter war vor der Thür, man flüchtete in die umliegenden Dörfer, und manche Familien sind nicht zurück gekehrt. Die Trümmer rauchten drei Wochen lang, und noch sieht man überall Schuttberge und Holzstöße von halbverbrannten Balken. Eine Menge Arbeiter kam aus Finnland und Esthland, und die Einwohnerzahl soll sich schon wieder auf 11,000 belaufen. Die Häuser werden nach russischer Art von Holz gebaut, wenige von Stein, alle Straßen bilden gerade Linien, und ein freier Raum von funfzig Fuß umgiebt jedes Haus. Nach römischer Art zu reden, bilden also die Häuser Inseln, und was Tacitus von unsern Vorfahren sagt, läßt sich auf die Bewohner von Åbo anwenden: „die Ortschaften legen sie nicht auf unsere Weise mit zusammenhängenden Gebäuden an, sondern jeder umgiebt sein Haus mit einem freien Platze, als Schutzmittel gegen Feuersbrünste.“ Isolirung der Häuser ist wirklich das einzige Mittel gegen große Feuersbrünste, und auf Vorsichtsmaßregeln zu denken, hat man in Åbo wohl Ursache. Während etwas mehr als sechshundert Jahren ist die Stadt sechsmal völlig durch Feuer verwüstet, 1198, 1318 und 1700 mit Hülfe der Russen, 1509 durch die Dänen, 1522 durch einen in die Luft fliegenden Pulverthurm. Große Feuersbrünste fanden außerdem statt in den Jahren 1458, 1473, 1546, 1549, 1552 u. s. w.

Åbo liegt längs den Ufern des Aurajoki, (des Flusses Auro, denn Joki heißt im Finnischen der Fluß) rings von Felsenhügeln umgeben, welche mit grauem Moos überzogen ein etwas kahles Ansehen haben. Könnte man hin und

wieder Bäume anpflanzen, so würde sich das Einförmige, Nordischkalte verlieren und die Lage der Stadt reizend sein, aber die Erdschicht über den Felsen ist dünn, und die schwachen Wurzeln der Bäume können den gewaltigen Winden nicht widerstehen. Eine schöne Aussicht hat man von der Sternwarte nach Südwest, wo die Aura zwischen den finnischen Schären sich ins Meer ergießt. Wälder und Berge versperren den Anblick des nahen Meeres, allein ich habe das Meer zur Genüge gesehen und die Bewohner von Åbo auch. Die niedrigste Klasse der Städter redet Finnisch wie die Bauern der Umgegend. Die meisten Bürger sind schwedischer Abkunft und in früheren Zeiten waren viele deutsche Familien hier ansässig, so daß 1638 ein deutscher Lehrer angestellt, später auch deutscher Gottesdienst gehalten wurde. Jetzt ist die Anzahl der Deutschen sehr geschmolzen, weil ihre Nachkommen nichts als Schweden sein wollen. Die Bürger treiben viel Handel und versorgen noch immer Stockholm mit Holz, Butter, Fleisch und Heu. Ganze Schiffsladungen mit halben Schweinen werden verschickt. Auch mit Theer und Strömling wird viel gehandelt. Ehedem wurde viel Korn nach Schweden geführt, allein Schweden leidet bei mehr Production weniger Mangel, hat auf fremdes Korn starken Einfuhrzoll gelegt, und Finnland sitzt mit seinem Korn in der Klemme. Wie schwer mag es den Schweden geworden sein, das liebe Åbo als Ausland zu betrachten, und zwischen den Schären eine Mauth gegen Åland zu errichten. Durch Schiffbarmachung der schwedischen Flüsse will man künftig auch der Holzzufuhr aus Finnland überhoben sein. Schweizerweiden und Alpenkräuter sind um Åbo nicht, und doch ist das Vieh wohl genährt und die Milch schmeckt fast wie schweizerische Nidel. Syringe, Ahorn, Linde und Vogelbeere kommen bei Åbo fort, wenn sie etwas Schutz gegen die Stürme haben. Die nahen Insulaner ziehen Gemüse und einiges Obst, besonders Aepfel. Kirschen schmecken nicht süß, sind aber doch Kirschen. Sie werden etwas spät reif, ich aß sie nämlich im

Anfange Septembers, und das waren nicht etwa einzelne Nachzügler, sondern auf dem Markte gab es ihrer recht viele. Auch die kleinen Hundepflaumen (Kriechen) kommen fort, ja einmal sollen in Åbo sogar Weintrauben reif geworden sein. Im Jahre 1760 wollten schwedische Patrioten auch in Finnland Maulbeeren pflanzen und Seidenwürmer ziehen, aber sie haben nicht viel Seide dabei gesponnen, und die Maulbeerbäume längst in den Ofen geworfen. Wohnung, Kleidung, Lebensweise, alles ist hier durch die Schweden germanisirt, und wenn man aus den schmutzigen Gasthäusern Petersburgs in das saubere Societetshus zu Åbo kommt, so glaubt man in Deutschland zu sein, doch ist der Wirth, Herr Levison, auch ein Deutscher.

In Dunkel gehüllt liegt Finnlands heidnische Vorzeit. Hauptgötter waren Kawe, Wäjnämöjnen und Hiisi. Kawe schuf den Menschen, und der hochgestellte Sohn der weiten Schöpfung hieß selbst der große Kawe. Wäjnämöjnen das gute Urwesen, Erfinder der Musik, Urheber aller geistigen Kultur, Schiffbauer, Donner-, Jäger- und Fischergott, der durch die Töne seiner Leier Wild und Fische herbei lockte. Das böse Grundwesen war Hiisi, Sackamieli Göttin der Liebe. Der Unsterblichkeitsglaube der finnischen Naturkinder erwartete nach dem Tode die Fortsetzung des bisherigen Lebens. Im Todtenreiche (Tuonala) fand also Ehe, Jagd und Fischfang Statt, und dem Verstorbenen legte man Bogen und Pfeile ins Grab. Ausgezeichnet ist das finnische Heidenthum durch seinen Zauberdienst, und je nördlicher die Stämme, desto zauberkräftiger. Die Südfinnländer fürchteten die Nordfinnländer als tüchtige Hexenmeister, und diese hatten wieder vor den Lappen großen Respekt. In kalten Sumpfländern bilden sich im Sommer viele sonderbare Lufterscheinungen, und darin liegt wohl ein Grund des hartnäckigen Glaubens an Geistererscheinungen, fliegende Drachen u. dgl. m. Auch die Nebelgebilde, Wolkenzüge und der Nordlichter wundersames Leuchten mochten zu manchem Aberglauben Anlaß geben. Hauptort des Orakels für die finnischen Völkerschaf-

ten war die Insel Oesel, wie Rügen und Helgoland für die ihnen benachbarten Stämme. Mittelst Zauberschlaf, Scheintod und Krankheit enthüllten die Finnen den Schleier der Zukunft, vielleicht verstanden sie gar schon das Magnetisiren. In der Osternacht fuhren die Hexen nach Blakulle im Kattegat, dem schwedischen Blocksberge, und man konnte sie schmieden und dreschen hören. Bilder, Statuen und prachtvolle Göttertempel kannte der heidnische Norden nicht, weil das rauhe Klima solche Heiligthümer zu schnell vernichtete, oder auch, weil es den Menschen an Kunstfertigkeit und Werkzeugen fehlte. Desto mehr war innere Anschauung und geheimnißvolle Glaubenslehre verbreitet. Bischof Heinrich von Upsala ward im zwölften Jahrhundert Apostel Finnlands, und bei seinem Amtseifer erschlagen. Wunder geschahen durch den Leichnam des Märtyrers, Päpste sprachen ihn heilig, und die bekehrten Finnen verehrten ihn als himmlischen Vertreter. Ihm zu Ehren wurde ein Mineralbrunnen bei Åbo die St. Heinrichsquelle genannt, Festtage und Jahrmärkte gefeiert, 1300 ein Dom gebaut, und die Gebeine des Heiligen als größtes Kleinod darin aufbewahrt. Der Dom ist von Backsteinen aufgeführt, weder von außen noch innen hübsch, hat aber treulich ausgehalten unter den Stürmen der Zeit. Seiner Kostbarkeiten ist er mehrmals beraubt, und 1720 schickten die Russen Heinrichs Ueberreste dem Zar Peter für seine Raritätensammlungen zu. Wahrscheinlich liegen sie noch irgendwo in Petersburg verborgen. Beim letzten Brande verlor der Dom die obere Hälfte des Thurms, welche jetzt von Holz hergestellt wird. Bei der unchristlichen Weise, mit welcher das Christenthum im Norden verbreitet wurde, verlor sich das Heidenthum nur äußerlich, innerlich nicht, sondern es schmolz mit dem Christenthum zusammen, ohne daß man über den wunderlichen Synkretismus stritt. Die Mönche, eine südliche Geburt, waren im Norden etwas Fremdartiges. Zauberei, Hexerei und Aberglaube aller Art hatten freies Feld. Die Reformation wurde schon zu Luthers Zeiten in Finnland eingeführt, wirkte jedoch sehr langsam, denn das Land lag zu sehr im Argen.

Um die geistige Finsterniß zu vertreiben gründete Schweden 1640 die Universität zu Åbo, erhielt sie nachmals unter drückenden Umständen, und erwarb sich das große Verdienst die Kultur Finnlands durch diese Anstalt aufs wohlthätigste gefördert zu haben. Bei Einweihung der Universität wurde, wie Rühs erzählt, ein Schauspiel: „die Studenten," aufgeführt. Narren spielten die Hauptrollen, das Stück gefiel, und wurde oft wiederholt. Im Jahre 1661 ward ein Student der Zauberei angeklagt und zum Tode verurtheilt, weil er sich mit dem Teufel in ein Bündniß eingelassen. Dieses wurde dadurch von den Richtern bewiesen, „daß der Student in kurzer Zeit außerordentliche Fortschritte gemacht und nicht nur seine Mitschüler, sondern selbst seine Lehrer übertroffen habe, und sogar einen andern Studenten, der vorhin wenig konnte, zwei fehlerfreie lateinische Briefe schreiben lehrte." Der aufgeklärte Kanzler Peter Brahe bestätigte das Todesurtheil nicht, erklärte es für eine Schande der Akademie, und der Student ward nicht ein Opfer seines Fleißes. Zehn Jahre später standen viele Professoren und Studenten im Rufe der Zauberei. Als Beweis führt man an, daß ein Student in der Bibel gelesen und gleich ganze Kapitel auswendig gewußt habe. Ein anderer Student wettete in einem Zuge eine Kanne Bier auszutrinken, und wie er ansetzte — war der Krug leer. Selbst an hitzigen Schwärmern hat's dem kalten Lande nicht gefehlt. Der tollste von ihnen, Namens Wallenberg, hatte 1798 aus einer Schrift des Jakob Böhme den schwarzen Fleck des menschlichen Geistes — so nennt Bouterweck die Schwärmerei — in seinen Kopf gebracht. Christus und Bibel waren nichts gegen seine Weisheit, die Obrigkeit würdigte er keiner Antwort, und in der Festung Tawastehus hat er seine Tollheit mit seinem Leben geendet. Wohl reist noch jetzt hier und da ein Finne heimlich in die Lappmarken, um sich bei recht ausgelernten Hexenmeistern Raths zu erholen, im Ganzen vermindert sich jedoch der Aberglaube durch die Bemühungen der protestantischen Geistlichkeit.

Nach dem Brande wurde die Universität 1828 von Åbo nach Helsingfors verlegt, wohin ihr die Regierung schon 1819 voran ging. Man könnte sagen, der Brand sei den Russen erwünscht gekommen, allein das wäre doch ein zu barbarischer Wunsch; als er indessen Statt gefunden, benutzte man ihn, die alte Hauptstadt Finnlands nieder zu drücken, denn sie lag wegen der hundert tausend Ålandsinseln zu gefährlich nahe bei Stockholm.*) Die Anzahl der Studenten belief sich vor Zeiten auf 400, von denen die meisten Landeskinder und Theologen waren. Modellsammlung und Bibliothek sind von den Flammen verzehrt. Nach mündlichen Angaben soll letztere 40,000 Bände stark gewesen, und mit ihr wichtige Handschriften über die Geschichte Finnlands verloren gegangen sein. Nur von den Büchern, welche zufällig in den Händen der Studenten waren, sind einige gerettet. Das massive Universitätsgebäude ist dem Hofgericht, dem Konsistorium und andern Behörden eingeräumt. Auch der Tempel Uraniens, die Sternwarte, blieb von des Feuers Wuth verschont. Sie liegt auf einem Granitberge, um dessen Fuß die Stadt sich ausdehnt. Professor Arielander, ein liebenswürdiger Mann, setzt seine astronomischen Beobachtungen hier so lange fort, bis die neue Sternwarte in Helsingfors vollendet ist. Für astronomische Vorlesungen haben sich bisher nie Zuhörer gefunden. Künftig wird die Sternwarte wahrscheinlich in eine griechische Kirche verwandelt, woran es den Russen in Åbo bisher fehlt. Lage und Gebäude eignen sich sehr zu diesem Zweck. Per aspera — über Granitblöcke auf 162 Stuffen — ad astra heißt es jetzt im eigentlichen, künftig im bildlichen Sinne, allein die Höhen des Glaubens sind noch erhabener als die der Sonnen und Planeten.

Im Arbeitshause und in Åbohus — dem Schloß von Åbo, denn Hus heißt auch im Niedersächsischen so viel als

*) Virtus ac ferocia subjectorum ingrata imperantibus, ac secretum ipsum quo tutius eo suspectius. Tacit. Agric. 31.

Schloß, z. B. Hus Pleß — wird für die Armen und Gefangenen Gottesdienst gehalten, und viele Einwohner nehmen Theil daran, eingedenk dessen, daß wir allzumal Arme, Gefangene und Befangene sind. Die einzige eigentliche Kirche der Stadt war und ist der alte Dom, in welchem sonntäglich dreimal in finnischer und dreimal in schwedischer Sprache gepredigt wird. Ein protestantischer Erzbischof hat hier seinen Sitz. Früher besaßen die Professoren der Theologie und Philosophie, wofern letztere zugleich Theologen waren, in den umliegenden Dörfern Präbendenpfarren, hielten Vikare und predigten nur während der Ferien. Auch in Helsingfors sind die Professoren außer dem Gehalte von 244 Rubel S. auf Pastorate angewiesen. Um Finnlands Volksschulen steht es schlecht, und doch um allgemeine Bildung besser als in Rußland, weil in Finnland wie in Schweden, Norwegen und Island jede Mutter ihre Kinder lesen lehrt, und das Kind nicht eher konfirmirt wird als bis es lesen kann. Eigentliche Dorfschulen sind gar nicht vorhanden, sondern wandernde Schulmeister ziehen in großen Kirchspielen umher und lehren. Ihre Besoldung ist erbärmlich wie das, was sie leisten. An einem neuen Schulplane ist lange gearbeitet, und fehlte es nicht wie in vielen Staaten für solche Dinge an Geld, so wäre man längst vom Rath zur That gediehen. Einige Edelleute haben in und bei Åbo mit bestem Erfolg Lankasterschulen angelegt.

Im Societetshus zu Åbo gab die deutsche Schauspielertruppe aus Reval während des Sommers wöchentlich einige Vorstellungen. Obgleich wenige Einwohner deutsch verstehen, so besuchen sie doch das Theater fleißig, und nehmen mit schwachen Leistungen vorlieb. Diesmal machten die Kinder des Herrn Klemm, zwei Knaben von fünf und acht Jahren, und ein neunjähriges Mädchen ihre Kunststücke, indem sie eine vom Vater für sie angefertigte Oper: die Talentprobe, mit deutschem, französischem, italienischem, schwedischem und russischem Gesang aufführten. Der Vater ist dabei Souffleur, und hat die Kinder so in Furcht gesetzt,

daß dem fünfjährigen Knaben auf der Bühne zu Helsingfors in Gegenwart des Kaisers etwas Menschliches widerfuhr. Die Kinder leisteten wirklich mehr als viele alte Schauspieler, und erwarben sich großen Beifall. Mich hat es schrecklich betrübt, daß die armen Geschöpfe durch solche Dressur um ihre Kindheit und dadurch um das ganze Leben betrogen werden.

In Åbo gab ich einen Brief nach Petersburg zur Post, und wurde bei dieser Gelegenheit an die Billigkeit des russischen Briefporto erinnert. Die Entfernung beider Städte von einander beträgt etwa achtzig deutsche Meilen, und das Porto dafür 42 Kopeken, oder etwa drei gute Groschen. Ja, man zahlt in Rußland für eine Entfernung von 3000 Werst (428 deutschen Meilen) nicht mehr als 50 Kopeken Banko. Fände diese Wohlfeilheit nicht Statt, wer könnte dann in Rußland Briefe schreiben? Was den russischen Posten möglich ist, sollte bei doppeltem oder dreifachem Preise den deutschen Posten auch möglich sein. Zur Entschuldigung, ja zum Ruhme der preußischen Postverwaltung läßt sich dagegen sagen, daß sie von dem Ueberschuß ihrer Einnahme, welcher jährlich über eine Million beträgt, einige hundert Meilen lange neue Chausseen angelegt hat.

Wer auch nie den Norden bereist, wird doch wissen wollen, wie man hier reist. Das finnländische Postwesen ist altschwedische Einrichtung, welche sich durch ganz Schweden und die höhere Posttaxe ausgenommen, in Norwegen eben so findet. Große fahrende Posten sind hier überall unbekannt, und ihr Mangel erschwert ohne Zweifel den Buchhandel und die Förderung allgemeiner Kultur sehr. Nur einmal unter Karl XII. waren fahrende Posten auf kurze Zeit vorhanden, und die einzige jetzt bestehende Packetpost soll zwischen Stockholm und Norrköping von Privatleuten errichtet sein. Außerdem kennt man nur Brief- und Extraposten, und von letzteren reden wir hier. Man fährt gerade nicht bequem, aber so schnell wie vielleicht in keinem andern Lande der Welt, und so wohlfeil, daß Handwerks-

burſche und gemeine Soldaten ſehr häufig mit Extrapoſt reiſen. Herr Botaniker Leſſing reiſte ebenfalls im Herbſt 1830 durch einen Theil Schwedens, und wahrſcheinlich, um nur den Behauptungen aller früheren Reiſenden zu widerſprechen, ſagt er, das Reiſen mit der Poſt ſei nicht billig, denn die Meile habe ihm für zwei Wagen acht gute Groſchen gekoſtet, und nicht ſchnell, denn obgleich er den größten Theil der Nacht zu Hülfe genommen, ſei es ihm nicht gelungen, in vier Tagen mehr als fünf und vierzig ſchwediſche (etwa ſiebzig deutſche) Meilen zurück zu legen. Er fand ferner nicht die geprieſene Genügſamkeit und Zuverläſſigkeit der fahrenden Bauern, klagt über viele betrunkene Burſchen und — über ſchlechte Wege. Mit was für übertriebenen Vorſtellungen Herr Leſſing nach Schweden gekommen ſein muß, wird der Leſer aus dem abnehmen, was ich zu derſelben Zeit zu erfahren Gelegenheit hatte, und worüber ich hier getreu berichte. Wagen und Pferde ſind nicht Eigenthum der Poſthalter oder des Königs, ſondern der in der Umgegend wohnenden Bauern. Wer keinen Wagen mitbringt, kann nur eine Kärra (ſprich Tſchärre) bekommen, d. h. einen Karren, oder ein zweirädriges, hohes, kurzes und offenes Fuhrwerk, etwa wie unſere Kariole, aber ohne Federn und überhaupt einfach wie ein Schinderkarren. Man rieth mir in Stockholm einen bequemen Sitz oder ein mit Federn verſehenes Wäglein für zwanzig Daler zu kaufen, was ſich mit geringem Verluſte überall an den Grenzen verkaufen laſſe. Damals hatte ich den erſten Verſuch in Finnland ſchon gemacht, wiederholte ihn jetzt, fühlte zwar jedes Steinchen, und war in den erſten Tagen an allen Gliedern gelähmt, ſpäter aber kutſchirte ich auf dem Antihypochondriakus fröhlicher als im bequemſten landauer Reiſewagen, oder in einer potsdamer Journaliere. Gegen Hypochondrie giebt es ſicher kein probateres Mittel als eine Extrapoſtreiſe durch Schweden, worauf ich Aerzte und Hypochonder, die ſich ſelbſt kuriren wollen, in allem Ernſte aufmerkſam mache.

Die Station heißt das Hall, und ſtatt unſers Poſthauſes haben die Schweden ein Gäſtgifvarehus oder Gäſtgifvare-

gård (Gastgeberhof). Der fahrende Bauer, unser Postillon, heißt Skjutsbonde (sprich Schußbunde), abgeleitet von dem alten Worte skjut, Pferd. Viele in der Nähe der Landstraße wohnende Bauern haben sich gegen gewisse Privilegien verpflichtet, Pferd und Wagen nach der Station zu schicken, so oft die Reihe sie trifft. Sechs Uhr Abends, in manchen Gegenden zwölf Uhr Mittags, treffen die Leute auf der Station ein. Kommen Reisende, so werden sie befördert, kommen keine, so ziehen die Bauern nach 24 Stunden wieder heim, und andere treten an ihre Stelle. Dieser Einrichtung wird vielfach und wohl nicht ohne Grund vorgeworfen, daß sie die Bauern zur Faulheit und andern Lastern verleite, allein sehr oft werden Kinder und alte Leute abgeschickt, weil man sie zu Hause am leichtesten entbehren kann. Ihre Pferde heißen Hållhästar, und findet man sie vor, so geht's in wenigen Minuten weiter. Sind sie ausgegangen, dann kommen die Pferde des Gastgebers (Gästgifvarehästar) an die Reihe. Ihre Anzahl ist wie die der vorigen für jede Station genau bestimmt. Sie stehen im Stall oder auf der nahen Weide, werden schnell herbei geholt, und der Aufenthalt auf der Station währt etwa eine Viertelstunde. Wenn aber bei großer Menge der Reisenden auch diese Pferde verbraucht sind, dann kommt die letzte Klasse, die Reservehästar, welche aus den skjutspflichtigen Dörfern erst geholt werden. Bis zu ihrer Ankunft muß der Reisende an zwei Stunden warten. Das ist mir auf einer Reise von hundert und dreißig deutschen Meilen nur einmal in Halmstad begegnet, denn wenn auch keine Håll- und Gästgifvarehästar da waren, so fand ich fast immer solche, welche zwar ihre Fahrt von einer der nächsten Stationen gemacht hatten, um aber etwas zu verdienen, sogleich dieselbe Station zurück und wohl gar noch eine weiter fuhren.

Auf dem Håll angekommen, frägt man zunächst nach dem Hållkarl. „Ja well straks hän en ander häst" (ich will sogleich ein anderes Pferd haben) — und der Hållkarl bringt alles in Ordnung. Er stellt, nach unserer Art zu reden,

eine Art Wagenmeister oder Schirrmeister vor, und sorgt dafür, daß Reisenden und Bauern alles zukommt, was ihnen gebührt. Man geht in das Gästgifvarehus, wo in reinlicher Stube das Dagbok auf dem Tische liegt, daneben Feder und Dinte. Name und Stand des Reisenden, Klasse und Zahl der Pferde, die letzte und nächste Station werden eingeschrieben, der vorige Skjutsbonde bezahlt, — denn hier zu Lande bezahlt man die Post postnumerando — ein anderer Wagen steht bereit, der Mantelsack oder Koffer ist von den Leuten umgepackt, und nun geht's nach einem Aufenthalte von fünf höchstens zehn Minuten im Fluge davon. Das Titelblatt jedes Dagboks enthält Angabe der nächsten Stationen und ihrer Entfernungen, die Zahl der täglichen Häll-, Gästgifvare- und Reservehästar, und das Stationsgeld für Pferd und Wagen. Im Tagebuche selbst sieht man, wieviele Pferde an dem Tage schon gebraucht sind, wodurch ein widerrechtlicher Aufenthalt der Reisenden durch die Gastwirthe verhütet wird. Müssen Reservehästar geholt werden, so thut es der Hällkarl, läuft Stunden weit, reitet im Galopp zurück, und bekommt dafür als Geschenk, nicht als Schuldigkeit — einen Schilling Driks-penningar (Trinkgeld). Eine Person mit 400 schwedische Pfund Gepäck und zweirädriger Kärra braucht nur ein Pferd zu nehmen. Ja, sogar zwei Personen mit wenig Gepäck nehmen nur ein Pferd, und der Skjutsbonde mag zusehen, wie er nach der Station kommt. Ist das Pferd stark, so hängt sich der Junge hinten irgendwo an, wo nicht, so läuft er nach, und findet auf dem Häll Rößlein, Wagen und Geld vor, während der Reisende längst über alle Berge ist.

In Finnland wird nach russischen Werften, häufiger nach schwedischen Meilen gerechnet, und jede Meile in vier Viertelwegs getheilt. Die schwedische Meile hat 10 Werst, und kommt beinahe anderthalb deutschen Meilen gleich. Eine genauere Angabe ist die, daß 19¼ schwedische Meilen zu dreißig geographischen oder zwei Graden der Breite gehören. Für Pferd und Wagen zahlt man in Finnland auf die schwedische Meile 60 Kopeken Banko, welches ungefähr vier

gute Groschen ausmacht. In Schweden werden 16 Schilling Banko (etwas über vier gute Groschen) für die Meile bezahlt, und vier Schilling mehr, wenn die Station von einer Stadt ausgeht, weil der Unterhalt für Menschen und Thiere hier etwas theurer ist. Für den Wagen zahlt man in vielen Gegenden nichts, in manchen einen halben Schilling, und für die vierrädrigen Wagen zwischen Helsingborg und Gothenburg einen Schilling. Jede schwedische Meile soll gesetzlich in anderthalb Stunden zurück gelegt werden, allein der Bauer fährt schneller als das Gesetz befiehlt, und würde sich schämen, wenn er auf einer Station von drei deutschen Meilen — größer sind die Stationen in der Regel nicht — länger als zwei Stunden zubrächte. Von Trinkgeld ist nicht die Rede, verspricht man aber en litten sup bränwin, dann fährt der Mensch unsinnig drauf los. Es ist mir häufig vorgekommen, daß der Skjutsbonde, wenn ich bezahlt hatte, stehen blieb, das Geld mehrmals nachzählte und am Ende sagte, es sei nicht richtig. Ich nahm es zurück und rechnete ihm vor: „Du hast so viele Meilen gefahren — ja — die Meile kostet so viel — ja — der Wagen so viel — ja — und nun sind noch zwei oder drei Schillinge übrig, welche Du als Trinkgeld behalten sollst." — Jetzt ging dem Bauerjungen ein Licht auf, denn er hatte für sich nichts gerechnet, weil er von seinen reisenden Landsleuten nie etwas bekommt, er dankte vielmals und ging fröhlich hinaus. So etwas nennt man, denke ich, Genügsamkeit. Unterwegs kommt es niemand in den Sinn einzukehren, und es darf nur mit Erlaubniß des Reisenden geschehen. Von Bjorsby bis Åbo fuhr ich in einem Tage von Morgens acht bis Abends neun Uhr, frühstückte inzwischen, aß Mittagsbrod, vesperte dann fast auf jeder Station, trat Morgens und Nachmittags während eines Gewitters ein halb Stündchen in ein nahes Haus, und legte in diesen dreizehn Stunden vierzehn schwedische oder über ein und zwanzig deutsche Meilen zurück. Das gesammte Extrapostgeld für diese Entfernung betrug etwa zwei Thaler und vier gute Groschen. Heißt das nicht billig und schnell reisen? In Preussen würde für jene Ent-

fernung die Fahrpost vier, die Schnellpost sechs und die Extrapost mindestens zwanzig Thaler kosten.

Auf jener Fahrt nach Åbo hatte ich zweimal Kinder von acht bis zehn Jahren zu Postillons, dann wieder hochbejahrte Männer, einmal — in Schweden nie, was jedoch nur Zufall war — einen betrunkenen Burschen, mit welchem ich über lange Granitblöcke, im vollen Galopp, nicht ohne Lebensgefahr, unter Todesangst einer gerade auf einer Felsenecke, in einem großen Wagen uns begegnenden Familie, hinab rutschte. Mehre Postillone wurden müde, übergaben mir die Zügel und schliefen ein. Nach Landessitte kutschiren die Reisenden selbst, deshalb sitzt der Reisende, auch wenn er nicht fährt, stets zur Rechten, der Leibkutscher freundschaftlich ihm zur Linken. Es ist gut, wenn man selbst fahren kann, allein der Skjutsbonde fährt in der Regel schneller, selbst Kinder kutschiren sehr geschickt. Nur die Herren Offiziere und Schiffskapitaine sollen noch geschickter sein, und die armen Thiere jämmerlich mißhandeln. Eine Peitsche führen sie, wie jeder reisende Schwede, mit sich. Das Instrument thut auch bisweilen wirklich Noth. Manche Bauern peitschen ihr Pferd selten, andere nie, indem sie ohne Peitsche, blos mit dem Schnalzen des Mundes das Rößlein in Trab setzen wollen, was nicht immer gelingt. Mein Kapitain sagte mir, daß den Bauern bange würde, wenn er mit seinen Kollegen im Herbst von Stockholm landwärts nach Hause führe. Die Pferde sind etwas größer als die Littauer, und bekommen, wie diese, keinen Hafer, sondern weiden auf Feldern und Wiesen Tag und Nacht bis tief in den Winter hinein. Fragt man den Bauer um das Alter seines Pferdes, so antwortet er sehr bezeichnend: es läuft ins dritte, vierte Gras. Von der Klugheit der schwedischen Pferde weiß ich aus fremder Erzählung mehr als aus eigener Erfahrung. Nur bergan gehen sie Schritt, aber die Wagenräder sind kaum oben, das Pferd schäumt, und doch fängt es von selbst wieder an zu laufen. Bergab und in der Ebene scheinen sie nicht langsam gehen zu können, und stürzen selbst im wildesten Laufe nie.

Das schnelle Reisen wird durch die Wege begünstigt, welche durch ganz Schweden bis hinauf nach Torneå ganz vortrefflich, ja nach Clarke's Urtheil die besten der Welt sind. Diejenigen Bauern, welche Aecker an der Straße haben, müssen die Straße unterhalten, und ein grober Flußkies macht in vielen Gegenden die Sache leicht. Ueber das Riesengebirge führen keine geebnete Straßen, wie über die etwas größeren Riesengebirge der Schweiz. Ueber den Harz ist seit wenigen Jahren eine Straße von Goslar nach Klausthal und Osterode angelegt, und an einer andern nach Nordhausen wird sogar gearbeitet. Wer noch 1828 von Gotha nach Schmalkalden fuhr, machte die Erfahrung, daß man sich in den Hohlwegen des Thüringer Waldes recht ordentlich festfahren konnte. In dem armen nordischen Finnland sind die Wege schon seit langer Zeit geebnet, obgleich das Bergwasser sie im Frühjahr oft zerreißt. In Halland am Kattegat habe ich viele Meilensteine mit den Jahrzahlen 1666 und 1777 gesehen, ein Zeichen, daß hier die Wege schon in Ordnung waren, als die Bürger Berlins es für etwas Großes hielten, in einem Tage den vier Meilen langen Sand nach Potsdam auszumessen. So ausgefahrene Straßen wie in manchen Gegenden Deutschlands habe ich im Norden nicht gesehen, freilich sind dort auch die schweren, Spur haltenden, deutschen Lastwagen unbekannt. Vergleicht man die Postkarten Deutschlands und Schwedens, so wird man sich wundern, in dem nordischen Reiche nur zwei Städte von einiger Bedeutung, und doch eine so große Menge wohlunterhaltener Straßen zu finden. Da ist kein Städtchen von fünftausend Einwohnern, zu welchem nicht drei, vier und mehre gute Straßen führten, und auf allen diesen Straßen bezahlt man — kein Chausseegeld. Im Mecklenburgischen und Holsteinischen dagegen, ja zwischen den beiden großen Hansen Lübek und Hamburg waren die Wege bisher so fürchterlich, daß man, statt Weggeld zu geben, billiger Weise etwas bekommen müßte als Schmerzengelder für jämmerliche Stöße und als Entschädigung für zerbrochene Achsen. Aber die Hanseaten arbeiten ja schon — ja schon an einer Kunst-

straße, und das Haupthinderniß bei vielen Dingen im theuren Vaterlande ist unstreitig die bunte Mannichfaltigkeit der acht und dreißig souverainen Länderchen.

Wie mag wohl einem Schweden zu Muthe sein, wenn er nach den guten Wegen seiner Heimath deutschen Boden betritt? Statt des kleinen Antihypochondriakus die große Maschine eines holsteiner Stuhlwagens — die Extreme berühren sich — diese Veränderung läßt sich ein Schwede wohl gefallen, aber die Wege! die Wege! und welche Stöße! Wir begleiten den Reisenden in Gedanken weiter, er kommt vor ein Weghäuschen, stutzt und sieht zum ersten Male den langen Arm und die hohle Hand. Es muß damit doch seine Richtigkeit haben, denkt er, denn über der Hausthür steht das Wappen des Landesherrn. Er fährt über eine Brücke — „halt!" heißt es, „hier wird Brückengeld bezahlt." Das mehrt wieder seine Erfahrungen, denn Brückengeld ist in Schweden fast ganz unbekannt. Jetzt kommt er in ein erbärmliches Städtchen — deren giebt es in Schweden zu Dutzenden, also nichts Neues — aber auf einmal rennt aus dem Rathskeller ein Mensch auf ihn los und fordert — Pflastergeld — —. Nein, liebe, deutsche Rathskellerpflastergeldforderer, nehmt es einem reisenden Schweden nicht übel, wenn er sich vor dem Bezahlen erst über eure Forderungen etwas wundert. Endlich kutschirt unser Schwede nach Gewohnheit seines Vaterlandes eigenhändig, siehe da begegnet ihm auf der Chaussee ein mit Ochsen bespannter, schwer beladener, langsam einherwankender Heuwagen. Daß er den Ochsen ausbiegt, ist natürlich, und eben so natürlich, daß er rechts herum lenkt, weil zur Linken dicke, frischgeschlagene Steine liegen. Kaum ist das geschehen, so springt ein Herrhaltunsfest hervor, fällt den Pferden in die Zügel und fordert zwei Thaler Strafe, weil der Herr eben — über die Kantensteine gefahren habe. Der Schwede widersetzt sich, denn wozu Kantensteine? Der Staatsdiener befiehlt langsam zu fahren, geht mit ruhiger Miene bis zum nächsten Chausseehause voran, hier wird der Schlagbaum herunter gezogen, und will der Schwede weiter, so zahlt er seine zwei Thaler,

und weiß von jetzt an, was die Kantensteine zu bedeuten haben. Solche Bemerkungen sind nicht aus der Luft gegriffen, sondern auf unsern schlechten Straßen von Schweden gesammelt, gut aber, daß viele Dinge im lieben Deutschland besser sind als die genannten, sonst möchte den Leuten gar bald das Heimweh bei uns ankommen.

Ich bin mit dem Postkapitel noch nicht fertig. Wir rühmen die preußische Oberpostdirektion, welche für die Reisenden auf jeder Station eine freundliche Passagierstube schuf, woselbst ein höhern Orts unterzeichneter Speisezettel hängt, ohne daß man deshalb zu Geldausgaben genöthigt wäre. In Schweden besteht diese Einrichtung schon seit wer weiß wie langer Zeit und wird, wir hoffen es, nach hundert Jahren auch in Deutschland allgemein verbreitet sein. Herodot erzählt, daß an der vierhundert deutsche Meilen langen Perserstraße von Sardes nach Susa viele königliche Ruhehäuser und vortreffliche Herbergen eingerichtet waren. Solches lasen unsere Altvordern und wunderten sich, hielten es, wie manche andere Erzählung des Großvaters der Geschichte, für ein Mährchen, und niemand dachte an Verbesserungen, bis Herr von Nagler 1821 mit seinen Passagierstuben hervor trat. Im schwedischen Gästgifvaregård findet man einfache, reinliche, wohlschmeckende, nahrhafte Kost, und überall frisch überzogene Betten. Nur an wenigen Orten kleiner Nebenstraßen ist nichts als Brod, Butter, Milch und Brantwein zu haben. Wer mehr gebraucht, muß sich mit Proviant versehen. Hat jemand in Schweden über irgend etwas Klage zu führen, so bemerkt er es im Dagbok, das Vergehen wird gewiß bestraft, dem Uebel sicher abgeholfen, denn das Buch muß am Ende jedes Monats dem Landshöfding (Landshauptmann) übergeben werden, und vor ihm hat jeder schwedische Sünder Manschetten. Mit Späßen und Dummheiten das Buch anzufüllen, und so die gute Einrichtung allmälig zu Grunde zu richten, das leidet der schwedische Ernst und der Hallkarl nicht, denn er achtet genau auf alles, was man einschreibt. Die freien Schweden haben in allen Dingen und so auch im

Postwesen äußerst einfache Gesetze, jeder Bauer kennt und befolgt sie, verlangt aber auch eben so unerbittlich vom Reisenden ihre Befolgung. Die einfachen Karren kann man darum nicht tadeln, weil sie als allgemeines Landfuhrwerk überall sich finden, und die Wohlfeilheit des Reisens möglich machen. In den Jahren, wo man große Reisen macht, kann man mit solchem Fuhrwerk wohl fertig werden. Ja, es hat für jeden Jüngling, wofern er kein altes Weib ist, etwas unbeschreiblich Freies und Fröhliches, mit dem einfachsten Wäglein in der Welt so über Berg und Thal zu rollen. Die Schweden zumal sind abgehärtet und ausdauernd wie ihre Pferde. Wer bequemer ist, mag sich ein besseres Fuhrwerk kaufen, und wer oft im Lande reist, hat solches ohnehin. Soll man Schweden den Vorwurf machen, daß es weniger von Leuten bereist wird, welche großer Reisemaschinen bedürfen, und nur in Wirthshäusern logiren, welche Reichhard mit drei Kreuzen bezeichnet? Solche Reisende müssen nothwendig auf vielen Stationen wenig Pferde und viel Langeweile finden. Einiger Maßen läßt sich auch diesem Uebelstande durch Vorbothen abhelfen. Förbud nennt man einen offenen Laufzettel, welchen man bis zu einem festgesetzten Punkte vor sich her schickt. Für jede Station wird ein besonderer Zettel geschrieben, worin Zeit der Ankunft und Zahl der Pferde genau bemerkt ist. Diesem Vorbothen giebt man einen Koffer, Mantelsack oder irgend eine Sache von Werth mit, um dadurch die Skjutsbonden zu versichern, daß man nicht ausbleibt. Völlig unversehrt findet man die Sachen am Ziele vor, müssen aber die Hållhåstar länger als zwei Stunden nach dem festgesetzten Zeitpunkte auf den Reisenden warten, dann muß er Strafe oder Wartegeld bezahlen.

Endlich erwähne ich die außerordentliche Sicherheit, mit welcher man in Finnland, Schweden und im ganzen Norden reist. Seit Menschengedenken ist kein Reisender angefallen, geplündert oder gar ermordet worden. Auf den Gästgifvaregårds sind Abends oft eine Menge Skjutsbonden, sie packen die Sachen des Reisenden um, und es wäre ihnen bei der

Finsterniß leicht möglich etwas zu entwenden, aber man vermißt nie etwas. Nur mit Brod, Käse, Stock, Peitsche und dergleichen Kleinigkeiten nimmt es ihre Moral nicht genau, ähnlich der deutsch-burschikosen, welche solchen Diebstahl mit dem Euphemismus schießen bezeichnet. Der reisende Schwede läßt auch Nachts sein Gepäck auf offenem Wagen liegen. Von den achtjährigen Skjutsbonden ist es jedermann bekannt, daß sie mit Geld versehen spät Abends allein ihre Straße durch lange Wälder und menschenleere Gegenden zurück fahren, aber die Knäblein sind völlig unbesorgt wie ihre Eltern. In dem heiligen Lande Italien werden die öffentlichen Postwagen am hellen Mittag ausgeplündert, und man kauft von Räuberhauptleuten Pässe, um sich zu sichern gegen ihre Banden. Die Menschen im Süden ersetzen also reichlich die nordischen Bären und Wölfe, welche nur bei der strengsten Winterkälte den Reisenden Gefahr drohen. Auch bei allen Seen, woran im Norden kein Mangel, ist für Fortschaffung der Reisenden durch kleine Fahrzeuge gesorgt und ihr Preis genau bestimmt.

Zwischen Åbo und Stockholm ging früher ein Dampfschiff, jetzt nur ein Packetboot, und zwar unregelmäßig, je nachdem Wind und Ladung ist. Vier und zwanzig Passagiere fanden sich in der Frühe eines schönen Herbstmorgens an den Ufern der Aura ein, um die Fahrt anzutreten, darunter Kaufleute, Professoren, Notare, Kandidaten und Frauenzimmer. Die meisten waren versammelt, man wartete noch auf einen Geistlichen. Er kam, begleitet von Kindern und Enkeln. Trennungsschmerzen lagen auf ihren Gesichtern, nur das Antlitz des Gottesgelehrten zeigte bei stiller Wehmuth eine himmlische Ruhe und Ergebung. Die Schiffer stießen ab vom Lande. Die Kinder und Enkel folgten an der Uferstraße mit nassen Augen, und als sie nicht mehr folgen konnten, winkten sie mit den Tüchern das letzte Lebewohl. Auf alle Passagiere machte diese Scene einen tiefen Eindruck, denn wer hätte nicht wenigstens einmal schmerzlichen Abschied genommen von einer geliebten Seele? Hiezu kam noch die Persönlichkeit des Mannes, welcher, ein Finne von Geburt,

früher Professor in Åbo, jetzt Doktor der Theologie und Pastor zu St. Clará in Stockholm, Sekretair der schwedischen Akademie, einer der ausgezeichnetsten schwedischen Dichter und zugleich ein edler vortrefflicher Mensch ist. Sein Name, Franz Michael Franzén, wird in ganz Schweden mit vorzüglicher Hochachtung genannt. Aus seinen Unterredungen leuchtete überall ein kindlich frommer Christensinn hervor. Was sie betrafen, gehört nicht für die Lesewelt, genug, ich habe in der Nähe dieses Mannes während der Seefahrt und später in Stockholm köstliche Augenblicke verlebt, und auf der weiten Erde weiß ich niemand, den ich in so kurzer Zeit so herzlich lieb gewonnen hätte, als ihn. Mein Lob soll Franzéns Namen nicht entweihen, wohl aber darf ich ihn selbst reden lassen, auch das Denkmal erwähnen, welches der größte schwedische Dichter Tegnér in der Romanze Axel ihm setzte:

Im Walde schlugen Nachtigallen,
Gesang soll in den Thälern allen
So zart, so unschuldsvoll, so schön,
Gleich einem Liede von Franzén.

Hier ist eins von den Liedern Franzéns, mit ziemlich wörtlicher Uebersetzung, um zugleich dem Leser von der großen Verwandtschaft der schwedischen und deutschen Sprache eine Probe zu geben.

Menniskans Anlete.

Ode till Selma.

1. **Redan hann sin purpurslöja**
Oefwer Cederskogen höja
Tidens sjette dag.
Guldbewingad öfwer bäcken
Fjäriln flög till rosenhäcken
Kysste dess behag.

Des Menschen Antlitz.

Ode an Selma.

1. Schon begann der sechste Tag der Zeit seinen Purpurschleier über dem Cederwalde zu heben. Goldgeflügelt schwebte der Schmetterling über den Bach zur Rosenhecke und küßte ihre Schönheit.

2. Perlan sken i wattnets spegel;
Hwita gläuste swanens segel
I ett skuggrikt sund;
Winet glödde rödt i drufwan;
Oem och menlös lekte dufwan
Uti Edens lund.

3. Men den högsta skönhet feltes
I Naturen — Kronan feltes
Aen i skapelsen;
Till dess Menniskan, ur gruset,
Hof sitt anlete i ljuset,
Hof upp ögonen.

4. Snön på fjellen höll ej färgen;
Morgonrodnan bakom bergen
Sjönk fördunklad ner;
Stjernan, som i dagens panna
Föll så skön, ej wille stanna
Oefwer jorden mer.

5. Djuren hyllande sig böjde
För de ögon, som sig höjde
Ifran stoftet opp,
Der behag och kärlek myste,
Der bland sorgens tårar lyste
Ett odödligt hopp.

---

2. Die Perle schimmerte im Wasserspiegel; weiß glänzten des Schwanes Segel auf dunkler Fläche; der Wein röthete sich in der Traube; zart und unschuldig girrte die Taube in Edens Haine.

3. Aber die höchste Schönheit fehlte in der Natur — die Krone fehlte noch in der Schöpfung, bis der Mensch aus dem Staube sein Antlitz zum Tageslichte erhob, bis er die Augen erhob.

4. Der Schnee auf den Alpen behielt nicht seinen Glanz; die Morgenröthe sank verdunkelt hinter den Bergen nieder; das Gestirn des Tages, welches vorher so schön leuchtete, wollte nicht mehr über der Erde stehn.

5. Huldigend beugten sich die Thiere vor den Augen, welche aus dem Staube sich erhoben, aus welchen Anmuth und Liebe lächelte, aus welchen unsterbliche Hoffnung strahlte durch der Sorge Thränen.

6. Englaskaran står betagen,
Ser de talande behagen,
Och på Skaparn ser.
Skaparn tryckte sitt insegel
På sitt werk; och i dess spegel
Ser sin bild och ler.

7. I som skriken: „Det är ingen
Som ger ordningen at tingen;
Slumpen ställde dem“ —
Dårar! blott till källan stigen,
Sen ert anlete och tigen,
Rodnen, och gån hem.

8. Se den gambe Wises panna,
Se en tafla af det sanna,
Aedla, nyttiga.
Se en blick ur hjeltens öga,
Se ett elddrag af det höga,
Stora, dristiga.

9. Och det sköna, milda, ljufwa? —
Lyft min Selmas morgonhufwa
Från dess purpurkind.
Se dess ögon, ömma, blyga!
Se dess mörka lockar flyga
Sorglöst, för en wind. —

---

6. Der Engel Schaar steht erstaunt, sieht die sprechende Schönheit, und sieht auf zum Schöpfer. Der Schöpfer druckt sein Siegel auf sein Werk, sieht im Spiegel desselben sein Bild und lächelt.

7. Die ihr behauptet: „Es ist keiner, der die Dinge ordnet; der Zufall hat sie so hingestellt“ — Thoren! bloß zur Quelle steigt hinab, seht euer Angesicht, schweigt, erröthet und geht zurück.

8. Siehe des alten Weisen Stirne — ein Bild des Wahren, Edeln, Nützlichen. Sieh den Blick des Heldenauges — einen Feuerstrahl des Erhabenen, Großen, Kühnen.

9. Und das Schöne, Milde, Liebliche? — Lüfte meiner Selma Morgenhaube von ihren Purpurwangen! Sieh ihre Augen wie zärtlich und verschämt! Sieh ihre dunkeln Locken sorglos im Winde flattern!

10. Mästerwerk uti Naturen,
Länk fran Englarne till djuren,
Gudabeläte!
Själens larf i dödligheten,
Går du ej till ewigheten,
Menskoanlete?

11. Ack! ja — Englar än skall röra
Selmas uppsyn, då de höra
Hennes röst bland sig.
Selma! än i Himlens salar
Aen i Elyséens dalar
Får jag se på dig!

---

10. Meisterwerk der Natur, Bindeglied vom Engel bis zum Thier, Gottes Urbild! Der Seele Hülle in der Sterblichkeit, gehst du nicht mit uns zur Ewigkeit, Menschenantlitz?

11. Ach! ja — Engel selbst wird Selma's Anblick rühren, wenn sie ihre Stimme unter sich hören. Selma! einst in des Himmels Sälen, einst in Elysiums Thälern werd' ich dich wiedersehn!

Auf dem Schiffe lernte ich noch einen jungen Notarius kennen, welcher so geringen Gehalt bekommt, daß er das Geschäft der Knabenerziehung bis auf bessere Zeiten fortzusetzen genöthigt ist. Er verstand, wie alle gebildete Schweden, die deutsche Sprache recht gut, hatte sie aber nie geredet, und wenn es bisweilen nicht gehen wollte, so nahm er zum alten Rom seine Zuflucht.

Auf der Fahrt nach Stockholm brachten wir zwei Tage und zwei Nächte zu. Der Wind war so günstig, daß wir nicht einmal alle Segel gebrauchen konnten, um nicht zwischen den Schären Gefahr zu laufen. Am ersten Abend kamen wir an eine so enge Stelle, daß man auf beiden Seiten des Schiffs hätte ans Land springen können. Der Mond schien, aber die Schiffer wagten die Durchfahrt nicht, ließen um zehn Uhr die Anker fallen, und gingen mit anbrechender Dämmerung durch den Engpaß. Der Zauber jener stillen Mondnacht unter den unzählbaren Inseln des Ålands-

sundes gehört zu dem Schönsten der ganzen Reise. Eine unaussprechliche Ruhe, ein fast überirdischer Friede herrschte weit und breit, Mond und Sterne funkelten in der Spiegelglätte des bezähmten Meeres, und die Reisenden unterhielten sich traulich bis tief in die Nacht. Ueberall Inselchen, deren manche wohl noch kein menschlicher Fuß berührte. Ganz unmerklich der Uebergang vom dürren, eben aus dem Wasser hervor tauchenden Felsen bis zu dem drei Meilen langen waldigen Åland. Solche nackte, schmale Eilande (Holme) wählte sich die rauhe Gerechtigkeit früher Jahrhunderte zu Stätten des Zweikampfs (Holmgangs). Hier konnte der Feind dem Feinde nicht ausweichen, der jähe Felsenabhang und das Meer brüllte den Kämpfenden unaufhörlich zu: „auf die Mensur!" Mehr als achtzig Ålandsinseln werden bewohnt, und tragen Getreide, Fichten, Erlen, Birken und Haselgebüsch in dünner Erdschicht. Das Gestein besteht meistens aus rothem grobkörnigen Granit. Ålands Pflanzenreich soll an zweihundert Kryptogamisten zählen, und unter den Thieren werden Wölfe als die schlimmsten Gäste genannt. Etwas Ackerbau und der Fang des Strömling, Hering und Seehund nährt 12,000 Insulaner. Die Russen machen einige Plätze fest, und ihre Schärenflotte hat hier sichere Häfen. Die gewöhnliche und nächste Poststraße von Petersburg nach Stockholm führt über Åland, die andere einige hundert Meilen weiter über den bothnischen Meerbusen über Tornea herum. Das Ålandshaff ist die fünf Meilen breite Verbindung der Ostsee mit jenem Meerbusen. Im Mittelpunkte des Haffs sieht man kurze Zeit den finnischen Leuchtthurm auf der einen, den schwedischen auf der andern Seite, und rund umher nur Himmel und Haff. Sonntags früh weckte man mich mit der Nachricht, daß wir in wenigen Minuten in Stockholm wären. Da sprang ich vom Lager auf, und begrüßte des freien Landes schönste Stadt, den Stolz der Schweden, das Paradies des Nordens.

Stockholm.

Das Segel schwoll, im Schaume flog
Der Kiel hin auf der Ostsee Fluthen.
Bald in der Abendsonne Gluthen
Stehn Sweas Berg' und stehen noch,
Trotz Sturmes und der Zeiten Flügel,
Der Schöpfung alte Riesenhügel.

Tegnér.

Stockholm ist Stockholm — sagen die vom Auslande heimkehrenden Schweden, und behaupten damit eine unumstößliche Wahrheit. Die vielgeliebte Residenz scheint ihnen, und das wollen sie eigentlich in jenen Worten sagen, die schönste von allen. Der Berliner, Wiener, Petersburger, und jeder Großstädter behauptet von seiner Vaterstadt dasselbe. Alle haben Recht, jeder in einer einzelnen Beziehung. Diese Beziehung ist aber jedem durch lange Gewohnheit so überwiegend geworden, daß er im patriotischen Hochgefühle gar keinen andern Maßstab kennt, und seiner Vaterstadt unbedingt den Vorzug giebt. Ein isländisches Sprüchwort sagt sogar, Island sei das schönste Land, auf welches die Sonne scheine. Was macht Stockholm so schön? — Etwa Paläste, Lustschlösser, Kirchen, große Parks, herrliche Straßen mit Prachtgebäuden und wunderbaren Bauwerken aller Art? Nein, in dieser Hinsicht ist Stockholm gegen Petersburg ein Dorf. Vielleicht Reichthum der Bewohner und ein vielbe-

wegtes kaufmännisches Leben? Nein, Stockholm hat wohl ziemlichen Handel, aber Schweden ist arm. Oder Ueberfülle von Anstalten für Kunst und Wissenschaft, oder ein glänzender Hofstaat mit prachtvollen Garden, Nationalfesten, Bällen, Opern, Schauspielen? Nein, diese Dinge finden sich leider in manchem Residenzchen Deutschlands großartiger und schöner. Stockholm ist ausgezeichnet schön durch seine Lage und durch seine Bewohner.

Wo der Mälar in zwei engen Strömen zwischen Granitbergen sich hindurch zur Ostsee drängt, da ist Stockholm auf sieben Inseln gegründet. Ueberall Buchten des Sees, welcher sich hier schmal zusammen zieht, dort freier ausdehnt, große doch nirgends unabsehbare Wasserspiegel bildet, und in tausendfachen Krümmungen hin und her sich windet. Die Ufer bald abschüssig von nackten Felsen, bald mit grünen Wiesen, üppigen Feldern, mit Eichen oder dunkelm Nadelholz bedeckt. Hier ein enges Thal, eine finstere Schlucht, dort ein beträchtlicher Berg, um welchen ein Pfad, eine Straße sich windet. Alles mehr freies Werk der in ihren Bildungen unerschöpflichen Natur, als mühsame Schöpfung des Menschen, dessen freundliche Wohnungen an die Felsen gelehnt aus den Tiefen hervorsehen und im See sich spiegeln. So ist die unmittelbare Umgebung Stockholms ein schöner Garten, ja die Stadt selbst ohne Mauern und Thore lagert sich frei um die Hügel her, und dehnt sich im Zickzack hier und dorthin aus, ohne daß man die Wasserscheide der Siebeninselstadt genau zu sondern vermag. Auf einem Spaziergange in diesem großen Lustgarten bemerkte ich einst die hohe Kolonne eines Privatgartens, welche eine schöne Aussicht versprach. Mit Erlaubniß des Gärtners kletterten wir vier Mann hoch das Treppchen um einen Mastbaum hinauf, doch oben angelangt fing das Ding dergestalt an zu schwanken, daß wir Schönheit der Gegend und Sonnenuntergang im Stich ließen, und nach dem nahen Gasthaus Mosebake (Mosis Hügel) eilten, wo wir auf festem Grunde Magenstärkung für den müden Leib und die schönste Aussicht auf Stockholm genossen. Ob Mosebake an den Berg Nebo

erinnern soll, von welchem der Führer Israels das gelobte Land überschaute, weiß ich nicht. Der Engländer Wilson leitet den Namen anders ab und schreibt Moses Bacho. Die Häuser der Stadt mit dem majestätisch hervor ragenden Schloß, die Hügel und Berge, die Landhäuser, Wiesenthäler und Wasserbuchten, alles liegt da in lieblicher Mischung, ein großes Ganze, für ein Gemälde zu groß, für das Auge herrlich und das Herz erquickend, zumal wenn man so liebe Schweden um sich hat. Die Aussicht vom Observatorium auf dem gegenüber liegenden Brunkenberge ist beschränkter, doch nicht ohne eigenthümliche Reize. Wenn die Panoramen des Herrn Enslen in Berlin nicht lügen, so haben die nordischen Enthusiasten Unrecht, wenn sie Stockholm mit Venedig und Konstantinopel vergleichen. Venedig hat achtzig Inseln, viele Wasseransichten, aber keine Wälder und Granitberge, und seine Straßen sind Kanäle. Konstantinopel liegt in größerer Ebene, hat die weiten Flächen am Bosporus und nur in der Ferne lange Bergketten, deren Anblick und Gestalt völlig anders ist als die waldigen Hügel und die gezackten Einschnitte der schwedischen Schären. Bauart der Häuser und Thürme ist bei allen dreien so verschieden wie die Köpfe, welche sie bauten und bewohnen. Endlich giebt Himmel, Luft und Vegetation dem Gemälde jener südlichen Städte einen so sanften warmen Ton und zauberischen Reiz, dessen die freundlich ernste nordische Schöne nimmermehr sich rühmen kann. Kurz mit den Vergleichungen ist es hier wie überall nichts.

Stockholms Bewohner sind allzumal echte, blauäugige Schweden, fern von einem bunten und gar bald widerlichen Völkergemisch; schön von Gestalt; mäßig im Genuß; muthig im Kriege; Freunde der Freiheit, Kunst, Wissenschaft und wahrhaftiger Aufklärung; geistreich und ernst, nicht ohne stille Heiterkeit; von Herzen gut, fromm und streng protestantisch; zugleich fein, höflich, zuvorkommend und von einer Gastfreundschaft, welche alle Erwartungen des Fremden übersteigt. Zu wünschen wäre, daß ihr gerader Sinn die unzähligen Komplimente und Förmlichkeiten, die sorgfältige

Rangordnung bei Tische, die ekelhaften Handküsse und dergleichen Lappalien aus dem geselligen Leben nach und nach verbannte. Die Mädchen und Frauen Stockholms zeichnen sich vor den Petersburgerinnen vortheilhaft durch Schönheit aus, mehr noch durch häuslichen Sinn, aber Liebe zur Kleiderpracht ist ihnen mit jenen gemein. Die Männer haben ein recht germanisches Ansehen, etwas hohe Backenknochen und eine frische, blühende Farbe. An den vielen Dalekarls in Stockholm sieht man außer kräftigen Gliedern recht schöne Gesichter. Von den wenigen Ausländern möchten wohl die Deutschen die zahlreichsten sein.

Nun zunächst ein Wort über die Gastfreundschaft der Schweden als einen ihrer hervorstechendsten Charakterzüge. Beispiele erläutern die Sache am besten. Kaum hatte der schon erwähnte Hauslehrer und Notarius meine Wohnung erfahren, als er mich besuchte und mir, so viel in seinen Kräften stehe, dienlich zu sein versprach. Daß seine Lehrstunden ausgesetzt würden um einen Fremden herum zu führen, schien ihm wie den Eltern und Kindern eben so natürlich als nothwendig. Die dringendsten Notariatsgeschäfte machte er früh Morgens ab. Bei unsern Wanderungen war bald im Kaffeehause, bald Fährgeld, Trinkgeld u. dergl. zu bezahlen. Mein Notarius hatte wahrlich nichts weniger als Geld und Gut, dennoch wollte er das Bezahlen mir anfangs nicht erlauben. Eines Morgens waren wir umher gewandert, der Mittag kam heran, mein Begleiter wollte nach Hause, spazierte noch auf der Brücke vor dem Schlosse mit mir hin und her, um wegen der Nachmittagspromenade zu überlegen. Jetzt begegnete uns einer seiner Kollegen und Freunde, welchem er mich als deutschen Reisenden vorstellte, indem er die Bitte hinzu fügte, mich nach dem Thiergarten zu begleiten, wozu er selbst nicht gut Zeit habe. Der neue Freund, ich will ihn B. und jenen A. nennen, obgleich wahrscheinlich in Geschäften begriffen, zeigte sich augenblicklich so bereit, als wäre er nur darauf ausgegangen, dergleichen Dienste zu suchen. A. wollte uns noch einige Schritte begleiten, konnte sich aber nicht trennen, wir durchstreiften

Thiergarten und Gegend weit und breit, besuchten die Lustschlösser Rosendal und Haga, und kehrten erst spät Abends zur Stadt zurück. B. begleitete mich bis zum Gasthause und fragte, ehe wir einander gute Nacht wünschten, ob es mir am andern Morgen neun Uhr gelegen wäre, das Residenzschloß zu besehen. Die verabredete Stunde war noch nicht da und schon öffnete B. die Thür. Kaum eingetreten sagte er: „ich danke für gestern." Wie, dachte ich, der dankt für gestern? Er war dabei freundlich wie immer, aber zu ruhig als daß er Scherz treiben konnte. „Wofür, mein Lieber? Mir steht es vielmehr an, recht herzlich zu danken," erwiederte ich. Er schien bei meiner Rede eben so in Stocken und etwas Verlegenheit zu gerathen wie ich bei der seinigen; wir sprachen dann über den Gang zum Schlosse und ich erfuhr zufällig lange nachher, als ich schon zwanzig Meilen von Stockholm entfernt war, daß es nichts als schwedische Höflichkeit ist nach einem Feste oder sonstigem Vergnügen bei der nächsten Zusammenkunft für das letzte Mal zu danken. Paß, Bücher und was man nur auf Reisen bedarf, alles ward mir freundschaftlichst besorgt. Fortwährend hatte ich einen oder mehre Begleiter um mich und zwar alle, mit denen ich in nähere Berührung kam. Meine Sorge war nur auf die Auswahl der Begleiter gerichtet, um doch jedem einen Tag Ruhe zu lassen für seine Geschäfte. Ohne jemand besonders empfohlen zu sein, kam ich nach Stockholm, und sah mich in wenigen Stunden von den dienstfertigsten Freunden umgeben. Keinen von allen hatte ich zuvor gesehen, keinen werde ich wieder sehen, und alle kamen mit uneigennütziger, aufopfernder, herzlicher Liebe mir entgegen. Noch für den Tag der schon bestimmten Abreise wurde ich zu einem Feste in Karlsberg eingeladen, und hätte Jahrszeit und bevorstehende Wasserpartie über Sund und Ostsee mich nicht zur Eile bewogen, meine schon untilgbare Schuld wäre ins Unendliche gehäuft. Und diese Gastfreundschaft findet man nicht bloß in Stockholm, sondern in allen Städten und Dörfern Schwedens, wofern man nur selbst den Menschen menschlich begegnet. An die ersten Bekanntschaften knüpfen sich

gar leicht alle weitere Empfehlungen durch ganz Schweden an. Auf dem Lande darf man dreist zu jedem Gutsbesitzer oder Prediger gehen, und wird überall aufgenommen, als wäre man ein alter Bekannter. Ja man sieht in Schweden die Gastfreundschaft so sehr als etwas Unerläßliches an, daß einige Prediger hundert Tonnen Hafer als Vergütung für beherbergte Reisende erhalten. Woher diese Erscheinung? Der rauhe Himmel macht die Menschen gegen einander mild, indem er sie abhängig von einander und hülfsbedürftig macht. Nicht so im Süden, wo selbst der Schwache sich ohne Mühe Nahrung verschafft, und des Obdachs kaum bedarf. In Rom helfen zehn Empfehlungsschreiben von den angesehensten Personen nicht so viel als in Stockholm ein einziges freundliches Wort. Im Norden ist des Reisens aber auch weniger als im Süden, und wie wollte z. B. ein deutscher Römer alle aus Deutschland kommende Maler und Poeten bei sich aufnehmen, zumal da diese Leute in der Regel an hungrigem Magen und leerem Beutel laboriren? Im innern Schweden ist es dagegen für einen Pastor ein seltenes Fest, wenn ein Reisender bei ihm einkehrt, von der jetzigen Welt, ihren Künsten und Erfindungen redet, oder ihm erzählt, wie man gegenwärtig auf Universitäten noch einige andere Ansichten vortrage außer denen, welche er aus seinen dreißigjährigen Heften noch immer als die Fortschritte neuester Zeit predigt. Vergessen darf ich endlich nicht, daß die Nationaleitelkeit der Schweden an ihrer rühmlichen Gastfreundschaft einen nicht unbedeutenden Antheil hat. Man nennt die Schweden die nordischen Franzosen. Nun ja, der Schwede ist höflich und liebenswürdig wie ein Franzose, aber zugleich Mann von Wort und That wie ein Deutscher. Seine und seines Landes Würde und Vorzüge dem Fremden nicht zu verbergen, ist sein sorgfältiges Streben, und an unzähligen kleinen Zügen merkt man, wie die Leute alles thun, um dem Reisenden ja keine ungünstige Meinung von Schweden beizubringen. In Petersburg freute sich ein Schwede herzlich, daß ich sein Vaterland einer Reise werth achte. Solche Schätze, meinte er, würde ich dort nicht sehen wie in der Kaiserstadt,

aber er glaube, ich werde Schein und Sein zu unterscheiden wissen, und sein liebes Schweden recht liebgewinnen. Der Mann hat wahr gesagt. Daß Tegnérs Frithiof in drei deutschen Uebersetzungen erschienen, und dessen Nachtmahlskinder sogar in Kurland gelesen und sehr gelobt seien, war ihnen nicht minder erfreulich. Als unser Packetboot von Åbo in den Hafen zu Stockholm einlief, machte man mich auf die Größe und Sicherheit des Hafens aufmerksam. Die außerordentliche Stille rühre daher, daß es gerade Sonntag Morgen sei, und das kirchliche Leben der Hauptstadt jede Sabbathschändung verhüte. Auch hätten viele Schiffe Ladung erhalten, und wären auf ihrer diesjährigen letzten Fahrt. Solches müsse man dem Fremden bemerken, wurde ausdrücklich hinzu gefügt, sonst könnte der erste Eindruck leicht falsche Ansichten erzeugen. Ueber Schuberts Reise durch Schweden wunderte man sich, wie ein Ausländer so äußerst richtig urtheilen könne, daß nur ganz unbedeutende Fehler sich im Buche fänden. Ueber Arndts Reise sagte einer meiner jungen Führer eben so aufrichtig als wahr, daß dieses vortreffliche Buch jetzt zwar etwas alt geworden und sonst nur einen Fehler habe, mehr zu loben als oft zu loben wäre. Das käme daher, meinte er, daß jeder Schwede sich bemühe einem Manne wie Arndt alles Schöne und Herrliche vorzuführen, ihm das Lobenswerthe zu erzählen, das Tadelnswürdige zu verschweigen, und ihm seinen Aufenthalt auf jede Weise angenehm zu machen. In Schweden werden die deutschen Bücher über Schweden gewiß eben so viel gelesen als in Deutschland, zumal wenn Schweden darin gelobt wird. Wenn Euch also, Ihr lieben Freunde jenseit des Belt, nach Jahren vielleicht auch dieses Büchlein in die Hand geräth, zürnet nicht, wenn hier und da meine Ueberzeugung nicht übereinstimmt mit Euren Wünschen. Mag immerhin ein wenig Eitelkeit bei Eurer Gastfreundschaft im Spiele sein, ich will Euch den liebenswürdigen Stolz gern lassen. Natürliche Herzensgüte ist doch bei ihr die stärkste Triebfeder und ich gestehe dankbar, daß ich kein Land kenne, in welchem es sich angenehmer reisen ließe als in Schweden.

Und zugleich wohlfeiler, denn mit wenigem Gelde kann man hier weit kommen. Die Armuth Schwedens muß man kennen, um sie beim Urtheil über tausend Dinge wohl zu berücksichtigen. Eine drückende Armuth, ein Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen ist nicht damit gemeint. Der Bauer erntet selbst in den nördlichen Gegenden so viel Getreide und Kartoffeln, daß er den Städter damit versorgt und nur bei großem Mißwachs fremde Einfuhr nöthig wird. Schweden hat einen unermeßlichen Reichthum an Eisen, aber das ist auch der einzige bedeutende Ausfuhrartikel. Gold und Silber kommen fast nur durch Eisenhandel ins Land. Alle Gegenstände des Luxus und viele andere Erzeugnisse des Auslands werden gegen Eisen eingetauscht. Daß dabei von großem Ueberschuß nicht die Rede sein kann, ist begreiflich. Als klingende Münze habe ich nur ein Paar ganz neue Dukaten, wenig Kupfer und gar kein Silbergeld gesehen. Man bedient sich ausschließlich des Papiergeldes. Geldbeutel sind entbehrlich, wo man die Schätze in Brieftaschen verwahrt, und sonderbar kam es mir vor, als ich zum ersten Male ein Stück Papier als Trinkgeld einem Diener in die Hand drückte. Aus Papier Geld zu machen verstanden zuerst Chinesen und Mongolen, jetzt auch christliche Könige, und ich lasse mir das Kunststück gefallen, so lange das Papier vollen Werth hat wie in Rußland und Schweden, oder, wenn man gar Agio darauf bezahlt wie bisweilen in Preußen. Das schwedische Papiergeld besteht in großen dünnen Blättern, welche der Bauer viermal zusammen legt und in schmutziger Tasche bei sich trägt. Auf diese Art wird das Papier leicht zerrissen, mit Stecknadeln und Zwirn zusammen geheftet, andere Stücke Papier, Briefe und Rechnungen darunter gekleistert und es gilt, so lange man die Angabe des Werths und die tiefsten Unterschriften sehen kann. Der gute Name dieser Männer sagt eben gut, daß man das Lumpenblatt jeder Zeit in öffentlichen Kassen einlösen kann gegen klingende Münze, und *gut* heißt ja unter Kaufleuten der, von welchem man keinen Bankerott fürchtet. Der Reisende thut

wohl, wenn er in einer Grenzstadt so viel Papier wechselt, als er für die Reise durch Schweden zu bedürfen glaubt. Am brauchbarsten sind die kleinsten Schillingszettel, denn die Scheine zu zehn, funfzig oder hundert Thalern kann man mitten im Lande gar nicht, oder mit großer Mühe wechseln. Den Unterschied zwischen Reichsgeld und Banko, nach welchem zwei Banko- oder Speciesthaler gleich drei Thaler Riksgäldsedlar ist, merkt man sich leicht. Jeder Thaler hat 48 Schillinge, der Bankthaler ist nach unserm Gelde ungefähr zwölf gute Groschen, der Reichsthaler ein Drittel weniger. Beiderlei Papiergeld wird überall gleich gern genommen. Die stockholmer Kaufleute wollten mir die in aller Welt gültigen holländischen Dukaten nicht wechseln. Louisd'ore sah man neugierig als etwas Fremdes an. Endlich war ein Goldschmied so gütig, mir einige Dukaten gerade nicht zu meinem Vortheil abzukaufen, und der übrigen erbarmte sich ein Sohn Israels. Mit Wechseln oder Empfehlungen an schwedische Handlungshäuser in Stockholm und Gothenburg würde der Reisende am besten berathen sein. In den übrigen Städten könnte man, wären auch alle Taschen mit Dukaten gespickt, in Geldnoth gerathen. Nothwendig ist endlich, daß man Kupfergeld in so großer Menge bei sich führe, als Koffer oder Mantelsack gestatten. Man braucht es bei unzähligen Schlagbäumen und auf jeder Station, wo die Leute nicht wechseln können oder nicht wollen, und man genöthigt ist, mehre Schillinge schwinden zu lassen. Zum Wechseln des Silbergeldes sollen die Bauern bereitwilliger sein, und ein solches Stück als großen Schatz bewahren, allein es ist selten, und ich habe es im Lande nie, in Hamburg desto häufiger gesehen. Um das Münzwesen stand es in Schweden beinahe immer schlecht, und das wirkte auf den Handel sehr nachtheilig. Karl XII. schlug in der Noth kupferne Daler, zuerst mit der Inschrift: publica fide, als er aber merkte, daß dies leere Worte seien, setzte er einen Merkur darauf, welcher ein Lügner war von Anfang. Ein Herr Segermann will kürzlich in der Provinz Kalmar große Silberadern entdeckt haben, durch deren Be-

trieb alles Papiergeld eingezogen werden könnte. Er hat dem König die Sache vorgestellt und ich wünsche guten Erfolg. So lange dergleichen Adern nicht fließen, ist Schweden ein geldarmes Land, und doch hat es — wenig Schulden, keine Bettler von Profession und keine geborne Faulenzer. Welches Land kommt ihm darin gleich? Wer den argen Bettel zu Elbingrode am Harz, zu Dingelstädt auf dem Eichsfelde, in Böhmen und im Kanton Schwyz kennt, wird sich wundern, wenn er in ganz Schweden auf keinen Bettler stößt. Seine Dürftigkeit ist also eine sehr achtbare, auch macht nicht Geldarmuth ein Land schwach, sondern Mangel an Menschen, Talenten und Kredit. Alle Besoldungen und Einnahmen sind in Schweden gering, aber man lebt genügsam und kann für weniges viel haben.

Die Häuser Stockholms erzittern nicht vom Geraffel glänzender Equipagen. Zwar habe ich Stockholm im Sommer gesehen, allein ich weiß wohl, wie es im Sommer in Residenzen aussieht. Andere Hauptstädte sieht, hört und riecht man schon in weiter Entfernung, nach Stockholm komme man von welcher Seite man will, man sieht es nicht eher als bis man darin ist. Nichts Reiches und Großartiges kündigt die Residenz an, ja wer ihre Nähe nicht durch Bücher, Karten und die letzte Station erführe, könnte außerordentlich überrascht werden. Auf der königsholmer Brücke suchte ich der fünften Ausgabe des Conversationslexicons zufolge, die vielen Privatpaläste der schwedischen Großen, aber ich konnte am südlichen Ufer des Mälar nur einige Fabriken und keine Paläste entdecken *). Wenn man

*) In der siebenten Auflage des Conversationslexicons wird dieser Aussicht nicht mehr gedacht, der Artikel Stockholm ist umgearbeitet, aber der Verfasser hat gewiß Kopenhagen, Berlin und Petersburg nicht gesehen, sonst würde er schwerlich behaupten, Stockholm sei die schönste aller nordischen Städte, was ich nur in Rücksicht auf Lage zugeben kann. Er sagt ferner, man könne in Stockholm auf Booten oder in Equipagen seine Freunde besuchen — nun ja, das kann man zur Noth in Berlin auch, und in Petersburg läßt

das dem ältesten Sohn Oskars gehörende Gebäude einen Palast nennen will, dann sind viele Straßen von Darmstadt, München, Karlsruhe, Potsdam, Berlin und beinahe ganz Petersburg aus Palästen zusammen gesetzt. Indessen nennen die Italiener jedes große Haus pallazo. Das Schauspielhaus ist von außen erträglich, im Innern altmodisch, die Stücke einfach, das Spiel der Theaterhelden und des Orchesters gut, der Glanz der Garderobe und Dekorationen gegen Berlin um ein halbes Jahrhundert zurück. Stockholms Straßen sind großen Theils eng und krumm, auf Södermalm dorfartig, die Märkte unansehnlich, und die einzige Drottninggata (Königinstraße) auf Norrmalm lang, gerade, die beste von allen, nur für ihre Länge viel zu schmal. An die berliner Friedrichsstraße, oder an die petersburger Perspektiven und Linien muß man nicht denken, wenn man die Drottninggata schön finden will. Der Mangel guter Trottoirs wird dem Fußgänger fühlbar, und es ist vorläufig keine Hoffnung, daß es damit besser werde. An Steinen fehlt es nicht, und wollte man sie gleich in Form von Platten haben, so könnte das Dorf Wester-Plana am Wener die Residenz damit versehen, obgleich der nahe Granit vorzüglicher ist als jene entfernten Thonschieferplatten. Gewohnheit macht gleichgültig, und Dürftigkeit gebietet jede mögliche Ersparniß. Die Brücke vom Schlosse nach Norrmalm ist recht hübsch, aber prächtig fand ich sie nicht. In der Mitte steht sie auf einer Insel, welche beim Bau willkommener war als beim Anblick, denn nur auf der Nordseite ist voller Strom, im Süden ist's trocken. Die Newabrücken sind von Holz, aber die Aussichten auf Strom und Stadt unstreitig schöner. Will man auf den Brückenbau

---

man sich an unzähligen Orten übersetzen, um große Umwege zu ersparen. Des Verfassers Freunde müssen zufällig alle am Wasser wohnen, sonst wüßte ich nicht, daß man in den drei hundert gepflasterten Straßen umher schifft. Eine zu große Vorliebe für Stockholm hat in jenem Aufsatze viele dergleichen Uebertreibungen erzeugt.

selbst sehen, dann sind die Brücken zu Frankfurt, Dresden, Prag und Regensburg länger und großartiger, die Rhonebrücke bei St. Maurice und die Orbebrücke im Kanten Waadt kühner als alle. Die Westminster- und Waterloobrücke in London, die Loirebrücken zu Blois, Orleans und Saumur, endlich die eisernen Brücken pont du jardin royal in Paris und die Southwarkbrücke in London sind doch auch nicht zu vergessen. An diese Brücken erinnere ich, weil schwedische Enthusiasten die stockholmer Brücke ganz unmäßig preisen. Das Arbeiten in Granit versteht nur ein Volk, die Russen, und alle schwedische Bauten der Art sind völlig unbedeutend gegen die Werke in Petersburg. Das schwedische Militair mit Einschluß der Garden ist eben so wenig glänzend als Karls XII. blauer Rock mit kupfernen Knöpfen. Die Offiziere erscheinen außer dem Dienste stets in bürgerlicher Kleidung, und man erkennt sie dann nur am Schnurrbart. Weit entfernt, alle diese Dinge zu tadeln, lobe ich sie vielmehr, will nur vor einseitigem, übertriebenem Lobe bewahren, und gestehe, daß ich mich unter dem echt bürgerlichen Volke nicht nur außerordentlich heimisch und wohl fühlte, sondern, daß ich tausendmal lieber in Stockholm als in Petersburg wohnen möchte.

Der Hafen ist für die schwersten Schiffe tief genug, sicher, geräumig und zum Ausladen der Waaren sehr bequem. Einen breiten schönen Kai von Quadersteinen in der Nähe des Hafens habe ich wahrscheinlich oft betreten, aber in Petersburg verwöhnt, ihn gar nicht bemerkt, und erfahre sein Dasein erst lange nachher durch Herrn Willibald Alexis. Der Hafen mit seiner Umgebung ist der Mittelpunkt aller Thätigkeit und Bewegung Stockholms. Große Seeschiffe hier auf spiegelglatter Fläche, von der Stadt, den Inseln und Bergen rund umgeben zu sehen, ist ein seltener Anblick. Wie dem Krieger zu Muthe sein mag, wenn er den Schlachtgefährten in stiller Heimath findet, und mit ihm redet von bestandenen Gefahren, von Getümmel und Wogen der Schlacht, so mir als ich im Hafen zu Stockholm meine Diana betrat. Eine Woche lang hatte Kapitain Bergmann in Hangö

Udde geharrt, bis eintretender Ostwind ihn in 36 Stunden nach Stockholm segeln ließ, wo er am Abend vor meiner Ankunft eintraf. Wohl mir, daß ich die sieben langen Tage nicht zwischen den Klippen von Hangö, sondern im freundlichen Finnland und in Åbo zubrachte. Vor einigen Jahren nahm derselbe Kapitain einen Reisenden in Kronstadt an Bord, der Wind war zwei Wochen lang entgegen, der Reisende ließ sich an der finnländischen Küste aussetzen, wenige Stunden darauf wandte sich der Wind, und der Kapitain kam nun in zwei Tagen, der Reisende dagegen in zwei Wochen nach Stockholm. Das sind Windbeuteleien, denen man auf Segelschiffen ausgesetzt ist.

Stockholm hat 250 eigene Fahrzeuge und verschifft jährlich im Durchschnitt 212,000 Schiffpfund Stangeneisen. Die Getreideausfuhr Schwedens betrug 1829, 534,165 Tonnen und die Einfuhr 519,064. Außer einigen Preußen sah ich hier nur schwedische Schiffe. Die Ausländer müssen zehn Procent Zoll bezahlen, die Inländer halb so viel, wodurch man die schwedische Schiffahrt heben will. In Kronstadt haben alle Nationen gleiche Abgaben, und man sieht unter funfzig fremden Schiffen kaum ein russisches. Vielleicht fürchten sich die Ausländer vor den schwedischen Schären, zwischen denen die Fahrt bei widrigem Winde gefährlich ist, und die genaueste Ortskenntniß erfordert. Selbst nach England gehen die Schweden mit voller Ladung, und kehren häufig mit Ballast heim, weil sie Zucker, Kaffee und andere Kolonialwaaren direkt aus Indien beziehen. Der Kredit der schwedischen Kaufleute wurde übrigens dadurch sehr geschwächt, daß 1821 binnen vier Jahren 3000 Häuser Bankerott machten. Eine Flotille von Dampfschiffen, in täglicher Bewegung zwischen den Windungen des Mälar, zeugt von dem lebhaften Verkehr der Landstädte mit der großen Eisenniederlage Stockholms.

Die Manufakturen und Fabriken Stockholms habe ich nicht besucht, weil sie nicht ausgezeichnet sind. Nur eine Dampfmühle am Mälar sah ich, welche mit einer Kraft von hundert Pferden bei stets gleicher Schnelligkeit gutes Mehl

bereitet. Nach der fünften Ausgabe des Conversationslexicons wird der Seidenbau in Stockholm eifrig betrieben, und auf Ladugardsland allein stehen 30,000 Maulbeerbäume. Ich kam nach Ladugardsland und fragte nach der Plantage, aber niemand gab mir Auskunft, selbst alte Stockholmer erinnerten sich ihrer nicht. In der siebenten Auflage jenes Werks ist die Maulbeerpflanzung richtig verschwunden, um vielleicht in der achten wieder zu erscheinen. Die Sache verhält sich so. Um das Jahr 1760 mag in Stockholm eine Pflanzung gleichzeitig mit der schon erwähnten in Finnland vorgenommen und — untergegangen sein. In Schweden hat es an Projektmachern nie gefehlt, viel baares Geld ging für Seidenwaaren außer Landes und so kam die Zeit, wo man hier wie im Auslande überall Seide spinnen wollte. Preußen zählte 1782 über drei Millionen Maulbeerbäume, und Friedrich d. Gr. ließ seine Dorfschulmeister, d. h. alte Invaliden in Behandlung der Bäume und Seidenwürmer unterweisen. Die theuersten Pferde sind immer die Steckenpferde, allein sie müssen in Residenzen geritten werden. Jeder Bürger hat Liebhabereien und jeder Bauer seine Grillen. Napoleon gab inzwischen dem Norden Stoff, über andere Dinge als über Seidenwürmer zu denken, sie verschwanden und krochen bei der Wärme des Friedens abermals hervor. In Potsdam wird jetzt für den Seidenbau viel geredet und gethan, und in Stockholm hat sich 1830 eine Gesellschaft zur Beförderung der schwedischen Seidenproduktion gebildet. Graf Adelswärd ist ihr Wortführer, und Kronprinz Oskar hat ihr einen Landstrich zur Anpflanzung von 2400 Maulbeerbäumen geschenkt. Eine bessere Spekulation ist wahrscheinlich die Veredlung der Schaafzucht, für welche man seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr thätig war. Schweden hat sogar den Ruhm, das erste Land gewesen zu sein, welches durch Schäferschulen und Einführung der Merinos die Schafzucht zu verbessern suchte. Das rauhe Klima schadet diesen Thieren nicht, ja sie werden im Norden stärker und ihre Wolle bleibt eben so fein als im Süden. Ein viel größeres Hinderniß ist Unzulänglichkeit des

Winterfutters, denn 6 bis 7 Monate müssen dort die Schaafe auf dem Stalle gefüttert werden, und die Merinos lieben gutes Heu, was in Schweden nicht so gar häufig ist.

Reich ist Stockholm an öffentlichen Denkmälern oder Büsten, wie man hier die Statuen gewöhnlich nennt. Auf dem Riddarhustorget (Ritterhausmarkt) errichtete die Ritterschaft Gustav I. (Wasa) patriae, libertatis, religionis vindici, nobili civi, optimo regi ein Standbild *), ihm, der entronnen aus dänischer Gefangenschaft mit einem Häuflein Dalekarls begann, die Feinde des Vaterlands vertrieb, die Uebermacht der Großen, namentlich des Erzbischofs, schwächte, und die lutherische Lehre verbreitete. Die Reiterstatue seines Enkels Gustav II. Adolphs, des größten aller Schwedenkönige, steht bei der erwähnten Brücke auf Norrmalm vor dem Opernhause. Der König reitet ein stolzes Roß, das Gesicht nach dem Schlosse gewendet, das Haupt mit Lorbeeren umwunden, in der Rechten ein Kommandostab; am Fußgestell die Brustbilder von Torstenson, Wrangel, Banér und Königsmark. Der Franzose Larchevêque hat zu beiden Statuen das Modell gemacht. Karl XII. ist seit kurzem auf dem mit Alleen umgebenen Paradeplatze, dem schönsten aller Plätze Stockholms, eine Statue errichtet. Gustavs III. Standbild steht beim Hafen an dem Platze, wo er 1790 mit der Schärenflotte nach blutigen Seegefechten als Sieger von Svenskesund landete. Der Monarch im Königsmantel lehnt sich mit der Linken auf das Steuerruder einer Galeere, und hält in der Rechten einen Oelzweig. Das mit Lorbeeren geschmückte Haupt soll sprechend ähnlich sein, was sich bei einem Meisterwerke Sergells erwarten läßt. Bei der feierlichen Enthüllung dieser Statue 1808 erhielt Sergell das Adelsdiplom und die Erlaubniß, Gustavs Statue in seinem Wappen zu führen. Gustav war gelehrt, ehrgeizig und kühn, sein Leben unruhig, sein Ende schrecklich.

*) Keine Reiterstatue, wie Herr Willibald Alexis berichtet, sondern eine statua pedestris.

Nachdem er die Aristokratie lange bekämpft, wurde er von Ankarström auf einer Maskerade im Theater zu Stockholm 1792 erschossen. Wie Cäsar hatte ihn ein Billet vor den Verschworenen gewarnt, aber der Saal war ruhig, der König trat ein, viele Masken umringten ihn, jetzt klopfte eine auf seine Schulter mit den Worten: „gute Nacht! Maske", augenblicklich fiel der Schuß und die redoutablen Redouten wurden lange Zeit eingestellt. Im Zeughause bewahrt man den Maskenanzug des Königs auf. Die Statue Karls XIII. im Königsgarten 1821 aufgestellt, ist von Sergell modellirt und in Paris gegossen. Alle diese Statuen sind von Bronze, wecken den Schönheitssinn und unterhalten die historischen Erinnerungen des schwedischen Volkes. In Berlin sind den Triumvirn Scharnhorst, Bülow und Blücher Denkmäler errichtet, warum noch immer keins dem großen Friedrich? Der jetzige König von Schweden fürchtet nicht, die Liebe seines Volkes dadurch von sich abzuwenden, daß er den Männern, welche vor ihm auf dem Throne saßen, Denkmäler stiftet.

Unter den Kirchen Stockholms ist keine als Prachtgebäude ausgezeichnet. Die Adolph-Friedrichskirche und St. Clará verdienen einen Besuch wegen der Arbeiten Sergells. In jener ist das Monument des Descartes († 1650), in dieser die Auferstehung Christi als Basrelief. Die Ritterholmskirche zieht nicht minder den Fremden an. Gottesdienst wird darin nur an besonders feierlichen Tagen gehalten, und als altes Franziskanerkloster ist sie nicht schön, aber die Vorzeit tritt hier mächtig vor unsre Seele, hier ruhen die Völkerhirten. Magnus Ladulås (d. h. Scheunenschloß, weil er das Eigenthum seiner Unterthanen gegen fremde Räubereien schützte, der erste schwedische König, † 1290) und Karl VIII. (ein milder König in wilder Zeit, † 1470) liegen vor dem Altare, oben an der Wand hängen ihre schweren Rüstungen. Wir wenden uns zur Linken des Altars und treten an den Sarg Gustav Adolphs des Großen, des frommen, hochherzigen Helden, welcher für Deutschlands Freiheit am 6. Nov. 1632 bei Lützen fiel, nahe bei dem Steine, welcher

vor ihm der große Stein, nach ihm der Schwedenstein heißt. Für große Männer scheint gewöhnlicher Schlachtentod zu gemein, man ruft der Parzen dunkle Macht herbei, um sie zu verhängnißvollem Ende zu führen. So soll auch Gustav Adolph durch Franz Albrecht Herzog von Lauenburg meuchlerisch erschossen sein, aber der König kannte keine Gefahr und ritt ohne Helm und Harnisch in die lützener Schlacht. Hatten die Kugeln ihn bisher verschont, mußte er darum stets wohlbehalten aus dem Getümmel wieder kehren? Unmittelbar vor der Schlacht dichtete und sang er:

Förfäres ej du lilla hop —
Verzage nicht du Häuflein klein

— und dieser Schwanengesang endete mit den Worten:

Gott ist mit uns und wir mit Gott,
Den Sieg woll'n wir erlangen.

Gustav Adolph ist als Sieger geschieden und als Sieger lebt er fort im Andenken dankbarer Nachwelt. Er nahm, schreibt Voltaire, den Beinamen des Großen, das Bedauern des Nordens, die Achtung seiner Feinde mit ins Grab. In seinem Zelte fand man das Buch des Grotius de jure belli et pacis, welches er fleißig las, und wenn ein König den Namen des allerchristlichsten verdient, so kommt er Gustav Adolph zu. Am 20. December wird jährlich zu Stockholm durch eine Altarrede in der Schloßkapelle sein Gedächtniß erneuert. Seinen blutigen Koller von Elensleder zeigt man in Wien, sein Herz blieb zu Weißenfels in dem Lande, für das es blutete, — was jedoch mein Führer in der Kirche zu Stockholm nicht zugeben wollte, — sein Leichnam ruht in Schwedens Hauptstadt. Einfach und groß wie Gustav ist sein Sarg von dunkelm italienischen Marmor mit röthlichen Flammen durchstreift. Zur Seite Degen und Rüstung, vorsichtig an Ketten geschlossen, damit es Raritätensammlern nicht einfalle, sie mitzunehmen. Zu Lützen, Weimar und Leipzig zeigt man auch Schwerdter Gustavs, und wir überlassen es den Liebhabern, ihre Echtheit zu untersuchen. Ueber dem Sarge

hängen die mit Blut gefärbten Fahnen aus den Kriegen für Freiheit des Glaubens und Gewissens. Wie stände es ohne Gustav Adolph wohl jetzt in Deutschland? Das Oestreich, welchem er die Spitze bot, liegt nach zwei Jahrhunderten noch in grauenvolle Geisternacht gehüllt. Die Schwerdter rosten, die Religionskriege haben ausgewüthet und sich in Federkriege umgewandelt, welche Dinte und kein Blut kosten. Anders gerüstet mit heiligen Mienen, demüthig hochmüthigen Blicken, langen Gebeten, vor sich her schickend die Erklärung seiner völligen Nichtswürdigkeit zieht ein anderer Feind jetzt gegen die einfache Lehre unsers Herrn zu Felde, und seine Werbungen greifen täglich um sich. Trösten wir uns! Wenn das Evangelium nicht angefochten wird, so rostet es gar, sagt Luther. Unser Muth wird nicht wanken, die Wahrheit nimmer untergehn.

Gustav Adolph gegenüber zur rechten Seite des Altars, ruhen die Gebeine Karls XII. im schwarzen Marmorsarge. Ueber ihm die erbeuteten Fahnen von Narwa, an der Wand der Degen, welchen er in seiner Todesstunde trug, und nach welchem er unwillkührlich griff, als die Kugel seinen Kopf zerschmetterte. Vielleicht wäre er nie der Löwe geworden, wären nicht Rußlands Peter, Dänemark und Polen verbündet über den jungen wehrlosen Schwedenkönig hergefallen. Gereizt fuhr er auf und wüthete und ruhete nicht eher, als bis er am 30. Nov. 1718 zu Friedrichshall die Seele aushauchte. Hier ruhet nun der unruhige, unermüdliche, anfangs auch unüberwindliche, der großmüthige, sich selbst beherrschende, bis tief nach Asien berühmte Karl. Einen Ritt hat er gemacht, wie kein König vor und nach ihm, 286 Meilen in 14 Tagen von Demotika bis Stralsund. An 300,000 tapfre Schweden hat er in den Tod geführt, um — seine Länder zu verlieren. Schweden, an diesen Sarg führt eure jungen Könige, damit sie Besonnenheit lernen, wenn sie zum Kriege ziehn. Hier

Schwöre, deinem Volk ein sanfter Führer,
Deiner Welt ein Friedensgott zu sein!
Hier, schau her, wenn dich nach Ruhme dürstet!

Zähle jene Schädel Völkerhirt! —
Ist es denn so reizend, sich mit Trümmern
In die Weltgeschichte einzubaun?

Was hätte Karl leisten können, wenn er zu rechter Zeit aufzuhören verstand, und seine Riesenkraft dem wahren Wohle des Vaterlandes opferte! Karl steht bei seiner Nation noch immer hoch in Ehren. Wie in katholischen Ländern die Heiligenbilder, so schmückt sein Bild viele tausend Bauerhütten. Er ist der Abgott seines Volks, das Gedächtniß seiner Heldenthaten füllt alle Köpfe und das ist die einzige Frucht der vielen Wunden, welche Karls Tollkühnheit dem Reiche schlug. Als neulich bei der Geburt des Herzogs von Schonen zufällig Karls XII. Wiege unversehrt, in alterthümlicher Form mit reicher Bildhauerei und von außen ganz vergoldet aufgefunden wurde, da hat wohl mancher Patriot darin schöne Vorbedeutungen gesehen. Karls blauen Mantel, in welchem er fiel, den Rock mit ledernen Taschen und die Stiefel mit schweren eisernen Sporen, bewahrt man im Zeughause zu Stockholm. Das Kreuz und der Stein an der Stelle, wo er fiel, war von reisenden Schweden nach und nach mitgenommen, weshalb der jetzige König hundert Jahre nach seinem Fall ihm dort ein neues Denkmal errichten ließ. Am 30. Nov. Abends 6¾ Uhr, in demselben Augenblicke, wo Karl vor einem Jahrhundert fiel, hielten die Studenten in Upsala eine Todtenfeier, gingen im langen Fackelzuge zum Dom, stimmten Karls Marsch bei Narwa an, hielten Reden, sangen Gustav Adolphs Schlachtlied und Luthers: Eine feste Burg ist unser Gott. Möge Gustav Adolphs Todestag demnächst ähnlich gefeiert werden *).

*) Nachrichten aus Stockholm vom 6. November 1832 melden: Heute, als am 200jährigen Jahrestage des Todes Gustav Adolphs, wurde auf Befehl Sr. Maj. des Königs der Sarg, in welchem die Reste jenes großen Monarchen sich befinden, aus dem Gewölbe der Riddarholmskirche geholt und in dem marmornen Sarkophag beigesetzt, welcher in dem Chor dieser Kirche errichtet worden, deren Wände mit den glorreichen, von dem Helden der protestantischen Kirche so theuer erworbenen Trophäen geschmückt waren.

Viele tausend erbeutete Fahnen und die Wappen der Seraphinenritter schmücken die Wände der Ritterholmskirche. Unter den Grabmälern schwedischer Großen nenne ich billig zuerst das des Axel Oxenstierna. Er studierte Theologie zu Rostock, Wittenberg und Jena, ward einer der größten Staatsmänner aller Zeiten und vertrautester Freund des großen Gustav, dessen Feuer er durch seine Ruhe dämpfte, nach dessen Tode er die Angelegenheiten des protestantischen Deutschlands vom Untergange rettete und stets wohlthätig wirkte, bis er 1654 von der Bühne des Lebens abtrat. Ein anderer Held aus Gustavs Schule ist Torstenson, berühmt durch seinen Eilmarsch von Schlesien nach Holstein, durch seine Siege bei Schweidnitz, Leipzig, Jankow, durch seinen Zug bis vor die Thore Wiens. Eine Büste und eroberte Fahnen schmücken sein Grab. Stenbock, Feldherr und Freund Karls XII., mit ihm Sieger bei Narwa, fand 1717 einen langsamen Tod über faulem Wasser im Kerker zu Kopenhagen, nachdem er vier Jahre vorher seinen Ruhm durch Verbrennung der Stadt Altona befleckt hatte. Gyllenstierna, Löwenhaupt, Johannes Banér und viele andere ruhen hier

---

Diese rührende Feierlichkeit, welche die allgemeinste Theilnahme erregte, begann mit feierlichem Gottesdienste, bei welchem der Gesang gesungen ward, den Gustav Adolph selbst verfaßt hat. Nachdem der Bischof Wallin eine auf die Feier bezügliche treffliche Rede gehalten, wurde der Sarg von den Trägern aufgehoben, und, von dem Könige allein begleitet, nach dem Sarkophag gebracht, in welchem die irdischen Ueberreste des Siegers von Lützen beigesetzt wurden. Das Reichsbanner, welches man bisher in der Hauptkirche der Residenz aufbewahrte, wurde feierlich nach der Riddarholmskirche gebracht und bei dem Sarkophage aufgepflanzt, wo es auch künftig verbleiben wird. Heute Abend sind alle öffentlichen Gebäude prächtig erleuchtet, so wie auch der Platz Gustav Adolphs, dessen Reiterstatue mit einer schimmernden Glorie umgeben ist. — Se. K. H. der Kronprinz haben sich in Begleitung ihrer beiden ältesten Prinzen nach Upsala begeben, um dort der Grundsteinlegung zu dem Denkmale beizuwohnen, welches dem Andenken Gustav Adolphs des Großen errichtet wird. In allen Kirchen des Königreichs findet am heutigen Tage feierlicher Gottesdienst statt.

auf heimathlichem Boden. Die Asche des letztern brachte, wie eine lange Inschrift sagt, Senator Höpken nach Stockholm, nachdem er sie lange vergebens gesucht. Banér war durch ein thatenvolles aber üppiges Leben entkräftet zu Halberstadt im Mai 1641 gestorben. Im Kriege wie im Frieden hatte Schweden immer große Männer, und es ist so voll von ausgezeichnet festen Charakteren, wie vielleicht kein Land der Welt.

Wenn aber je ein Schwede diese Bemerkungen über Stockholm liest, dann wundert er sich, wie ich so lange von dem königlichen Schlosse schweigen kann. Gemach, Freund, wir sind schon da. Das Schloß ist das größte, höchste und schönste Gebäude der Stadt. Gleich beim ersten Blick auf Stockholm hält es nothwendig jedermann für die Residenz des Königs, und das macht dem Baumeister Ehre. Es ist im italienischen Geschmack gebaut, und 1754 fertig geworden. Alle Verzierungen sind einfach, das ganze Gebäude würdig eines schwedischen Monarchen und des Volkes, welches durch Abgaben so treu beim Baue half. Das Schloß hat eine vortreffliche Aussicht auf alle Theile der Stadt, auf Meerbusen und Berge umher, bildet ein großes Viereck mit geräumigem Hof und zwei Flügeln im Osten und Westen. Nur weiß ich nicht, welches der Haupteingang sein soll, und das ist nicht Fehler des Baues, sondern der zufälligen Umgebung. Dem Gebäude nach zu urtheilen ist der Haupteingang auf der Westseite, wo auch die Schloßwache ist, und über dem Portal die Bildnisse schwedischer Regenten glänzen; allein diese Seite ist durch nahe Privatgebäude noch mehr beengt, als das große Portal des Berliner Schlosses. Friedrich der Große wollte die Häuser wegreißen, aber die Eigenthümer sagten quod non! und die Häuser stehen bis diese Stunde. Vielleicht hatte der Baumeister zu Stockholm Tessin gleiche Meinung und gleiches Schicksal. Auf der Ostseite ist ein Gärtchen mit Terrassen, und im Süden steigt man auf Treppen in die Straßen hinab. Der Hof bedient sich der Nordseite, deren Auffahrt man jetzt mit bläulichen Granitquadern ausbaut. Diese Auffahrt ist hoch und steil, allein

königliche Pferde haben nicht viel zu ziehen. Als Meisterwerk der Baukunst betrachtet ist das Schloß wirklich sehr schön, jedoch möchte sich das neue michailowsche Palais zu Petersburg und das würzburger Schloß neben dem stockholmer sicher nicht zu schämen haben. Die Schweden sind darin einverstanden, daß ihr Schloß das schönste in Europa sei, und in der Frage, ob ich je ein schöneres gesehen, lag schon die verneinende Antwort. Meinen Widerwillen gegen die Schlösserschau habe ich in Stockholm zum letzten Male überwunden. Sehr einfache Einrichtung im Innern erwartete ich, und meine Erwartungen sind noch übertroffen. Einer von den Dienern des Kronprinzen führte mich in den Zimmern herum. Während meine schwedischen Freunde die schwedischen Herrlichkeiten bewunderten, sprach ich mit ihm über das Fest in Peterhof, über die Paläste und Kostbarkeiten der russischen Hauptstadt. Wie schlug der Mann die Hände zusammen, wie wußte er gar nicht Worte zu finden für die Dinge, welche er dort gesehen, und von denen es ihm zu Stockholm nie eingefallen war, daß sie irgendwo in der Welt existiren könnten. Er hat gewiß nicht in den Spruch der Schweden eingestimmt: Stockholm ist Stockholm, oder er hat mit den Worten einen andern als den gewöhnlichen Sinn verbunden. Wie die Königin von Saba zu Salomo wird wohl auch Kronprinz Oskar zum Kaiser Nikolaus sagen können: Es ist wahr, was ich in meinem Lande gehöret habe von Deinem Wesen. Und ich habe es nicht wollen glauben, bis ich gekommen bin, und habe es mit Augen gesehen. **1 Kön. 10.**

König Karl XIV. Johann ist eine lebendige Widerlegung derer, welche glauben, Könige müßten nothwendig als Prinzen zur Welt kommen. Johann Bernadotte, Sohn eines französischen Juristen, wurde Soldat, und hatte es durch neunjährigen Dienst bis zum Unteroffizier gebracht. Da brach die Revolution aus, er ward General, Marschall von Frankreich, Fürst von Ponte Corvo, **1810** Kronprinz und **1818** König von Schweden. Die ersten hundert Thaler sind schwerer zu verdienen als nachher hundert tausend; jene erfordern viel Schweiß, diese ein paar Federstriche und Glück.

Wenn Karl Johann auch nicht wie Cäsar von sich rühmen kann, fünfhundert Schlachten gewonnen und tausend Städte erobert zu haben, so hat er desto mehr Herzen gewonnen durch menschenfreundliche Milde. Hannoveraner und Lübeker zeugen davon, und die Berliner gedenken seiner, wenn sie am Schlachttage von Großbeeren nach der Wahlstatt ziehen. Daß er in den Befreiungskriegen für sein neues Vaterland sorgte und nicht hart war gegen das alte, ist der Zug eines edeln Herzens. Die freie Wahl eines freien Volkes hat ihn zum Throne gerufen. Folkets kärlek min belöning (des Volkes Liebe meine Belohnung) ist sein Wahlspruch. Geliebt von treuen Unterthanen und dankbar gepriesen für tausendfache Aufopferungen um des Landes Wohl ruht der siebzigjährige Greis auf unverwelklichen Lorbeeren. Kronprinz Oskar denkt und handelt als Schwede, tritt in die Fußstapfen des Vaters, und wird ein echter Bürgerkönig werden. „Du hast, sagt Tegnér in einer Rede am Oskartage, nicht blos den weitgefeierten Namen Deines königlichen Vaters, sondern auch den nicht minder weitgefeierten des Nordens aufrecht zu erhalten, wo große Erinnerungen um den Thron schweben, und kein König zu seiner Ehre schläft."

Im Erdgeschoß des stockholmer Schlosses ist eine Bildergallerie d. h. eine dunkle Stube mit einigen durch Staub und Alter ergrauten Gemälden. Besser steht es um das kleine Museum, dessen neun Musen vortreffliche Antiken sind. So gut erhaltene Statuengruppen soll es außer dieser nur zwei geben, die aus der Villa des Cassius zu Tivoli, und die der Königin Christina zu Ildefonso. Wahrlich die sinnvollen Gesichter und die feinen Stellungen der kastalischen Jungfrauen verdienen ein langes Beschauen. Amor und Psyche, und besonders ein Faun sind herrliche Meisterwerke des schwedischen Bildhauers Sergell, letzteres gewiß eins der schönsten Werke neuerer Zeit. Auch seine Modelle in Thon und Gyps haben mir sehr gefallen, und es leidet keinen Zweifel, daß Sergell zu den Bildhauern vom ersten Range gehört. Eine große Sammlung von Tellern, Schüsseln und Vasen werden gezeigt, welche Raphael eigenhändig gemalt haben soll. Nur

Loretto erfreut sich einer größern Sammlung. Sie sind flüchtig gemalt, und ich habe sie flüchtig gesehen, weiß aber so viel, daß Raphael durch seine unvergleichlichen Madonnen und nicht durch diese Teller unsterblich wurde. An der Bibliothek im Schloß ist nicht viel zu sehen, doch soll sie reich an wichtigen Handschriften für nordische Mythologie und Geschichte sein. Es wurde mir eine Bibel mit Luthers handschriftlichen Bemerkungen gezeigt; ferner eine alte Uebersetzung der Edda; die Teufelsbibel, d. h. eine Mappe mit dreihundert Eselshäuten, worauf die Bibel alten Testaments, der Flavius Josephus, Chroniken mediciniſche und andere Bücher geschrieben und der Teufel in optima forma gemalt ist. Das Conterfei dieses Herrn scheint den Leuten besonders gefallen zu haben, daher der Name des Buchs, welches übrigens als Codex giganteus bekannt und von Prag hieher gekommen ist. Das Prachtwerk über die Expedition Napoleons nach Aegypten — es kostete funfzehnjährige Arbeit und mehre Millionen Franken — wurde mir dadurch anziehend, daß mein Führer viel über Alexandrien erzählte, welches er vor zwei Jahren als Arzt auf einer schwedischen Fregatte besuchte, die den Seeräubern Respekt gegen die schwedische Flagge beibringen sollte.

Die Schweden liebten von jeher Wissenschaft und wahre Aufklärung, und ihre Könige gingen mit schönem Beispiele voran. Königin Christine, Gustav Adolphs Tochter, sammelte nicht ohne Unwillen der Schweden, die ausgezeichnetsten Männer ihrer Zeit um sich, Hugo Grotius, Joh. Freinsheim, Isaak Vossius, Nic. Heinsius, Carteſius, Herm. Conring, Sam. Bochart, Meibom u. a. m. Selbst der tollkühne Sohn des Mars Karl XII. wußte viel Mathematik, und liebte die Alten, wenn er auch nicht aus dem Curtius seine Pläne gesogen hat. Die Akademie der Wissenschaften hat in einer ansehnlichen Reihe von Bänden ihre Verhandlungen der Welt mitgetheilt. Sie entstand durch sechs Privatmänner und Linné war ihr erster Präsident. Nicht durch Unterstützung der Krone, sondern durch reiche Vermächtnisse ihrer Mitglieder wird sie erhalten. Sie macht Kalender fürs ganze Land,

und erhält dadurch seit 1747 große Summen. Ihre reichen Naturaliensammlungen waren gegenwärtig wegen Ortsveränderung in Unordnung. Aus der Natur des Landes erklärt sich's, warum die Schweden Naturgeschichte und Chemie mit besonderer Vorliebe treiben. Talentvolle Maler und Bildhauer werden auf öffentliche Kosten nach Rom gesandt, und die Früchte davon bleiben nicht aus. Die Schulen Stockholms sollen jetzt besser sein als früher. In den Gymnasien und den meisten Stadtschulen wird kein Schulgeld bezahlt. Die fünfmonatlichen Schul- und Universitätsferien sind offenbar zu lang. Wie in Berlin ein französisches Gymnasium, so ist in Stockholm eine deutsche Schule, beide ursprünglich von Kindern der Fremden, jetzt meist von Einheimischen besucht, um desto besser die fremde Sprache zu lernen. Man achtet in Schweden die Deutschen außerordentlich hoch, und deutsche Bücher sind dem Schweden Bücher der Weisheit, ohne daß er deshalb blind nachbetet und die eigene Kraft erstickt. In allen Gymnasien wird das Deutsche gelehrt, die deutschen Klassiker erschienen zu Upsala in einer großen Sammlung, und Herr Willibald Alexis d. h. Hering genoß die hohe Vaterfreude eins seiner Kinder in schwedischer Verwandlung vor dem Fenster eines Buchladens in Stockholm zu finden. Die deutsche Kirche Stockholms hat auch eine Auszeichnung vor allen Kirchen des Reichs — ein Glockenspiel. Glücklicher Weise hat sich diese niederländische Erfindung des funfzehnten Jahrhunderts längst überlebt, und das ewige Einerlei gefällt höchstens noch einem holländischen Langohr.

Nahe bei Stockholm war vor Kurzem eine Erziehungsanstalt errichtet, nach dem Muster der hillschen Schulen zu Birmingham und London. Das einzige Neue derselben besteht darin, daß die Schüler statt der sonst üblichen Punkte und Kreuze etwas Handgreifliches, kleine Münzen, als Zeichen der Belohnung erhalten, und dieselben als Strafe zurück zahlen. Ob dies Münzwesen seinen Zweck erreiche, muß längere Erfahrung lehren. Recht kaufmännisch sieht die englische Erfindung aus, denn jede Arbeit und jede Tugend

wird mit baarer Münze bezahlt. Im Leben geht es nicht so, in Schweden am wenigsten, und sollte die Schule das Sammeln metallener Schätze befördern, das allgemein verbreitete Papiergeld wird später diese Lust wohl unterdrücken. Daß man beim Unterricht stuffenweise, anschaulich, gründlich zu Werke gehe, ist nichts Neues, aber wenn es geschieht, stets lobenswerth. Die hiesige Anstalt ist noch im Werden, ohne Direktor, durch das Zusammentreten von sechs Lehrern entstanden und geordnet. Ein siebenter besorgt die Oekonomie der Anstalt. Unter den Lehrern ist ein Engländer, ein Franzose, die übrigen Schweden. Mehre haben die hillsche Anstalt kennen gelernt, einer ist dort selbst erzogen. Man erwartet noch einen Lehrer aus England, und korrespondirt fleißig mit den Gebrüdern Hill. Nur Knaben bis zum funfzehnten Jahre werden angenommen, zur Universität vorbereitet, und zahlen jährlich dreihundert Bankothaler. Die Gegend ist wie zu einer Erziehungsanstalt gemacht. In ländlicher Stille liegen die Gebäude der Anstalt, von der Stadt durch einen mäßigen Hügel getrennt. Am nahen Meerbusen waren Vorkehrungen zu einer Schwimmschule getroffen, und die Kunst Tialfs wird hoffentlich im langen Winter wohl geübt, zumal da die Stockholmer gute Schrittschuhläufer sein sollen. Buschige Seeufer, Thal und Hügel, Wiesen und Saatfelder geben überall die lieblichsten Ansichten, abwechselnder und schöner als zu Schulpforte und Schnepfenthal. Das Gemüth der Jugend wird dadurch heiter, das Herz weit und empfänglich für alles Gute. Wenn nur die Lehrer hübsch einig sind, und das Ihrige unermüdet thun, dann muß die Anstalt gedeihen.

Daß Kinder von sechs Jahren, statt ihre Muttersprache reden zu lernen, nach einer dickleibigen französischen Sprachlehre abgerichtet werden; daß Schulvorsteherinnen Kinderbälle veranstalten, wozu die kleinen Geschöpfe durch Karten förmlichst eingeladen, woselbst die Dämchen von den Herrchen mit möglichstem Anstande zum Tanzen engagirt werden — von solchen ungeheuren Verrücktheiten einiger Verzicherinnen Deutschlands habe ich in Stockholm nichts gehört. Dergleichen

Schande können nur Miethlinge auf sich nehmen, welche durch allerlei Hokuspokus schwache Eltern blenden, und denen es am Ende einerlei ist, ob sie das innerste Leben des heranwachsenden Menschen in seinen tiefsten Wurzeln anfachen oder ersticken, wenn sich nur Schülerzahl und Einnahme mehrt. Stockholm zeichnet sich übrigens weniger durch vortreffliche Schulen, als durch die verschiedenartigste Versorgung aller Hülfsbedürftigen aus. Arme Kinder finden freien Unterricht;*) Handwerkslehrlinge besuchen Sonntagsschulen; Verwahrloste werden im Lesen und im Christenthume unterwiesen; Tagediebe hält man zur Arbeit an; Gebrechlichen und verunglückten Bürgern wird Unterstützung zu Theil; die vortrefflichsten Waisenhäuser sorgen für viele tausend Kinder; Spitäler, Irren- und Taubstummenanstalten mildern die Leiden der Menschheit — und alle diese Institute besitzen große königliche Schenkungen und reiche Vermächtnisse von Privatpersonen, unter denen sich besonders die Freimaurer rühmlichst auszeichnen, so daß Stockholm in dieser Hinsicht wahrscheinlich die reichste aller Hauptstädte ist.

Um über die Sittlichkeit einer Stadt richtig urtheilen zukönnen, muß man länger daselbst verweilen als ich in Stockholm. Das schwedische Volk ist gewiß ein frommes und echt christliches, und nach allem, was ich gesehen, wäre ich gern bereit, ein günstiges Urtheil zu fällen, aber der Schein trügt, und ich fürchte, daß man hier wie in Petersburg die sittlichen Gebrechen zu überfirnissen versteht, denn in Stockholm ist schon das dritte oder vierte Kind ein uneheliches. Worin der wahre Grund dieser Erscheinung liege, ist mir unbekannt. In den öffentlichen Entbindungshäusern wird wie in Petersburg die Menschenfreundlichkeit so weit getrieben, daß man kein Frauenzimmer um ihren Namen fragt. Wohl mögen viele bedrängte Provinzialinnen nach der Hauptstadt eilen,

*) Die Anzahl solcher Kinder beträgt nach einer Angabe von 1831 2410, und die Unterhaltung dieser Schulen 15,000 Thaler jährlich. Das Armenwesen des Landes soll mit der Hauptstadt auf gleichen Fuß gesetzt werden, was jedoch schwer halten möchte.

allein damit ist obige Klage noch nicht aufgehoben. Häuser wilder Lust sind in Stockholm nicht vorhanden, wenigstens keine öffentliche. Der König soll zu ihrer Anlegung gerathen haben, aber die Stände waren durchaus dagegen, und mit Recht, denn es ist keineswegs durch Erfahrung bewiesen, daß sie der Sittlichkeit mehr Gewinn als Nachtheil bringen. Seestädte sind immer schlechte Sittenschulen, aber Stockholm ist keine so große Handelsstadt, und im Hafen sind fast nur schwedische Matrosen. Auch unter den Bauern in Schweden, Finnland und den Lappmarken — man sagt nicht Lappland — soll die Zahl der außer der Ehe erzeugten Kinder merklich zunehmen, doch meistens in Folge des concubitus anticipatus verlobter Personen. Die Jugend wie das Alter hält ihn nicht für unerlaubt, und die Heirath der Verlobten bleibt nie aus. Das erinnert an den Kiltgang im schweizerischen Hasli-thale, dessen Bewohner der Sage nach aus Schweden stammen. Tanzgesellschaften währen in Stockholm kurze Zeit, und die Tafelrunden halten mit denen zu Hamburg und Wien keine Vergleichung aus. Vor der Mahlzeit ißt der Schwede an einem Nebentische etwas weiches oder auch Knäckebrod und trinkt ein Schlückchen Brantwein zur Anregung des Appetits. Nun beginnt die Tafel mit einem Voressen von Fleisch oder Fischen, dann erst folgt die Suppe, weil sie, anfangs genossen, den Magen betrügt, indem man bald darauf wieder hungrig wird. Die Elbinsulaner sind eben so klug. Nach der Suppe kommt der Braten, und Konfekt macht den Beschluß. Daß die Schweden viel essen, hat man in Deutschland an ihren Soldaten gesehen, doch sind sie weder Fresser noch Leckermäuler. So lange ich die schwedische Zunge hörte, fühlte ich meine deutsche stärker, und schrieb die erhöhte Eßlust erst der Seekrankheit, nachher der frischen Luft zu. Svag dricka (Halbbier) vertritt gewöhnlich die Stelle des Weins. Thee ist wenig beliebt, aber die schwedischen Kaffeeschwestern kamen 1818 in nicht geringe Verlegenheit, als man, um dem Luxus und der Schwelgerei Einhalt zu thun, die Einfuhr der vielgeliebten Bohne verbot, und eine Art Wicken Astragalus baeticus zu bauen anfing. Ob da-

mals auch Kaffeeriecher in Stockholm angestellt wurden, wie unter Friedrich dem Großen in Berlin, weiß ich nicht. Jetzt trinkt man den levantischen Trank nach wie vor, doch fand ich seinen Wohlgeschmack nicht so vorzüglich wie Schubert. Auch geht man sehr sparsam damit um, und theilt ihn kopfweise, nicht in Portionen aus. Wenn ich am Morgen nach der Rechnung fragte, erkundigte man sich gewöhnlich erst, wieviel Kopf ich getrunken hätte oder noch trinken würde. Genug, der Kaffee verdirbt die Schweden nicht, Klima und Boden eben so wenig, denn wo der Mensch mit Mühe dem Acker sein Stückchen Brod abgewinnt, da ist er gut, nur wo ihm wie in Italien alles von selbst in den Mund fällt, wird er faul und schlecht. Am wenigsten leidet das schwedische Volk an einer widrigen Ueberbildung, an glühender Einbildungskraft, oder an zu weit getriebener Verfeinerung. Die Kirchen werden fleißig besucht aus religiösem Bedürfniß, und der Bevollmächtigte der brittischen Bibelgesellschaft gestand, daß er kein Land bereist habe, wo die Bibelverbreitung mehr aus inniger Ueberzeugung hervorgehe als in Schweden.

Unter Schweden und Stoikern finden sich nach Hufeland viele Beispiele des höchsten Alters. Das gilt vom platten Lande, nicht von der Hauptstadt. Räthselhaft und merklich größer als in andern Hauptstädten ist nämlich die Sterblichkeit Stockholms. Besonders in einigen Gemeinden übertrifft jährlich die Zahl der Gestorbenen bei weitem die der Gebornen. Während die Bevölkerung anderer Residenzen nicht ohne Besorgniß ungeheuer wächst, belief sich die Einwohnerzahl Stockholms 1798 auf 80,000, 1819 nur auf 70,000, und seitdem ist sie gestiegen, hat aber die alte Höhe noch nicht erreicht. Was dem Tode die reiche Beute zuführt, ob unsittlicher Lebenswandel, Mangel an hinreichender kräftiger Nahrung, oder die Kirchhöfe innerhalb der Stadt, oder die Ausdünstungen einiger Schutthügel namentlich bei der königsholmer Brücke, oder ob der Kranz von Bergen die feuchten Seenebel einschließt und das Zuströmen frischer Luft erschwert, ich weiß es nicht. Feuchte Kellerwohnungen tödten

hier wenigstens die Menschen nicht, denn der Andrang des Meeres wird durch die Schären abgehalten. Gras und Baumwuchs sind frisch wie die wehende Seeluft. Der Sommer währt zu Stockholm nicht viel länger als zu Petersburg, welches nur 36 Minuten nördlicher, aber 12 Grad östlicher liegt. Der unbeständige Frühling, hier die widerlichste aller Jahreszeiten, stellt sich im Durchschnitt am 4. April in Stockholm ein, sechs Tage später in Upsala, 12 Tage später in Åbo und 17 Tage später in Petersburg. Der lange Winter ist klar und frisch, und die Schweden sind gegen ihn weniger empfindlich, als gegen die naßkalten Winter südlicher Länder. Der Herbst ist warm, trocken und heiter, doch ist das eigentlich nur der Spätsommer, und die alten Skandinavier nahmen mit Recht nur zwei Jahreszeiten an, die Zeit der kurzen und der langen Nächte. Uebrigens ist Schweden wärmer als andere Länder unter gleicher Breite, weil das Meer es fast rund umgiebt, und weil dieses eine sehr gleichmäßige Temperatur behält, weshalb z. B. der Ostwind dort nicht so kalt als in Deutschland ist, und am Nordkap die stärkste Kälte bei Südwind eintritt.

Stockholms nächste Umgebungen bilden einen großen Lustgarten, gegen welchen unsere gewöhnlichen Gärten wie Ameisengebilde erscheinen, Menschengedanken gegen die Gedanken Gottes. Ich bedaure die Stockholmer nicht, daß sie kein Peterhof, Pawlowsk und Zarskoje-Selo haben. An welchem Ende sie ihre Stadt verlassen, überall mehr als jene kaiserlichen Schönheiten, überall dicht bei der Stadt ein still heiteres Landleben, Felsenwände, Meerbusen, Wiesenthäler, Wälder und was sich das Herz wünscht, nur keine Paläste. Königliche Lustschlösser — nun ja, es giebt deren hier auch, aber der Fremde suche sie nicht, sondern mache häufig Spaziergänge, wobei er gelegentlich auf die Lustschlösser stoßen und sehen wird, daß hier nichts zu sehen ist. Der Thiergarten hat außer ein paar Damhirschen wie der berliner keine Thiere, sondern lustwandelnde Menschen. Er ist großen Theils vom Meer umflossen, hat schöne Fels-, Wald- und Wasser-

partien, große Eichen, freie Plätze und gute Wege, welche im Anfange des Sommers von Reitern und Wagen belebt sein sollen. Am südöstlichen Ufer steht eine Reihe von Sommerhäuschen, und in einem kleinen Theater wird bisweilen gespielt. An dem Platze, wo der schwedische Anakreon Karl Michael Bellmann († 1795) viele seiner Lieder sang, ist ihm 1829 ein Denkmal errichtet. Ein Schüler Sergells, Namens Byström hat die Büste von Bronze verfertigt. Nahe beim Thiergarten ist das Lustschlößchen Rosendal, wo der König im Sommer oftmals weilt. Auf der Nordseite des Landsitzes steht auf einem Rasenplatze die größte Porphyrvase der Welt, lichtroth mit weißen, grünen und schwarzen Flecken, zwölf Fuß im Durchmesser, neun Fuß hoch, auf einem drei Fuß hohen Untersatze von ungeschliffenem Granit, in Elfdalen nach dem Muster einer in Herkulanum aufgefundenen Vase gearbeitet und 1825 hier aufgestellt. Bei dieser Vase harkte ein Dalekarl das Heu zusammen, in seiner eben nicht stattlichen Landestracht, und wahrscheinlich als Taglöhner im Dienste des königlichen Gärtners. So etwas fällt auf, wenn man aus Petersburg kommt, aber der Anblick des schmucklosen, treuherzigen Thalkerls hat mich innig gefreut. Etwas größer als das gar zu bescheidene Rosendal ist Haga, auf einer andern Seite der Stadt, hinter dem Norrmalm. Zwischen schattigen Bäumen liegt einsiedlerisch und sumpfig das Schlößchen Haga, abermals ein Zeugniß von der Genügsamkeit des schwedischen Hofes. Wenige Lorbeerbäume bezogen wegen herbstlicher Kälte schon in den ersten Septembertagen ihre Winterquartiere. Nirgends kurz geschorner Rasen mit schönen Blumenbeeten, kaum einige lange Rabatten mit Astern und andern gar gewöhnlichen Herbstkindern. Seit Gustav III. Haga anlegte, hat man der Natur freien Lauf gelassen, und die Hand ruhig in den Schooß gelegt. Zu einem kleinen Pavillon wird der Fremde geführt, damit der still durchs Leben Wandelnde seiner Fußtritte rauschenden Wiederhall vernehme. Die schwedischen Studenten lieben als Fußgänger die Sporen nicht, sonst könnten sie hier den Klang der Sporen recht genießen. In der Deckenwölbung

des Pavillons bildet sich nämlich ein Echo, doch tönt es nicht so stark wie der Resonanzboden des würzburger Schlosses. Im Jahre 1786 legte man feierlich den Grundstein zu einem großen Schlosse, allein da der Grund schon große Summen kostete, so fand man darin Grund genug, es bei diesem Grunde zu lassen. Die schwedischen Könige haben wenig Sorgen, und bedürfen kein so großes Sanssouci wie das bei Potsdam oder wie die Eremitage in Petersburg. Zarskoje-Selo mit seinen Schlössern und Anlagen hat, glaube ich, allein eben so viel gekostet als die Residenz- und Lustschlösser in und um Stockholm zusammen genommen. Meine jungen Schweden ließen es in den Schattengängen um Haga an munterer Unterhaltung und an schönen nationalen Liedern nicht fehlen, der Himmel war heiter wie mein Gemüth, und ich überhaupt in einer Stimmung, worin man leicht etwas schöner findet, als es wirklich ist, allein so reizend auch die Umgebungen Stockholms sind, die königlichen Lustschlösser sind durchaus unbedeutend, und kein deutscher Großherzog ließe sich an ihnen genügen. Wer einen schönen und doch äußerst einfachen königlichen Landsitz sehen will, gehe nach Weil bei Stuttgart. Drottningholm endlich, zu Deutsch Königininsel, das größte aller schwedischen Lustschlösser, liegt auf einer Insel im Mälar, eine Meile von Stockholm. Die Chaussee dahin führt durch anmuthige Gegenden, und wer den Staub nicht liebt, kann über den Mälar jeden Morgen mit dem Dampfboote dahin fahren. Das Schloß ist nach Tessins Plan gebaut. Andere Fürsten bauten Marmorpaläste und — bewohnen sie nicht, hier ist man mit einem Marmorzimmer zufrieden. Am Ende des Gartens steht ein Lusthaus, China genannt, und ein paar andere gelbe Häuser, worin man vormals Seide spann, heißen Canton. Schade, daß man nicht auch ein Pecking und Nanking gebaut hat — doch wo in der Welt gäbe es etwas Widerlicheres als die lebendige Mumie des chinesischen Reichs? Karlberg ist seit 1792 aus der Reihe der Stockholmer Lustschlösser verschwunden. Das stattliche Gebäude bekam zwei lange Flügel, und wurde in eine Kriegsakademie umgewandelt. Gegenwärtig

werden dort 150 Kadetten oder sogenannte Studenten zu Land- und Seeoffizieren gebildet. Von der königsholmer Brücke rudert stündlich ein Kahn dahin ab, wofern sich Passagiere à 5 Schilling einfinden. Wen die Einrichtung, der Unterricht und die Lehrer der Anstalt nicht anziehen, bleibe weg, denn an der Reitbahn, dem Turnplatze und den Schattengängen des Gartens ist nichts zu sehen. Dasselbe gilt von Ulriksdal, welches eine Meile entfernt im Norden der Stadt liegt, und 1822 in eine Invalidenanstalt verwandelt wurde. Bei manchen andern Schlössern ist diese Verwandlung nicht erst nöthig.

Reise von Stockholm nach Upsala und Dannemora.

Itum est in viscera terrae.
Ovid.

Mit schwerem Herzen schritt ich am Morgen des Abschieds durch den Schloßhof, an der Ritterholmskirche vorüber, zu den Ufern des Mälar. Da sammelten sich an hundert Menschen mit Kisten und Kasten, besonders Frauenzimmer mit Päckchen, Körben und Schachteln. Mit dem Schlage acht Uhr gingen drei Dampfschiffe ab nach Upsala, Söder-Telje und Arboga.*) Ein herbstlicher Nebel lag auf dem See, und ließ die Gegenstände kaum auf eine Viertelstunde weit erkennen. Der Blick auf Stockholm vom Mälar aus ist ganz vortrefflich. Ueber eine Meile weit sind die Ufer des Sees mit vielen Häuschen geschmückt, welche vereint mit den Baumgruppen und Wasseransichten dem Zeichner reichen Stoff darbieten. An Inseln fehlt's dem Mälar nicht, er hat über 1300, doch können sie unmöglich groß sein, denn der ganze See ist nur zwölf Meilen lang, und an den meisten Stellen so schmal, daß er mehr einem Fluß als einem See gleicht. Wie der See so sich gebildet habe, erzählt uns die nordische Mythologie. Die Göttin der Jungfrauen Gefion

---

*) Die mittlere Sylbe in Upsala und Arboga wird lang ausgesprochen.

nahm den König Gylfe von Schweden durch ihren Gesang so ein, daß dieser ihr alles Land versprach, welches vier Ochsen in einem Tage umpflügen könnten. Gefion verwandelte ihre vier Söhne, die sie von einem Riesen hatte, in Ochsen, und diese zogen so gewaltig, daß Gefion ein großes Stück Land mit sich nahm, welches sie Fünen gegenüber ins Meer setzte. Dieses Land ist die jetzige Insel Seeland, und das in Schweden ausgerissene Stück der Mälar. An vielen Stellen haben die Ochsen nicht alles umgerissen, daher die Menge Inseln. Der Mälar und fast jeder See, welchen ich später in Schweden sah, gewährt durch die buschigen Felseninseln so reizende Aussichten, daß nur ein wärmerer Himmel und der Duft von Orangen fehlt, um sich nach Italien zu träumen. Auf dem Wege nach Upsala fährt man rechts an Drottningholm vorbei. Die Ufer werden einförmiger, und zeigen fast nur Wald oder kahles Feld. Einige Brücken hemmen die Fahrt, und damit man nicht zu schnell von dannen komme, werden überall Passagiere abgesetzt und aufgenommen.

Drei Meilen vor Upsala liegt zur Rechten an einer Bucht des Mälar das in der ältesten Geschichte Schwedens berühmte Sigtuna. Hier war der Hauptsitz des altskandinavischen Glaubens, der Verehrungsort Odins. Vom Kaukasus kam, Chroniken zufolge, Sigge, Führer eines Asiatenstammes, machte sich zum Herrscher des Landes baute Sigtuna, richtete den Gottesdienst ein, und setzte sich selbst an die Stelle des alten bisher verehrten Odin, dessen Namen er annahm. Odin, Gott der Götter, thront auf wunderbarem Throne, den man in allen Landen sieht. Von ihm und seiner Gattin Frigga leiten alle Götter ihren Ursprung ab, weshalb Odin Alfadur (Allvater) heißt. Jahrtausende währt seine Herrschaft, bis einst Riesen den Himmel stürmen und Fenris, ein ungeheurer Wolf, das Weltall verschlingt. Dann entsteht ein neuer Himmel und eine neue Erde, über welche nicht Odin, sondern ein Mächtigerer herrscht. Auf der neuen Erde wachsen die Ernten ohne Saat, alle Noth vergeht und es glänzt die goldbedeckte Burg schöner als die Sonne, wo

die Schaaren derer, die Treue hielten, wohnen sollen. Die Meuchelmörder aber, die Verführer und die Meineidigen werden in Giftströmen waten. So dichtete und glaubte der Norden. Das heilige Sigtuna wurde 1188 von esthnischen Seeräubern erobert und verbrannt. Odin flüchtete nach Upsala. König Kanut setzte den räuberischen Fremdlingen einen Damm entgegen, indem er vor den Ausfluß des Mälar ein Schloß baute. So hob sich nach und nach an der Stelle elender Fischerhütten des Landes neue Hauptstadt, welche König Birger in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts mit Mauern und Thürmen umgab. Langsam blühte sie auf, denn noch 1560 zählte Stockholm nicht mehr als drei Barbiere, fünf Bäcker und zehn Schneider. Das Volk knüpft die Entstehungsgeschichte der Stadt an ihren Namen. Man ließ einen Stock oder Balken treiben, und an dem Holm (Insel), wo er hängen blieb, gründete man die Stadt. Bessere Erklärer finden in dem Namen Stockholm eine Insel, deren sumpfige Tiefen zum Häuserbau viele Stöcke oder Pfähle erforderten. Stockholm blüht, Sigtuna ist gesunken, ein armseliges Nest von höchstens vierhundert Einwohnern. In der Mitte zwischen Sigtuna und Upsala liegt zur Linken Skokloster mit fruchtbaren Feldern und schönen Alleen. Dominikaner, Benediktiner und Nonnen fanden gute Weide auf dem fetten Plätzchen. Es gefiel später dem schwedischen Feldmarschall Wrangel, er baute hier nach Abschluß des westphälischen Friedens mit deutschem Gelde ein Schloß, aber Kriege riefen ihn aus ländlicher Ruhe wieder aufs Schlachtfeld. Später kam das Gut an die gräflich brahesche Familie, deren Tycho als Astronom bekannt ist. Eine Meile vor Upsala wird aus dem See ein Fluß, dessen ganze Breite das Dampfschiff einnimmt, ohne auf dem Thonboden sitzen zu bleiben.

Um fünf Uhr ist man in Upsala. Die Musensöhne spazieren am Ufer, schauen und begrüßen die Passagiere. Wie die Raben an den Fischerkähnen warten und mit einander kämpfen um die ausgeworfene Beute, so steht ein Heer von Jungen am Landungsplatze vor Upsala, um durch Spedition erwähnter Päckchen und Kästchen einige Schillinge

zu verdienen. Ich wählte mir einen kleinen Buben aus, welcher von seinen amtseifrigen Kollegen mehrmals unsanft zurück gedrängt war, und nun triumphirend mit meinem Mantelsack abzog. Der Landweg nach Upsala beträgt sieben schwedische Meilen, die Wasserstraße etwas mehr, und die Fahrt auf dem Dampfboot kostet zwei Bankothaler (nach deutscher Rechnung zehn und eine halbe Meile für einen Thaler). Während ich vom Schiffe nach der Stadt wanderte, erkundigte ich mich bei einem Studenten nach dem Gästgifvaregård und äußerte, daß ich sogleich nach Dannemora wolle. Der junge Mann gab sich angelegentlichst Mühe mir zu verdeutschen, daß ich nothwendig einige Tage hier bleiben und die Merkwürdigkeiten von Upsala sehen müsse, vor denen kein Fremder so schnell vorüber eile. Morgen, antwortete ich, will ich die Gruben zu Dannemora und die Wasserfälle von Elfkarleby besuchen, dann aber komme ich zu den Schätzen der alten Musenstadt zurück. Jetzt verklärte sich das Antlitz des patriotischen Jünglings, er begleitete mich zum Gästgifvaregård und empfahl sich. Meinen Mantelsack nahm der Gastwirth in Verwahrung, eine Teufelskarete war fertig, ich fuhr zum Thorwege hinaus, aber siehe — der kleine Skjutsbonde war in der Gegend, wohin ich wollte, nicht bekannt. Schnell rückte ein kundiger Wagenlenker vor, und ich eilte jetzt nicht blos zum Thorwege, sondern auch zum Thore hinaus. Doch die Stadt hat keine Thore, sondern liegt nach nordischer Sitte recht offenherzig da. Nahe bei Upsala sind die Fruchtfelder flach, einförmig und ohne besondere Unterhaltung. Weiterhin hat die Riesennatur auf finnländische Art mit Felsblöcken gespielt. Zu Tausenden liegen sie auf den Feldern umher, und zwischen ihnen etwas fruchtbare Erde, welche der Fleiß des Landmanns bebaut. Gerste und Hafer wurden eingefahren, oder auf langen Stangen und Pyramiden vor großer Nässe geschützt. Junge Roggensaat keimte schon wieder aus dem Schooße der Allerzeugerin hervor. Den ganzen Tag war der Himmel bewölkt gewesen, jetzt schaute die Sonne kurz vor ihrem Untergange noch einmal so glühend hervor, als wollte

sie mit dem goldenen Wolkensaume die versäumte Tagesherrlichkeit in fünf Minuten nachholen. Während dieses Schauspiels erreichte ich Gamla- oder Altupsala, dessen Kirche aus Steinen des Göttertempels Odins erbaut sein soll. Hieher nämlich ward von Sigtuna der Sitz der Oberprieſter und Könige verlegt, und die nahen Upsalahögar d. h. Höhen, Hügel oder Hünengräber hängen damit zusammen. Noch zur Zeit Gustavs I. wurde hier über den Gräbern der Altvordern vor bewaffneter Volksversammlung Gericht gehalten, dessen Aussprüchen selbst der König unterworfen war. Tegnér singt in der Frithiofs Saga:

Ich kam zum Ting*) dort auf dem Grabeshügel,
Und rings an dessen Seiten, Schild bei Schild,
Das Schwerdt gefasset, standen Norrlands Männer,
Der eine dicht gereihet an den andern,
Bis auf zum Gipfel. Auf dem Richtersteine,
Der Wetterwolke gleich, saß König Helge.

Das nächste Hall von Husby bis Andersby ist über zwei schwedische Meilen entfernt. Mein zwölfjähriger Skjutsbonde schlief ein, ich nahm die Zügel, und fuhr bei Nacht und Nebel frisch darauf los. Die Dunkelheit nahm zu, zeigte trügerisch Abgründe, wo Wald, Felsen, wo Wasser stand, und je schärfer ich sehen wollte, desto größer die Täuschung. Der Knabe mußte pfeifen, um munter zu bleiben, allein bald konnte er pfeifen und schlafen, abwechselnd und zugleich. Sechzehn Schlagbäume der Station weckten ihn auf Augenblicke, und wären ihrer noch einmal so viele gewesen, sie hätten den Jungen nicht lebendig gemacht. Sobald das Pferd stand, sprang er vom Wagen, öffnete, setzte sich wieder zu mir, pfiff und schlief nach besten Künsten. Einmal lag er ganz fest, wir kamen an einen Schlagbaum, Pferd und Wagen standen, eine Todtenstille von wenigen Minuten folgte, dann sprang er erschrocken auf und rannte nach dem Schlagbaum. Aus Tag war inzwischen finstre Nacht, aus sanftem Thau allmälig dicker Regen geworden, und mein

*) Volksversammlung.

treuer Mantel wollte das Wasser nicht mehr beherbergen. Endlich 10½ Uhr kamen wir nach Andersby. Die Fenster des Gästgifvarehus leuchteten weit in die Nacht hinein. Als ich die Stubenthüre öffnete, da flackerten lichte Flammen auf dem Heerde, am Feuer stand ein rosenwangiges Mägdlein, und beim Backofen war eine Frau mit dem Einschieben runder Brodfladen beschäftigt. In zwei Ecken standen große Gardinenbetten, aus einem derselben wimmerte eine klägliche Stimme hervor. Die Hausmutter war krank und der große Raum, in welchem ich mich befand, war Wohn-, Schlaf-, Kranken-, Koch- und Backstube, alles in allem. An der Wand viele blanke Schüsseln und Teller, auf den Tischen und Brettern eine Menge frischer Brodkuchen, welche in der Nacht noch in den Ofen sollten. Sie hingen am andern Morgen auf Stangen an einander gereiht unter der Stubendecke. Nur im Frühjahr und Herbst pflegen die Bauern zu backen und zwar so viel, daß der Vorrath für ein halbes Jahr ausreicht. Mir war nichts erwünschter als des Heerdes lodernde Flammen. Die upländische Schöne bemühte sich, mich zu verstehen und meine hungrige Seele zu erquicken. Aus dem erbetenen Rührei wurde eine Art Eierkuchen mit fingerlangen Speckstücken, etwas Milch und Ei überzogen, in der Pfanne mehrmals umgewandt. Gegen elf Uhr setzte ich mich zu Tische und nach zehn Minuten ins Bette. Die zwei Stationen hatten mich sehr gelähmt, ich erwachte mehrmals, zog und reckte meine armen Glieder, schlummerte wieder ein, und so fort bis Morgens fünf Uhr, wo ich aufstand und die dampfende Pfeife im Munde nach dem drei fjerdedels mil entfernten Dannemora fuhr.

Unter den zahllosen Eisengruben Uplands sind die zu Dannemora die ältesten und vorzüglichsten des Reichs. Sie sind nicht wie die Gruben auf dem Harz, enge Löcher, wo man die obersten Leitersprossen und nichts weiter sieht, sondern fürchterliche Schlünde, in welche man bis auf den Grund zu den Arbeitern blickt. Von den siebenzig Gruben werden nur vier und zwanzig bearbeitet. Die übrigen stehen voll Wasser oder sind verlassen, weil sie Mühe und Kosten nicht

reichlich lohnten. Eine der größten hat eine Oeffnung von mehr als hundert Fuß Länge und dreißig Fuß Breite. An einigen Stellen sind von Natur oder nach dem Willen der Menschen auf der Oberfläche gewölbte Bogen stehen geblieben. Schauerlich schön ist der Blick durch diese Felsenthore in die ungeheuren Klüfte, in deren nebelgrauer Tiefe man die Menschen sich am Feuer wärmen und handthieren sieht. Hier und da sitzt an einem Felsenvorsprung ein Wagehals, und bohrt mit Schlägel und Hammer das harte Gestein an, um es durch Pulver zu sprengen. Seine erste Unvorsichtigkeit bezahlt er mit jämmerlichem Tode, denn hinter ihm gähnt der offene Schlund, aber der Mensch treibt voll Seelenruhe sein mühseliges Werk. Oben wo die Felsenwand der Grube herüber hängt, sind Pferdewinden angebracht, um das Erz in Tonnen zu Tage zu fördern. In einer solchen Tonne oder Kübel von etwa drittehalb Fuß Höhe und zwei Fuß Breite sah ich drei Menschen zugleich sich hinab lassen. Sie hielten sich am dicken Tau meist nur mit einer Hand, und sanken so in die schauderhafte Tiefe. Vergebens bemühte sich mein Führer, mir die Sicherheit dieser Fahrt zu zeigen. Ich suchte Leitern zum Hinabsteigen, und fand sie neben den Röhren, welche das Grubenwasser aus der Tiefe pumpen. Neunzehn Leitern stehen fast senkrecht über einander, jede von zwanzig bis dreißig Stuffen, oben beim Eingange trocken, aber je tiefer man steigt, desto nasser und schmutziger durch das aus dem Felsen unaufhörlich tropfende Wasser. Die untere Hälfte der Grube ist mit trüben Dämpfen gefüllt. In dieser Nebelregion erstarren die Finger, und die Gefahr allein giebt Kraft, die Leitersprossen herzhaft zu umklammern. Unten auf dem Boden liegen schwarze Blöcke wild durch einander, zwischen ihnen mehre Fuß dickes Eis. An der tiefsten Stelle sammelt sich das Gruben-, Regen-, und Schneewasser, und der nahe Dannemorasee mag auch sein Quantum liefern. Auf schmalen Brettern geht man Schritt vor Schritt über den stygischen Sumpf, und tritt bei Lampenschein in die Seitenhöhlen zu den Arbeitsstätten. Die Felsen werden gebohrt und mit Pulver gesprengt, was täglich um Mittag geschieht. Kano-

nendonner ist nichts gegen dieses fürchterliche Krachen, welches vielfach wiederhallend sich majestätisch langsam hinauf durch die Klüfte wälzt, während die Wolken des Pulverdampfs in die Höhe wirbeln, die gesprengten Blöcke krachend niederschlagen, und die Erde unter den Füßen bebt. Die Arbeiter, eine wahre ferrea proles, haben nicht die gewöhnlichen bleichen Bergmannsgesichter, sondern sind frisch roth und wohlgemuth. Man sagt: Noth bricht Eisen, aber in Noth sind diese Menschen nicht, obgleich arm wie alle Bergleute. Beim Emporsteigen aus dem Erebus vertrieb ich mir die Furcht durch sorgfältiges Zählen der Stuffen, und zählte ihrer 470. Die Reise im Eimer von unten nach oben mag leichter sein als die von oben nach unten, doch zog ich abermals die Leitern vor. Das Steigen ist nicht ohne Gefahr, denn manche Sprossen sind ausgetreten und man schwindelt leicht, weil das Auge unaufhörlich den offenen Abgrund vor sich hat und ohne Haltpunkt an dem schwarzgrauen Felsgeklüft niedergleitet. Furcht und Staunen wechseln fortwährend mit einander, bis allmälich das Staunen die Oberhand gewinnt. Selbst der Nichtmineralog muß in die Grube fahren, damit er das Entzücken genieße, aus den Schatten der Unterwelt heraus zu steigen an das selige Licht. Was die Alten vom Tartarus träumten, von ehernen Mauern, eisernen Thoren, metallenen Schwellen, gräßlicher Finsterniß, schwerem Nebel, schmutzigem Cocytus — alles sieht man hier auch ohne Phantasie verwirklicht.

Die Bergwerke Schwedens waren bis 1480 in den Händen der Priester, welche sie eben so wenig wie nachher die Könige, gehörig benutzen konnten. Am Ende des 15. Jahrhunderts wurden die ersten Schmelzhütten in Schweden angelegt. Bis dahin grub man nur die Eisensteine, und schickte sie roh nach deutschen Häfen. Nachher wurden die Gruben an Hammerherren verpachtet, namentlich gehören die von Dannemora und Oesterby der Familie von Tamm. In neuerer Zeit haben Engländer hier Spekulationen anknüpfen wollen, man hat sie jedoch nicht zugelassen. Schweden gewinnt jährlich 1,500,000 Centner Eisen, welches wegen der vorzüglichen

Reinheit des Erzes sich besser zur Stahlbereitung eignet als das Eisen aller andern Länder. Kupfer erhält es nur 18,000 Centner, Blei 600 Centner, Silber 2000 Mark und Gold fast gar nicht. Eisen ist in den schwedischen Städten das Erste und Letzte, und ein Schmied könnte sich auf seiner Wanderschaft in dem Eisenlande recht satt an Eisen sehen. Auch die Gesundbrunnen Schwedens enthalten fast nichts als Eisen. Warum aber hat Schweden noch keine Eisenbahnen, welche doch wohlfeiler sind als die theuren Kanäle, und zweckmäßiger ohnehin? Große Seeschiffe werden den Sundzoll nie umgehen können, Eisenbahnen würden dagegen die Verbindung im Innern auch da befördern, wo Kanäle unmöglich sind. In Eisenbahnen zieht ein Pferd so viel als sonst acht von gleicher Stärke, und der Waarentransport würde schneller von Statten gehen als jetzt, zumal bei widrigem Winde, auf dem Wettersee. Der lange Winter sperrt die Kanäle, nicht aber die Eisenbahnen. Warum hat Schweden noch keine Eisengießerei für feinere künstliche Sachen, woran Berlin, Breslau und Petersburg so schönen Vorrath liefern? Wohl sind manche von diesen Eisengußwaaren nur Gegenstände des Luxus, allein viele sind auch sehr nützlich, und den eisernen Luxus hat man schwerlich zu fürchten. Eisen ist nothwendig, Salz eben so nothwendig, und an Salz fehlt es dem ganzen Norden. Schweden allein kauft jährlich 200,000 Tonnen Salz vom Auslande, und die unglücklichen Projecte der Seesalzfabrikation haben dem Lande große Summen gekostet. Schweden muß sich deshalb mit der Schweiz trösten, welche auch kein Salz und trotz aller Berge nicht einmal Eisen und Kupfer oder doch sehr wenig hat.

Noch weilte ich am Eingange zur Unterwelt in Dannemora, als die nasse Oberwelt sich vernehmen ließ, und der Regen mich nöthigte, die Fahrt nach Löfsta, einem der größten Hammerwerke, und zu den prachtvollen Wasserfällen der Dalelf bei Elfkarleby aufzugeben. Gern hätte ich auch Fahlun gesehen, wo das beste Kupfer aus einem noch größern Schlunde wie in Dannemora das Eisen geholt wird. Der Himmel wollte es nicht. Ich kehrte nach Andersby zurück,

und kam gegen Abend bis auf die Haut durchnäßt in Upsala an. In der Nacht träumte ich von Meereswogen, welche über die Erde wild dahin stürzten mit schwarzbraunen Wasserwirbeln, denen ich voll Angst entfliehen wollte und nicht konnte, weil mich rückwärts ein anderes Schreckniß, ich wußte selbst nicht welches, festhielt, bis ich von den Wogen mit unwiderstehlicher Gewalt fortgerissen in einen schwarzen Abgrund, ähnlich dem von Dannemora, stürzte, mitten im Sturze erwachte und mich im Bette zu Upsala fühlte.

Der erste liebenswürdige Schwede, welcher mich am Morgen besuchte, war ein vormaliger Zögling der Georgia Augusta, und das erste berühmte Buch, welches er mir zeigte, der Codex argenteus. Der Kodex enthält die vier Evangelien in mösogothischer Uebersetzung, von Ulphilas, Bischof der Gothen im Jahre 360 angefertigt, geschrieben mit Silberschrift auf blaurothem glatt polirtem Pergament. welches an vielen Stellen durch sein tausend vierhundert und siebzigjähriges Alter nach gerade etwas mürbe und löcherig geworden ist. Von den silbernen Uncialbuchstaben, nicht von dem silbernen Einbande, in welchen de la Gardie ihn fassen ließ, hat er den Namen. Großen Theils sind Blätter und Schrift sehr schön erhalten. Der Anfang fehlt, und das erste Blatt beginnt mit Matth. 5, 15, auch das Ende ist nicht vorhanden, aber Angelo Mai in Mailand hat vor nicht langer Zeit zwanzig Blätter dieses Kodex und die Briefe Pauli in gothischer Uebersetzung gefunden. Das Buch hatte merkwürdige Schicksale, befand sich zuerst in einem Benediktinerkloster in Westfalen, ohne daß man weiß, wie es dahin gerathen ist, kam dann nach Kölln, von da nach Prag, und bei Eroberung dieser Stadt durch Königsmark im dreißigjährigen Kriege nach Stockholm. Bald darauf wanderte es mit dem Holländer Vossius nach Amsterdam, bis der Kanzler de la Gardie den Tod des Vossius erfuhr, nach Holland reiste, 1669 es auf der Auktion für 400 Thaler kaufte und der Universität zu Upsala schenkte. Erich Benzelius, ein schwedischer Erzbischof, suchte zuerst den Kodex zu enträthseln. Eine neue deutsche Uebersetzung nach dieser gothi-

schen gab Zahn zu Weißenfels 1805 heraus, beschrieb den Kodex näher, und fügte eine Abbildung der alten Schriftzüge bei. Die Bibliothek ist 1621 von Gustav Adolph gestiftet. Er theilte anfangs aus seiner eigenen Bibliothek mit, und machte es später wie Asinius Pollio, welcher in Rom die erste öffentliche Bibliothek aus der im Kriege gemachten Beute anlegte. Napoleon verstand diese Theorie bekanntlich auch recht gut. Aus Deutschland, namentlich aus Prag, Olmütz und Würzburg kamen viele Bücher nach Upsala. Der eifrig protestantische König versorgte Upsala und Stockholm auch mit Bibeln, welche Luther selbst gebraucht hatte. In der hiesigen Bibel ist Luthers Handschrift etwas undeutlich, aber Melanchthon hat leserlicher auf das Blatt daneben den schönen Wahlspruch geschrieben: „Wir haben ein festes, prophetisches Wort; und ihr thut wohl, daß ihr darauf achtet, als auf ein Licht, das da scheinet in einem dunkeln Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen." 2 Petr. 1. Unter den übrigen Merkwürdigkeiten der Bibliothek nenne ich den dialogus creaturarum, das erste in Schweden 1483 zu Stockholm von Johann Snell gedruckte Buch. Statuta Poloniae auf Pergament gedruckt, wovon nur noch drei Exemplare außer diesem vorhanden sind. Nya testament på Swenske von 1526, übersetzt durch Laurentius Andreä, die erste schwedische Bibelübersetzung. Die isländische Edda mit Mönchsschrift, inwendig sehr schwarz geworden. Historische Sammlungen von Palmsköld, welche dem schwedischen Geschichtsforscher noch immer reiche Ausbeute liefern. Eine große Menge von Inkunabeln und typographischen Seltenheiten von 1467 an. Endlich zwei Kisten, welche Gustav III. kurz vor seinem Tode eigenhändig versiegelte und der Universität schenkte mit der Weisung, daß sie erst funfzig Jahr nach seinem Tode geöffnet würden. Dieser Termin ist am 1. Januar 1842 abgelaufen, und bis dahin läßt sich über den Inhalt nur muthmaßen. Geld ist schwerlich darin, weil der König nicht sparsam lebte. Bücher sind nicht so schwer, denn der eine Kasten mußte von zwölf Pferden heran geschleppt werden, und doch kann man Bücher

oder Handschriften über die geheime Geschichte jener Zeit am leichtesten darin vermuthen, weil der König gelehrt war, selbst manches schrieb und sogar einen Preis der schwedischen Akademie gewann. Die Bibliothekskasse erhält durch Immatrikulationen und andere Gelder eine jährliche Einnahme von acht hundert Thalern, wovon neue Werke angeschafft werden. Man rechnet auf der Erde zwischen sieben und acht hundert öffentliche Bibliotheken mit zwanzig Millionen Bänden, wovon der vierte Theil allein auf Deutschland kommt. Wer es nicht glauben will, zähle nach, gut aber, daß man, um selig zu werden, keine einzige durchzulesen braucht. Das hier befindliche gelehrte Gut man schlägt es auf 50,000 Bände an, verläßt nächstens sein bisheriges Lokal, und zieht in das neue Bibliotheksgebäude. Dieses ist mit einem Aufwande von 400,000 Bankothalern seit 1819 erbaut, hat drei Stockwerke und funfzehn Fenster in seiner Länge mit großen Zwischenräumen. Der Bau ist solide, das Dach von Eisenblech. In den Gewölben des Erdgeschosses sollen Handschriften und dergleichen Seltenheiten Platz nehmen. Bequeme Treppen — die Königin sah sie ihrer Aussage nach nur in Versailles so schön — führen zu dem Hauptstockwerk, welches die eigentliche Büchersammlung enthalten wird. Ein großer bis unter die Decke des Gebäudes gewölbter Solennitätssaal nimmt die obere Etage ein. Kleine Fenster über ihr lassen Licht in die Logen, welche für Musiker und Frauenzimmer bei den Feierlichkeiten der Universität bestimmt sind. Dieser neue Tempel der nordischen Musen, vielleicht das schönste aller Bibliotheksgebäude, steht auf einer Anhöhe nahe bei dem alten Schlosse, und ragt wie dieses über die Stadt hinweg. An den Fenstern des großen Saals hat man die beste Aussicht auf Stadt und Umgegend, zur Linken erblickt man den Thurm von Alt-Upsala, zur Rechten die Morawiese, auf welcher im Mittelalter die feierlichen Königswahlen vollzogen wurden, und deren Steine mit verwitterten Inschriften und Bildern das Volk als Denkmäler grauer Vorzeit ehrt.

Die Universität zu Upsala wurde 1829 von 859, im

Sommer 1830 von 840 Studirenden besucht. Ein geselliges Leben und zwei hundert kleine Stipendien ziehen manchen Jüngling an, obgleich der Aufenthalt in Lund nicht so theuer sein soll. Schwedens Armuth ist auch hier nicht zu verkennen, welcher ein wohlthätiger Sinn zu Hülfe kommt. Wollte man dem Sohn eines Ministers mehre Freitische geben, und wollte dieser seine Hunde damit füttern, so würde das die Schweden schrecklich empören, und sie duldeten die Schande nicht. Viele Studenten müssen ihre Studien unterbrechen, weil sich ihre Kasse leicht erschöpft. Dann gehen sie in die Heimath, erwerben sich durch Unterricht ein Kapitälchen, und kehren nun zu den Wissenschaften zurück. Daß unter solchen Verhältnissen das akademische Leben eine etwas andere Gestalt als in Deutschland annimmt, läßt sich erwarten. Es tritt den Jünglingen zeitig mit allem Ernste entgegen, ohne den unverwüstlich heitern Sinn zu dämpfen. Sie wissen, warum sie die Universität beziehen, sind bescheiden als solche, die erst was lernen wollen, trinken Bier ohne den Bierunfug der Jenenser, gehen spazieren und lassen die abentheuerlichen Musenklepper in Ruhe, halten auf Ehre und kennen keine Duelle, aber wohl gymnastische Uebungen, bei denen Preise vertheilt werden. Irre ich nicht, so war es Königin Christine, welche in Upsala ein Privathaus incognito bewohnte, und einen durch Schönheit ausgezeichneten Musensohn zu sich auf das Zimmer lockte. Sie überhäufte den Jüngling mit Liebkosungen, er aber ehrbar und fromm wich ihren Wünschen aus. Da gab ihm die Königin mit der einen Hand eine goldene Uhr und sagte: „das ist für Deine Schönheit;“ mit der andern eine Ohrfeige: „das ist für Deine Dummheit.“ — Mit den Monaten Februar und Oktober beginnen die Termine oder Semester, und dauern bis Johannis und Weihnachten. Die Ferien sind also wie in Rußland mitten im Sommer und Winter, oder zur Zeit der großen nordischen Hitze und dunkeln Tage. Sobald der angehende Student geprüft und immatrikulirt ist, muß er in eine Nation treten. Die Nationen gleichen unsern Landsmannschaften, indem sie die Kinder einer großen

oder mehrer kleinen Provinzen vereinigen, darin aber sind sie ihnen unähnlich, daß sie nicht geheime, sondern öffentlich anerkannte und für nothwendig erachtete Verbindungen sind, an deren Spitze jedesmal ein Professor, Doktoren und Senioren stehen, welche, wo möglich aus derselben Provinz gebürtig für die Angelegenheiten der Nation sorgen. Alle Mitglieder zahlen kleine Beiträge für eine Kasse, aus welcher für die Nation Bücher angeschafft, Kirchenstühle gemiethet und andere Ausgaben bestritten werden. An eigenen Büchern fehlt es den jungen Leuten im Allgemeinen sehr und die Nationen versammeln sich deshalb häufig zu wissenschaftlichen Unterredungen. Die lateinische Sprache möchte den schwedischen Studenten wohl geläufiger sein als den deutschen, doch stehen sie gewiß an wissenschaftlicher Bildung hinter diesen zurück. Nach besondern Lehrbüchern wird selten gelehrt, weil inländische wenig geschrieben, ausländische zu theuer sind. Jeder Professor muß in jeder Woche vier öffentliche Vorlesungen halten, und er muß das nicht bloß, sondern er thut es auch. Das traurige Diktiren erlaubt sich kein Lehrer, und die Schüler halten glücklicher Weise sehr wenig von dickleibigen Heften, hören, denken und studiren so ihre Wissenschaft. Nur alle drei Jahre wird eine bestimmte Anzahl zu Magistern der Philosophie ernannt. Bei der letzten Promotion im Juni 1830 war die Königin, der Kronprinz und die Kronprinzessin zugegen, es ward ein Ball veranstaltet und die Kronprinzessin tanzte mit dem Ersten der neugebackenen Magister. Dem Vernehmen nach werden diese Promotionsfeierlichkeiten künftig aufhören. An der Spitze der Universität Upsala steht der Kronprinz als Kanzler, der Erzbischof als Prokanzler. Unter ihnen steht der Rektor und der akademische Senat, welcher das Universitätskonsistorium heißt, und alle ordentliche Professoren in sich begreift. Der Rektor ist Konsistorialpräsident, und hält während des Rektorats keine Vorlesungen. Die Professoren bekommen ihren Gehalt in Korn, jeder Ordinarius 215 Tonnen. Ein Quästor der Universität sorgt für den Verkauf des Getreides, und zahlt den Professoren aus, je nachdem

die Preise günstig oder ungünstig sind. Auf dem Reichstage ist jedoch darauf angetragen, daß der Gehalt auf 300 Tonnen erhöht wird. Gute Predigerstellen tragen nämlich 400 Tonnen, und es ist in Schweden nicht selten, daß sich ein Professor der Theologie lange vergebens nach einer Landpredigerstelle sehnt. Auffallend waren mir die Titel der gelehrten Herren, welche unsere deutschen Titulaturen an geschmackloser Artigkeit noch übertreffen. Der Rektor der deutschen Schule in Stockholm wird allgemein Hofprediger genannt, obgleich er es nicht ist. Auf einem Briefe an einen jungen Geistlichen las ich: „Hogärevördige och Hoglärde", und ein Doktor der Medizin bekam sogar den Titel: „Hoglärde och Widtberömde." Selbst in den mittleren Ständen ist die Titelsucht groß, und der Thron hat fast mehr Titel als innere Kraft. Eine königliche Verordnung hob 1819 die Titulaturen an die Behörden und von denselben auf, aber im gewöhnlichen Leben scheint man sich wie in Deutschland von der alten germanischen Krankheit nicht losmachen zu können. Kant nannte (Anthropologie. Königsb. 1800, S. 298.) Frankreich das Modenland, England, Land der Launen, Spanien Ahnenland, Italien Prachtland, und Deutschland sammt Dänemark und Schweden, als von germanischem Blute durchströmt, das Titelland. Er hat Recht, und wir — wir lassen's beim Alten und halten uns an das historisch Gegebene. An veralteten Einrichtungen ist in Upsala wie überhaupt in Schweden kein Mangel, nur steht die allgemeine Dürftigkeit großen Verbesserungen im Wege. Dennoch zweifeln wir nicht, daß die auf dem letzten Reichstage laut gewordene Klage über bisher unzulängliche Bildung künftiger Staatsdiener auf Universitäten durchdringen und manches umgestalten werde. Man hat mehrmals den Vorschlag gemacht, die Universität von Upsala nach Stockholm, die von Lund nach Gothenburg zu verlegen. Warum will man den kleinen Landstädten einen bedeutenden Erwerbszweig rauben, und ihn gerade den Städten zuwenden, welche als die einzigen von allen doch schon in Flor sind? Ob die Musen in Residenzstädten so gut aufgehoben sind, als man uns

überreden möchte, ist keineswegs erwiesen. Recht wohl fühlen sie sich in der geräuschvollen Umgebung einmal nicht, und ich bedaure von Herzen jeden studirenden Jüngling, welcher nie im Leben die höchste äußere und innere Freiheit zu gleicher Zeit genossen hat. Ein solcher kann freilich auch nicht urtheilen über Dinge, die er nicht kennt. Fürchtet sich der Staat vor der Universitätsfreiheit, und hält man strenge Ordnung bei der Jugend für das Wichtigste, nun dann ist militairische Ordnung zu empfehlen, und wir gelangen bald dahin, die uniformirten Söhne knechtischer Weisheit in Kompagnien und Regimenter zu theilen, sie also in die Kollegia marschiren zu lassen, und wer seine Lektion nicht gelernt hat, erhält die Knute oder kommt auf Latten. Doch kein Volk ist von solchem Geist mehr entfernt als das schwedische. Eine andere Frage ist es übrigens, ob nicht nach vollendeten Studien der Aufenhalt in einer Hauptstadt sehr zuträglich sein könne. Verbesserung der Gymnasien möchte wohl überall die gründlichste Verbesserung der Universitäten wirken. Wacht man darüber sorgfältig, daß kein unreifer und unwürdiger Schüler die Musentempel betritt, dann werden sich viele Auswüchse unserer Hochschulen von selbst abstreifen.

Upsala ist eine schwedische Stadt zweiten Ranges mit etwa vier tausend Einwohnern, massiven und hölzernen Häusern, geraden Straßen und schlechtem Pflaster, wie in Stockholm ohne Hoffnung besserer Zukunft. Große Feuersbrünste sind im Norden etwas Gewöhnliches. Upsala brannte 1702 und 1809 großen Theils ab. Eine akademische Stadtmerkwürdigkeit — Jena hatte sieben Wunder, welche zusammen nicht so viel Nutzen stifteten als — die Wassermühle in Upsala mit zwölf Steinen auf einer Insel des Fyrisa. Sie treibt, wie Arndt sagt, das Mühlrad der Wissenschaften, denn ihre Einkünfte gehören der Universität, und wurden früher zu Stipendien für Studirende verwandt, welche nach Paris reisten. Auch die Mühle im nahen Ulfva ist Eigenthum der Universität. Upsala hatte von jeher tüchtige Männer, von denen Wallerius, Celsius, Rudbeck, Afzelius, Murray, Thunberg, Oedmann, Wahlenberg, Geijer u. a. m.

bekannte Namen sind; aber ein Mann lebte hier seit 1742, den jeder Gärtner kennt und dessen Geschichte sich jeder Landpfarrersohn merken kann — Karl von Linné. Seine Lehrer sagten, aus ihm könne zur Noth ein Handwerker werden, und sein Vater gab ihn zu einem Schuster. Linné ist unsterblich geworden, die Namen jener Lehrer sind verschollen. Ein kleines gelbes Haus und ein Gärtchen mit Teich und Tannenhecken stammen noch aus der Zeit des großen Mannes. Das war der enge Raum, auf welchem der Zögling und Priester der Natur seine Forschungen über die Pflanzenwelt anstellte. Mein Gastwirth und Posthalter führte mich zu diesem Garten. Welcher deutsche Gastwirth oder gar Posthalter thut das unaufgefordert und bei regnigtem Wetter? In Linné's Häuschen wohnt jetzt ein deutscher Musikus, Kapellmeister Heffter aus Thüringen. Der neue botanische Garten im Westen der Stadt hat größern Umfang, schattige Alleen und ein schönes Haus, die Wohnung des Professors der Naturgeschichte. Hier in einem Saale, dessen Licht von oben fällt, ist das herrliche Denkmal Linné's, eine Statue in sitzend nachdenkender Stellung, von Byström in Rom angefertigt. Ein anderes Denkmal hat der jetzige König zu Rushult in Smaland errichten lassen, wo Linné's Vater, Landprediger und Freund der Botanik, die Liebe des Sohnes zur Natur entflammte.

Das Schloß in Upsala auf der Anhöhe neben der neuen Bibliothek wurde von Gustav Wasa 1548 erbaut. Er drückte den übermüthigen Erzbischöfen den Daumen aufs Auge, und gründete über ihren Palast erhaben seine Königsburg. Sein Denkmal steht beim Schlosse, eine Büste von Bronze, auf umgestürzten Kanonen ruhend, von Eisen und Granit, ausdauernd wie Gustav, ernst und rauh wie seine Zeit. Trübe Erinnerungen an Gustavs unwürdige Söhne schweben um diesen Ort. Wenige Schritte von Gustavs Büste zeigt man das Schloßgewölbe, in welchem sein erstgeborner Sohn Erich XIV. den Nils Sture erdolchte. Aus Furcht vor Verschwörungen hatte Erich in den Sternen eine Warnung vor weißen Haaren gelesen, und diese in Nils Sture's blon-

dem Haupthaar gefunden. Nach der That eilte er zum Vater des Ermordeten, und flehte um Verzeihung für alles ihm zugefügte Unrecht. Der alte Swante Sture verzieh seinem Könige, doch fügte er ahnend hinzu: „hast Du aber meinem Sohn am Leben geschadet, dann sollst Du vor dem höchsten Richter mir Rede stehen.“ Jetzt stürmten die Furien des bösen Gewissens fürchterlicher auf den König los. Noch an demselben Tage, den 24. Mai 1567, ließ er den alten Swante Sture, dessen jüngern Sohn Erich und einige andere auf der Königsburg zu Upsala ermorden, und lief fast wahnsinnig in den Wald, wo man ihn eine Meile von hier am Wege nach Stockholm fand. Unter die erstaunten Bauern hatte er Geld in Menge vertheilt, um sich wo möglich auszusöhnen mit seinem Volke und durch gute Thaten den höllischen Geist zu verbannen, von dem er sich stets umlagert glaubte. Sein Bruder Johann III. bemächtigte sich der Herrschaft, und um ihrer gewiß zu sein, schickte er Erich in die Gefängnisse von Åbo, Kastelholm auf Åland und Gripsholm im Mälar, deren keins ihm fest genug dünkte. Zuletzt ließ er Erich nach Oerbyhus bei Dannemora bringen, und hier mußte der Unglückliche am 25. Febr. 1577 in einer Erbsensuppe den Gifttod einschlucken. Zwei Geistliche bereiteten ihn zu dieser Suppe vor, und stellten auf Befehl Johanns das öffentliche Zeugniß aus, Erich sei unter allen Tröstungen des Glaubens an einer Krankheit sanft verschieden.

Der Dom ist ein schönes gothisches Gebäude, die schönste Kirche des Reichs, gebaut von 1258 bis 1435. Zwanzig Jahre nach Anfang des Baues verlegte der Erzbischof seinen Sitz von Altupsala hierher. Am straßburger Münster wurde vier hundert Jahre gearbeitet, und doch ist er nicht fertig geworden, aber dann ließe er ja nichts zu wünschen übrig. Mit dem straßburger Münster kann sich der von Upsala nicht messen, aber wer heißt uns auch beim Fyrisa an den Rhein denken? Der Dom zu Upsala ist wie sein jüngerer Bruder zu Åbo von Backsteinen gebaut, und durch Feuer mehrmals beschädigt. Die beiden Thüren bekamen einen eisernen Aufsatz in italienischem Styl, welcher gegen die gothische Bau-

art merkwürdig absticht. Inwendig ist er licht und weiß, und die unbemalten Fenster lassen gleich dem Protestantismus das freie Tageslicht auf und in die Köpfe. Wir wollen das zauberische Licht der alten Dome nicht verachten, es ist gar lieblich und warm, und ich gestehe gern, daß der protestantische Kultus in Deutschland, noch mehr in Schweden, viel zu kalt ist. Wer etwa solcher Aeußerungen wegen in mir einen Frömmler oder heimlichen Katholiken wittert, beweist dadurch nichts weiter, als daß er in seinen alten Formen ganz und gar erstarrt ist. Im Dom zu Upsala wurden bis 1719 die schwedischen Könige gekrönt, was jetzt in der Storkyrka zu Stockholm geschieht. Im Dom ruhen die Gebeine von Königen, Erzbischöfen und um das Vaterland durch Tapferkeit und Weisheit verdienten Männern. Auf Linné's Grabmal von braunem Porphyr steht sein Brustbild in weißem Marmor von Sergell modellirt, mit der Inschrift: Carolo a Linné, botanicorum principi, amici ac discipuli 1798. Mit Erlaubniß des Königs machte Linné seinen Sohn zum Professor, aber der Apfel fällt doch bisweilen weit vom Stamm. Vater und Sohn liegen nicht weit von einander begraben. Das Denkmal des Erzbischofs Menander finde ich nicht, wie Arndt und Schubert, überladen, wohl aber durch den vierfachen Marmor zu bunt. Mag manches daran zu tadeln sein, das ganz vortrefflich gearbeitete Sinnbild der Religion, eine Figur mit dem Kreuze zieht so sehr an, daß man das Uebrige nicht beachtet — sie soll ein Werk Canova's sein. Raritäten des Doms sind Sture's blutige Kleider in einem Glasschrank. Der Schwedenkönig Albrecht von Mecklenburg schickte an Margaretha von Dänemark einen Schleifstein, „um darauf ihre Messer und Nähnadeln zu schleifen, welches ihr besser anstehe als Krieg führen." Beiläufig nannte er sie auch „Königin Hosenlos" und gelobte seinen königlichen Hut nicht eher aufzusetzen, bis er Dänemark und und Norwegen sich unterworfen hätte. Die Königin machte dem Schweden ein Gegengeschenk — eine Fahne aus den Lappen ihres Hemdes. Andere Zeiten, andere Sitten.

Schleifstein und Fahne werden in der Sakristei des Doms gezeigt. Bekanntlich schlug nachher die nordische Semiramis König Albrecht bei Falköping, setzte sich auf den Thron der drei Reiche und stiftete 1397 die kalmarische Union. Wegen des Schwures aber schickte sie den unglücklichen Albrecht mit einer hohen Zeugmütze auf dem Kopfe in ein Gefängniß, worin er sieben lange Jahre seinen Hochmuth bereute.

Der Erzbischof von Upsala ist eine der ersten Personen nach dem König, Primas des Reichs, erster unter den Bischöfen als primus inter pares, Wortführer der Geistlichkeit auf den Reichstagen, Prokanzler der Universität u. s. w. Er hat eine jährliche Einnahme von etwa 15,000 Bankothalern, eine Summe, deren sich kein Beamter im Reiche erfreut. Sie klingt jedoch im deutschen Ohre größer als im deutschen Geldbeutel. In Schweden versteht man unter einer Tonne Gold zwar auch 100,000 Thaler, nämlich daler silfvermynt, welche 16,666 Riksdaler, oder nach unserm Gelde etwa 5555 Thaler ausmachen. Es ist daher in Schweden nicht unerhört, daß ein Bauermädchen eine Tonne Goldes als Heirathsgut bekommt. Bei Besetzung der Erzbischofsstelle geben die Konsistorien des Reichs und die Geistlichkeit des Erzstiftes Upsala ihre Stimmen ab, und unter drei Kandidaten, welche die meisten Stimmen haben, wählt der König einen. Die Bischöfe haben 6 bis 10,000 Thaler Einkünfte und ihre Wahl ist der des Erzbischofs ähnlich. Alle Bischöfe werden vom König zu den Reichstagen eingeladen, und die Geistlichkeit ist zweiter Reichsstand. Der König allein hat das Recht Doktoren der Theologie zu ernennen. Der junge Theolog kann im drei und zwanzigsten Jahre die Priesterweihe erhalten, darf alsdann geistliche Handlungen verrichten, und muß den schwarzen Priesterrock in vorgeschriebener Form nebst prästkrage (Bäffchen) tragen. Deshalb sieht man in Stockholm so viele Leute in schwarzer Kleidung und hält sie leicht für Geistliche, oder wie man hier sagt Priester. Viele von ihnen sind Schulmänner, welche die Hoffnung auf ein geistliches Amt oft mit ins Grab nehmen. Jeder Kandidat kann nur innerhalb des

Sprengels, in welchem er geboren ist, eine Anstellung bekommen. Die Söhne der Professoren haben die Erlaubniß sich diesen Sprengel auszusuchen. Außer dem Schulamte bahnt die Adjunktur den Weg zu geistlichen Stellen. Die Adjunkten versehen alle Geschäfte des Pastor, und doch war ihr Gehalt bis auf die neuesten Zeiten so kümmerlich, daß sie an Bücher und Fortstudiren nicht denken konnten, in Trägheit und geistige Finsterniß versanken, bis sich alle Bessern endlich schämten Adjunkt zu werden, und der Staat für die Verbesserung ihrer Lage sorgte. Comministers heißen diejenigen Gehülfsprediger, welche von dem Pastor und der Gemeinde bestimmte Einkünfte erhalten. Solche Gehülfen muß der Geistliche haben, denn je höher nach Norden desto größer die Pastorate. Ein Kirchspiel hat im Norden bisweilen funfzehn Meilen im Durchmesser mit 10,000 Seelen. Jedes in den Lappmarken verlebte Jahr wird dem Prediger bei späterer Beförderung für mehre Dienstjahre angerechnet. Adjunkten und Comministers bekommen etwa im vierzigsten Jahre eine eigene Pfarre, heirathen dann und halten sich sogleich wieder einen Adjunkt. Das Getreide, welches Professoren und Prediger erhalten, besteht in Roggen, Gerste, Hafer, stets in dem Korn, welches die Provinz am meisten erzeugt.

Die Liebe der Schweden zur Kirche, habe ich schon erwähnt. Ein strenger Protestantismus herrscht durch das ganze Land, und hält sich genau an die Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche. Die neuere deutsche Theologie findet im Ganzen wenig Beifall. Wegscheiders Schriften sind nicht unbekannt, nach dem Urtheile eines Schweden voll Wahrheiten, aber ein Grundfehler herrscht in ihnen, und deshalb können jene Wahrheiten nur verführerisch heißen, sie sind — nicht rechtgläubig. Dieses Urtheil des Schweden wird die berliner Clairvoyants und Konsorten entzücken, aber eben jener Schwede drückte eine unbeschreiblich herzliche Freude aus, als ich ihm sagte, daß die Parthei der vernünftigen Offenbarungsgläubigen in Deutschland ohne Zweifel die stärkste sei. Er glaubte nämlich, die Mystiker, Pie-

tisten und dergleichen Nachtvögel bildeten bei uns den größern Schwarm, diesen mochte er nicht leiden, liebte zwar auch den Rationalismus nicht, und lobte sich vor allen Dingen die Rechtgläubigkeit Schwedens. Wohl dem Lande, dessen Kinder auf den Glauben ihrer Väter halten, aber das Alter allein giebt dem Buchstaben nur Würde, nicht Heiligkeit, nicht Wahrheit. Deutschland hat in einer Reihe von Jahren den Kampf um religiöse Wahrheit gekämpft, hat zerstört und wieder aufgebaut, sibirische Kälte ertragen und sich mit Mühe zu der erquickenden lichtvollen Lebenswärme hindurch gearbeitet. Der Mystizismus ist nur die Hitze des Wechselfiebers, welches nicht zum Tode, sondern zum Leben führt. Einige Schwärmereien ausgenommen, wissen die Schweden von den deutschen Kämpfen wenig, und wenn bei uns erst alles durchgefochten ist, werden sie wahrscheinlich den Baum der Erkenntniß mit Blüthe und Frucht zugleich auf den Boden ihrer Heimath verpflanzen. Bis dahin wird es uns nicht wundern, wenn wir überall in Schweden Spuren einer gewissen Strenge und Härte treffen, welche indessen geringer als die englische Buchstabenknechtschaft und mir lieber ist als die Zügellosigkeit der Franzosen. Jedoch schon lassen sich auch in Frankreich viele Stimmen für die deutsche Theologie vernehmen, und Deutschland wird abermals den Ruhm erlangen, andern Völkern mit seinem Lichte vorangegangen zu sein. „Wenn ein schwedischer Unterthan seine Religion verändert — heißt es in Karls IX. Gesetzen — so soll er des Reiches verwiesen werden, und alles Erbrechtes für sich und seine Nachkommen verlustig sein.“ Während man in andern Staaten die Juden zu Menschen und Bürgern macht, sind ihnen in dem sonst so freien Schweden fortwährend nur einige Städte angewiesen, der Jude darf kein christliches Gesinde in Dienst nehmen, und sein Meineid zieht sogleich Landesverweisung nach sich. Im ganzen Reiche sind nur einige hundert Juden, in Norwegen gar keine, und fremde dürfen sich auch in Schweden nicht niederlassen. Auch jene wenigen haben diese Freiheit erst seit 1778 erhalten, ja den Katholiken ge-

stattete man erst 1781 die Niederlassung im Lande. Von einer gewissen Rauhheit in gottesdienstlichen Gebräuchen zeugt der Stöter oder Spögubbe, ein Mann, welcher in der Kirche während der Predigt umher geht, hart auf den Boden stößt und den Schlafenden zur Ermunterung mit der Stange einen Nasenstüber giebt. Aus den Stadtkirchen ist dieser Unfug entfernt, auf dem Lande soll er in Norrland noch vorkommen, weil es aus mehren Gründen hier mehr Schläfer giebt. Die Landleute sind nämlich im Sommer durch die Feldarbeiten ermüdet, dazu kommen die Meilen weiten Wege zur Kirche bei großer Hitze, der vor dem Gottesdienste genommene Brantwein, die kühle Kirche und die dogmatisch hyperorthodoxen Predigten.

Mit wenigen Worten erinnere ich noch an den berüchtigten Swedenborg. Fleißiges Studium der Natur und eine Fülle von Gelehrsamkeit hatten seinen Geist ermattet. Mit Geistern zu sprechen, wurde ihm etwas Gewöhnliches, und „wenn sein Inneres aufgethan war," dann sah er vergangene Zeiten als gegenwärtig, und hörte die Menschen früherer Jahrhunderte reden als wären sie um ihn. Was wir im Traume sehen, sah er im Wachen, und war von der Wirklichkeit seiner Gesichte überzeugt. Wie er früher gedacht und geglaubt, so redeten nachmals seine Geister. Jeder Geist des Himmels und der Erde, jeder Engel, Gott selbst erschien ihm in Menschengestalt. Sich hielt er für das verbindende Mittelglied zwischen Geister- und Körperwelt, für den Stifter des dritten Testaments, für den Gründer des neuen Jerusalems. Dreißig Jahre lang trieb Swedenborg den argen Selbstbetrug († 1772) anscheinend ohne Hochmuth, mit fröhlich stillem Geiste — — eine ernste Warnung für Eltern und Erzieher, daß sie nicht innerlich leicht erregbare Gemüther durch unnützes Spielen mit verworrenen Bildern noch mehr entflammen, und reich begabte Kinder dem Wahnsinn überliefern, während sie glauben, Engelstimmen aus ihnen zu vernehmen.

Reise von Upsala nach Trollhätta.

Herbst ist es nun,
Nimmer die Stürme des Meeres ruhn.
Ach doch von Hause wie gerne
Säß ich noch ferne!

Tegnér.

Mehr als ich selbst bedauerten meine theuern Schweden das ungünstige Reisewetter, weil ich so die Schönheiten ihres Landes nicht sehen und mit unangenehmen Erinnerungen nach Deutschland zurückkehren würde. Man kann sich das Wetter nicht machen, wie man will, und doch spielt es auf Reisen eine große Rolle. Bis Kopenhagen lagen noch über hundert deutsche Meilen mit schwedischen Rumpelkarren vor mir, und dahinter die stürmische Ostsee. Der Himmel ließ viele Thränen fallen, doch im Ganzen war es mehr Nebel als Regen, und wenn es mal zu stark kam, so gewährte mir jedes nächste Bauerhaus gastliche Aufnahme. Dabei legte ich am ersten Tage zwölftehalb deutsche Meilen zurück. Zwischen Upsala und Westeras ist die Gegend wirklich nicht schön, der Boden steinreich und doch fruchtbar. Die hölzernen roth angestrichenen Bauerhütten zwischen grünen Feldern sehen niedlich aus. Mit den Skjutsbonden hatte ich mancherlei zu schaffen. Auf der Station von Säfva nach Lisiena reichte mir der Bursche die Zügel, betrachtete mich

und meine Pfeife lange Zeit mit Verwunderung und bat dann inständig, daß ich ihn rauchen ließe. Ich gab ihm die Pfeife und er freute sich königlich, wirbelte behaglich den Dampf aus dem Munde, lobte den Tabak und bewunderte den zinnernen Abguß, welchen er für einen silbernen hielt. Seine Freude nahm plötzlich ein Ende. Es flog ihm aus dem Abguß eine bittere Lattwerge in den Mund, er spie fürchterlich, gab mir hastig die Pfeife zurück und wird schwerlich seine Bitte je wiederholen. Daß er sie vortrug, war natürliche Art eines freien Naturkindes, denn einem lettischen oder russischen Postillon wird solches nie einfallen, weil er an die obedientia passiva zu sehr gewöhnt ist. Der folgende Bonde erkundigte sich angelegentlich nach Deutschland, namentlich nach Berlin, in dessen Nähe (wahrscheinlich bei Großbeeren) sein Bruder gefallen sei. Zu Enköping bekam ich einen taubstummen Skjutsare, und unterhielt mich mit ihm durch Geberden mehr als früher mit allen taubstumm scheinenden Finnen. An seine Stelle trat in Nyquarn ein liebes zwölfjähriges Knäblein mit einem lahmen Pferde. In einem Staate kann vieles lahm sein, aber einem Reisenden auf einer Station von mehr als drei deutschen Meilen einen lahmen Einspänner zu geben, heißt doch Menschen und Pferde arg mißhandeln. Anfangs glaubte ich, die Lähmung würde sich mit der Zeit verlieren, allein sie nahm zu, und ich ging die erste Hälfte der Station zu Fuße, die andere ließ ich mich ziehen. Spät Abends langten wir in Westeraö an, wo mein Kind den Gästgifvaregard nicht wußte. Ich stieg ab, um ein Gasthaus aufzusuchen, aber die Straße, in welcher wir umher krebsten, war eine Ewigkeit lang, die Häuser Eisenläden und keine Gasthäuser. Bei jeder ungewohnten Biegung des Rückens hätte ich laut aufschreien mögen, so lahm und wie gerädert waren meine Glieder. Viele mir entgegen kommende Leute fragte ich und erhielt keine Antwort. Ich trat in ein Haus, welches aussah wie ein Gasthaus, aber meine Hoffnung war betrogen. Jetzt gerieth ich in eine Krambude, da standen drei junge Bengel, hörten mich an, lachten mich aus und sagten kein Wort. Mein Aufzug

war wohl Schuld daran, denn die Wagenräder hatten mich von oben bis unten bespritzt; vielleicht verstanden die Leute auch meine schwedische Sprache nicht; allein bei dem Hohngelächter überlief es mich doch kalt und warm, ich schritt langsam auf sie zu und schalt halb Schwedisch und halb Deutsch. Das hätte ihnen erst recht lächerlich klingen müssen, allein sie fuhren erschrocken zusammen und ich — zog ruhig weiter. Endlich brachte mich ein alter Mann zu dem ersehnten Hause, und merkwürdig genug, ich habe nie ein ungastlicheres Gasthaus getroffen. Thüren, Fenster und Tische meines Zimmers waren mit frischer Oelfarbe gestrichen und keine andere Stube vorhanden. Ein besseres Haus aufzusuchen, war in dieser Stadt und in meiner Lage unmöglich. Der Wirth schien noch mürrischer als ich. Um das Essen stand es herzlich schlecht, kurz mir war alles entgegen. Ich bat mir Suppe aus, aber die Schweden sprechen soppá und ich bekam einen Sup d. h. Brantwein. Nun forderte ich Bouillon und man verstand mich, aber Bouillon bekommt man außer in Stockholm und Gothenburg nie des Abends. Als ich darauf nach Kaffee fragte, schien es dem Mädchen gar sonderbar, wie man des Abends Kaffee trinken könne. Milchsuppe und Lammbraten waren endlich, was mich erquicken sollte. Naßkalt, müde und im höchsten Grade unbehaglich, kroch ich bei offenem Fenster ins Bette.

Westeräs liegt am Einflusse des Svart Ån in den Mälar, ist Hauptstadt von dem Län gleiches Namens und reichstes Bisthum Schwedens nächst dem von Upsala. Im Gegensatze zu Westeräs hieß das heutige Upsala früher Oesteräs, und in alten Schriften sollen die Namen Oestra Aräs und Western Arosia vorkommen. Die schöne Domkirche zu Westeräs enthält die Gebeine des unglücklichen Erich XIV., im einfachen aber großartigen Marmorsarge. So erzähle ich Andern nach, ich selbst habe den Kirchthurm nur aus der Ferne gesehen, doch seinen Nachtwächter oft gehört, und war froh, als ich am andern Morgen Kirchthurm und Gasthaus, Eisenläden und die ganze Stadt im Rücken hatte. Glücklicher

Weise sind auf Reisen die Tage selten, wo einem alles in die Quere kommt. Auf der ersten Station trat mir ein junger Reisender entgegen, der wegen seiner schwarzen Locken kein Schwede zu sein schien. Er empfing mich mit den Worten: „Sein Diener! — sa Tyske" (Sein Diener! — sagt der Deutsche), und ich antwortete ihm: „Ja so!"*) Der Mann war aus Naumburg an der Saale, und die Zielpunkte seiner Reise Kopenhagen und Hamburg. Wer war froher als ich! Wenn man so seelenallein durch die Welt kutschirt, da kommt man mit der Sprache, mit den Menschen, mit sich selbst oft nicht durch, und es ist ein trauriges Ding, Tage lang stumm neben einem Bauerjungen zu sitzen. Anfangs macht es Vergnügen, auf die Menschen zu achten und mit ihnen zu reden; allein der Reiz der Neuheit schwindet, der Körper wird abgestumpft, das Reden in der fremden Sprache macht Schwierigkeit und man verstummt allmälig mehr und mehr. In Gesellschaft ist das alles anders. Jeder Landsmann ist in der Fremde ein Freund, auch jeder Deutsche ein Landsmann, und man sieht erst im Auslande ein, wie undeutsch und lächerlich es ist, wenn z. B. ein Hesse in Hannover davon spricht, daß er mit seinem Landsmann (einem Hessen) demnächst in sein Vaterland (Hessen) zurück kehren werde. Mein Freund und Reisegefährte war von der schwedischen Akademie der Künste als Mechanikus nach Stockholm berufen, und dort kaum eine Woche gewesen, als die Nachricht einlief, daß das Schiff mit den in München angefertigten kostbaren Instrumenten und Zeichnungen vom Sturm an die ostfriesische Küste geworfen und bei Norden gestrandet sei. Die Trümmer dieses Schiffbruchs zu untersuchen, war also Zweck der mechanischen Reise.

*) Redensarten, welche dem Deutschen entnommen sind, hört man in Stockholm nicht selten, besonders aber paßt das beliebte Ja so! je nachdem es schnell, kurz, lang, gedehnt gesprochen wird, auf alle abschlägige Antworten, auf Erzählung von Neuigkeiten, und fast überall, wenn man nichts weiß, oder einen Auftakt zur folgenden Rede machen will.

Das nächste Städtchen Köping (sprich Tschöping) ist unbedeutend wie die meisten Städte weit und breit. Es hat seinen Namen von köpen d. h. kaufen, bedeutet also Marktplatz, Handelsort, und da nicht leicht ein Städtchen ohne allen Handel ist, so kommt der Name Köping häufig als Zusatz vor, z. B. Enköping, Lidköping, Linköping, Malmköping, Norrköping, Nyköping u. s. w. Köping ist deswegen so krumm und häßlich, weil seine Holzbaracken nicht so oft verbrannt sind wie die des nahen Arboga. Alle Städtchen hier in der Gegend haben Blockhäuser, die statt der Ziegel mit Rasen bedeckt sind. Unter dem Rasen liegt Birkenrinde, welche die Feuchtigkeit ableitet. Bis Arboga kommen die stockholmer Dampfboote, denn der Fluß Arboga verbindet mit Hülfe einiger Schleusen den Hjelmar mit dem Mälar. In Arboga haben wir weder Kringel gegessen noch Oel getrunken, erstere waren im Gästgifvarehus nicht zu haben, und vor letzterem warnt eine sprichwörtliche Redensart: das kommt nach wie Arbogaöl, d. h. es wirkt längere Zeit nachher. Das Arbogaöl hat nämlich ähnliche Wirkungen wie das Narwawasser, oder der beste Krug der goslarschen Gose. Die Gegend zwischen Arboga und Oerebro ist herrlich, der Acker vortrefflich, Höhen mit lieblichen Uebersichten, schöne Wälder voll stattlicher Fichten, blaugrüner Kiefern und schlanker Birken, frische Wiesengründe und Wasserpartien in Menge, das Ganze ein sieben deutsche Meilen langer englischer Park. Erbsen, Kartoffeln und Erdbeeren blühten überall, Hafer und Gerste standen auf grünen Halmen und ließen uns die Mitte Septembers fast vergessen. Der stattliche Gästgifvaregård in Fellingsbro verdient noch dasselbe Lob, welches ihm Arndt vor dreißig Jahren gab, und was uns noch mehr überraschte — der freundliche Wirth redete ganz geläufig Deutsch. In Fellingsbro bekamen wir Retourpferde, welche eben zwei schwedische Meilen gemacht hatten, dieselbe Tour jetzt in zwei Stunden zurück liefen, und als wir nach Glanshammer kamen, bat uns der Postillon, daß er uns diese Station vorbei noch anderthalb Meilen bis Oerebro fahren dürfe. Auf dieser Strecke von neuntehalb deutschen Meilen, welche von

denselben Pferden in höchstens sechs Stunden zurück gelegt wurden, bekamen die Thiere nur einmal auf der Höhe eines Berges etwas Knäckebröd und eine fünf Minuten lange Ruhe. Das hielte kein deutsches Pferd aus, obgleich diese schwedischen Kieswege wohl noch bequemer sind als die Chausseen nach Wilhelmshöhe und Charlottenburg.

Eine Plage für den Reisenden in Schweden sind die Schlagbäume an den Straßen. Man zäunt nämlich alle Aecker ein, und läßt sie in der Brache vom Vieh abweiden. Hat nun ein Bauer auf beiden Seiten der Straße Ländereien, so erspart er durch zwei Schlagbäume über die Straße den doppelten Zaun längs derselben. Bei jedem Schlagbaum springt der Skjutsbonde vom Wagen, macht auf und zu, kutschirt einige Minuten weiter, und schon ist wieder ein Baum da. Oft lohnt es nicht einmal die Mühe des Aufsteigens, und der Junge läuft bis zum nächsten Baum neben dem Wagen. Auf Nebenstraßen habe ich auf einer Station an zwanzig solcher Schlagbäume gezählt. Zwischen Upsala und Westeraas werden sie seltener, dann bis Mariestad verschwinden sie ganz, stellen sich jedoch am Wener wieder ein. Gar oft haben sich alte gebrechliche Leute ein Hüttchen neben dem Schlagbaum erbaut, um den Reisenden des Stillhaltens zu überheben, und beiläufig einen Styfver zu bekommen, welchen sie jedoch nie fordern. Auf der gothenburger Straße längs dem Kattegat sind jedoch die Leute so pfiffig, daß Mütter mit dreijährigen Kindern auf dem Arm herbei eilen, den offenen Schlagbaum wohl erst zumachen, damit das Kind, wenn der Wagen kommt, ihn öffne und ein Rundstyk verdiene. Dies die einzige Art von Bettelei, welche ich in Schweden bemerkte.

Oerebro in angenehmer Gegend am Hjelmar ist erträglich gebaut. Daß es ohne Fabriken und Manufakturen ausschließlich vom Eisenhandel nach Stockholm lebt, versteht sich beinahe von selbst. Die Lage des Ortes in der Mitte des Reichs, an der Grenze von Schweden und dem Gothenreiche war vielleicht Ursache, weshalb hier in der Hauptstadt von Nerike mehre Reichstage gehalten wurden. Hier hielt

1529 die schwedische Geistlichkeit jene große Versammlung, auf welcher Luthers Name zwar nicht genannt, aber in seinem Geiste so kräftig gewirkt wurde, daß die römische Hierarchie in Schweden dadurch den Todesstoß empfing. Hier erlangte Gustav Wasa 1540 die Versicherung der erblichen Thronfolge für seine Kinder, und das Häuschen, in welchem er während des Reichstages wohnte, steht noch. Hier ward 1810 Karl XIV. Johann zum Kronprinz vorgeschlagen und einstimmig von den Ständen erwählt. Hier schloß England 1812 Frieden mit Schweden und Rußland. Zwischen Oerebro und Mariestad ist die Gegend fruchtbar und schön, das Land wellenförmig, nur die drei Meilen lange Waldstation von Wretstorp bis Bodarne währte mir gar lang. Clarke sagt, wenn er die Fürsten nach den Eigenthümlichkeiten ihrer Länder bezeichnen solle, so würde er den König von Schweden Holzkönig nennen. Hier und in Nordamerika giebt's wohl die größten Wälder. Bei den rauhen Kalbfellschürzen der Männer möchte man glauben, daß hier eine Schusterkolonie hause, allein bald sieht man rauhbeschürzte Kinder und merkt nun, daß Landessitte das Kalbfell so mit sich bringt. So männich Land, so männich Wief', so männich Hus, so männich Spief' — sagt ein plattdeutsches Verschen.

Nach echt germanischer Weise und wie noch jetzt in Westfalen wohnen die schwedischen Bauern nicht immer in Dörfern, colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit. Und da giebt es noch viel anzubauen, wenn es nur nicht an Menschen fehlte. Am bevölkertsten ist die Südspitze Schwedens, wenn man aber das ganze Land im Durchschnitt berechnet, so kommen auf die Geviertmeile kaum 350 Menschen, ein Trost für die, welche von der unnöthigen und gotteslästerlichen Furcht gequält werden, daß die Erde bei zunehmender Bevölkerung einst nicht Raum genug für alle Menschen habe. Die schwedischen Bauern bestreichen ihre Wohnungen, Kirchen und Glockenthürme, um das Holz vor Fäulniß zu bewahren, mit einer braunrothen Farbe, welche sich in den Bergwerken von Falun u. a. findet und sehr wohlfeil ist. Die Farbe ihrer Kleider ist blau,

grau oder schwarz, die Weiber tragen häufig weiße Tücher um den Kopf, kurze schwarze oder blaue Röcke, und rothe Strümpfe mit bunten Zwickeln. Weiße Gardinen an ihren Stubenfenstern fehlen selten. Ein sehr einfaches Werkzeug sah ich in Schweden oft an den Straßen liegen, mittelst dessen im Winter Bahn gemacht wird. Das Ding heißt snöplog (Schneepflug), besteht in zwei etwa acht Fuß langen Brettern, welche in Form eines A auf die hohe Kante gestellt, durch ein oder zwei Querhölzer verbunden werden. Das untere Ende hat die Breite der gewöhnlichen Wagenspur, oben an der Spitze befindet sich ein eiserner Haken, an welchen man Pferde spannt, um durch diese Keilgestalt den Schnee leicht und schnell aus einander zu schieben. Die Zerstreuung der Bauerhäuser ist ein großes Hinderniß der Kultur, Geldarmuth vielleicht ein noch größeres. Die meisten Volkslehrer haben weder festen Gehalt noch bleibende Stätte, wandern von einem Bauerhof zum andern, und bleiben in jedem einige Wochen. Leibeigene gab es in Schweden nie. Sklaven kommen nur bis zum dreizehnten Jahrhundert selten vor. Der schwedische Bauer ist freier Grundbesitzer und bildet einen eigenen Reichsstand. In keinem konstitutionellen Staate steht der Bauer und Bürger politisch höher als in Skandinavien. Daher das hohe Selbstgefühl des freien Volkes. Der freie Bauer Schwedens ist fröhlichen Muthes, freundlich und dienstfertig gegen jedermann. Trotzend erlangt man von ihm nichts, denn er kennt seine Rechte und Verbindlichkeiten, und es ist nicht unerhört, daß er einen anmaßenden Gentleman aus Old-England derb die Jacke ausklopft. Zwar sind die Heerzüge der englischen Wanderratten in Schweden noch nicht so verderblich als in der Schweiz, allein in Upsala klagte man schon über ihr ungestümes Hinströmen zum Kodex. Schwedens freie, begüterte aber geldarme Bauern sorgen so viel als möglich für die Bildung ihrer Kinder, unterweisen sie bei langen Winterabenden im Lesen, beten regelmäßig ihr Tischgebet, den Morgen- und Abendsegen, führen die Jugend zum Gotteshause und benutzen die kirchlichen Anstalten. Der Präst (Priester) oder Kyrkoherde (Kir-

chenhirte) hält jährlich ein husförhör (Hausverhör) d. h. eine Versammlung seiner Gemeinde, wo etwa je hundert Personen Jung und Alt zusammen kommen. Der Geistliche stellt dann Prüfungen an in Form religiöser Gespräche, erkundigt sich nach dem sittlichen Zustande seiner Heerde und erhält die nöthige Auskunft von den Sexmän oder den Vorstehern der Gemeinde. Luthers kleiner Katechismus mit einer alten schwedischen Erklärung ist Inbegriff dessen, was gelernt wird. Dem Bauer wie dem Pastor fehlt es an Geld, an Büchern und, wodurch beides kommen würde, am leichten Verkehr im Innern des Landes. An Bibeln zumal ist großer Mangel, früher rechnete man auf achtzig Menschen eine. In den Seestädten sind mehr Bücher, die Küstenbewohner klüger, polirter und — verdorbener.

Bei Bodarne ist die Grenze von Oerebro und Skaraborgslän, und zugleich die alte Scheidelinie der Schweden und Gothen. Beide Völker Jahrhunderte lang gegen einander feindlich gesinnt, schwächten sich gegenseitig, bis 1250 das mächtige Geschlecht der Folkungen auf den Thron kam, und sie allmälig zu einer Nation verschmolzen. Hinter Hofva fährt man über den Götakanal, welcher den Wener und Wetter verbindet. Die Umgegend ist eben, und der sonst sehr wichtige Kanal hat an dieser Stelle nichts Merkwürdiges. Eine der schönsten Gegenden, welche ich in Schweden sah, ist die von Mariestad an den Ufern des Wener bis Lidköping. Mariestad, nach der Gemahlin seines Erbauers Karl IX. genannt (1583), hat eine äußerst anmuthige Lage am Einfluß des Tidan in den Wener. Von Björsätter nach Forshem führt der Weg durch einen parkartigen Wald. Statt der Zäune sieht man lange Mauern von Steinplatten, welche ohne weitere Verbindung auf einander gelegt sind. Auffallend höflich habe ich die Bauern dieser Gegend gefunden, denn die Männer ziehen bei Zeiten und recht tief den Hut, und man sieht es jedem Gesichte an, wie freundlich und herzlich sie guten Tag wünschen. Mit dem Brode zu Forshem, zähe wie Sohlleder, wollten sich die deutschen Kinnbacken nicht recht einlassen, aber Muß ist eine harte Nuß. Saure Milch

und Käse brachten den Hunger etwas zur Ruhe. Dies war das einzige Mal während meines Aufenthaltes in Schweden, wo ich hätte Proviant bei mir haben mögen. Im höhern Norden mag dieser Fall öfters eintreten. Das Dorf Kinnekulle (sprich Tschinnekulle) liegt äußerst romantisch, und den Berg gleiches Namens vergleicht Arndt mit Recht einer Schweizeralpe. Er mißt 760 Fuß über dem Wener, hat im Innern Sand, Kalk und Schiefer, große Lager versteinerter Schaalthiere und am Fuße viele Dörfer, gar freundlich liegende Rittergüter, und Kalkbrennereien, welche Muschelkalk aus den Schaalen der Seethiere brennen. Der Boden ist so vortrefflich, daß nicht nur Wachholderpyramiden, hoch und schlank wie Cypressen, sondern auch prachtvolle Eichen, Kirschen und Wallnüsse in Fülle wachsen, welche im Thale nicht fortkommen. Ja, er liefert das beste Obst von ganz Schweden, namentlich Pflaumen, und erinnerte mich an die gleich hoch nach Norden liegenden Obstgärten zu Dorpat. Den Gipfel von Kinnekulle kann man acht Meilen weit sehen, versteht sich bei gutem Wetter, denn bei schlechtem sah ich ihn in größter Nähe nicht. Die Aussichten auf den Wener, so viel uns deren zu Theil wurden, sind entzückend. Im Norden ein unabsehbarer Wasserspiegel, zur Rechten und Linken lieblich grünende Eilande, und hinter dem Nebel konnten noch beschneite Alpen und manche Isola bella liegen. Je höher wir stiegen, desto dichter hüllte sich Berg und See in undurchdringlichen Nebel, und fast können wir in die Worte jenes Brockenpoeten einstimmen:

Adieu, Herr Brocken, leb' er wohl,
Wir müssen von ihm scheiden;
Er macht' es mit uns gar zu toll,
Und bracht' uns wenig Freuden;
Denn, offenherzig zu gestehn,
Wir haben grade nichts gesehn.

Von Kinnekulle wissen die Schweden eben so viele Hexengeschichten als wir vom Blocksberge, und darin liegt vielleicht ein zweiter Grund, weshalb ich dort der Brockenwanderung

gedachte. Walpurgisnacht und Brockengespenst sind bekannte Dinge, und um den Gipfel von Kinnekulle geht's nach dem Glauben der Bauern oft auch nicht ganz richtig zu. Die Nacht zum ersten Mai wird vom schwedischen Landvolke festlich begangen, Feuer brennen dann auf den Bergen und deuten vermuthlich auf die Wiederkehr der allbelebenden Frühlingssonne. Zu den übrigen hoch gefeierten Festen gehört Johannis und Weihnachten. Am Vorabend des Johannistages schmückt man die Häuser mit grünen Zweigen, und die Jugend tanzt um aufgepflanzte Maienbäume. Am folgenden Morgen strömt Alles zur Kirche und bringt den Tag mit Belustigungen hin. Der Leser wird sich an das Johannisfest in Riga erinnern. Zu Weihnacht wird in allen schwedischen Bauerhäusern gebraten und gebacken, Jung und Alt freut sich der Lichter in der Christmette, der neuen Kleider, der süßen Weihnachtsgrütze mit Rosinen und — des Brantweins. Geschenke sind nur in den Städten üblich. Das Dorf Wester-Plana bei Kinnekulle, wo jeder Bauer sein Haus auf Felsen baut, wo alle Fuß- und Fahrwege aus den schönsten weißen Steinplatten bestehen, ist schon erwähnt. Auf einem Dorfkirchhofe am Wener wirft der große Linné die Frage auf: „Darf man die Erde von Kirchhöfen nehmen, um seine Aecker und Kohlgärten damit zu düngen?" Und er antwortet darauf: „Die Natur lehrt uns, daß wir die Leichen unserer Väter oder Kinder nicht auffressen können, und ich weiß nicht, ob jemand dazu Appetit haben möchte, wo nicht ein unmenschlicher Menschenfresser. Wenn sich nun Gewächse in diese Erde aussäen, wachsen sie darin sehr gut, und verwandeln die Menschenerde in ihre Natur, so daß aus der schönsten Jungfer das häßlichste Bilsenkraut, und aus dem stärksten Goliath der schwächste Hünerdarm werden kann. Wenn wir demnach die Erde von einem Kirchhofe nehmen, so nehmen wir die Theile, welche Menschen ausgemacht haben; führen wir dieselbe auf unsre Kohlgärten und setzen Kohlpflanzen hinein, so bekommen wir Kohlköpfe statt Menschenköpfe; werden diese Kohlköpfe wiederum von Menschen gegessen, so verwandeln sie sich in Theile derse-

ben. Auf diese Art essen wir unsere Todten, und sie bekommen uns wohl; ich meines Theils aber gestehe gern, daß ich, wenn ich es wüßte, daß ich auf diese Art meinen Großvater essen sollte, an dergleichen Kohl nicht gerne gehen würde, ich müßte denn sehr starken Appetit haben." — Lidköping, ein Marktflecken an der Lida, welche ein halbe Meile von hier in den Wener fällt, hat einen großen Marktplatz, den größten in ganz Schweden, und jämmerlichen Portwein, welcher an die Nähe des Kattegats, an Oporto, Don Miguel u. s. w. erinnert. Auf den Feldern um Lidköping stand noch viel sechszeilige Gerste, Roggen und Weizen auf den Halmen. Von Lidköping an hören die Wälder auf, und die Gegend sieht deshalb recht nackt und kläglich aus. Nun einen Sprung von sechs schwedischen Meilen über Mälby, Tong, Gråstorp, Bursled und wir sind in Trollhätta.

Trollhätta, ein Dorf am linken Ufer der Götaelf, läßt sogleich durch die vielen Menschen und neuen Häuser auf etwas Ungewöhnliches schließen. Wahrlich, seine Wunderwerke allein sind eine Reise nach Schweden werth. Engländer und Franzosen sehen Trollhätta mit Staunen und gestehen, daß hier mehr sei als der Bridgewater- oder Languedokkanal. Severin, ein alter Husar und Cicerone Arndts ist längst zu den Vätern gegangen, auch das Stammbuch ist nicht mehr, worin die Fremden nach altem Brauch gereimte und ungereimte Gefühle auskramten. Unser Skjutsande bot sich schon auf der Station, als er hörte, daß wir nach Trollhätta wollten, zum Führer an, und gerieth deshalb mit einem dort ansäßigen Fremdenführer in Krieg. Der Trollhättaner kannte die Schillinge der Fremden, der Postillon aber glaubte, das Geld werde auf eine zu leichte Art verdient, ließ deshalb Pferd und Wagen Stunden lang in Trollhätta stehen, ward unser Wegweiser und Mantelträger, und dankte am Ende der Station für ein paar Schillinge sehr verbindlich, die er vielleicht auch ohne den Abstecher nach Trollhätta bekommen hätte. Eines Wegweisers bedarf man übrigens gar nicht, denn die Wasserfälle hört man, und der Kanal führt jeden, der nicht mit Blindheit geschlagen ist, von selbst zum

Riesenbau. Die Bewohner der Gegend von Trollhätta sollen früher Elfgripar genannt sein, weil sie an ihrem Strome sich aufs Mausen legten. Die Götaelf ist ein mächtiger Strom, einziger Ausfluß des Wener, eines der größten Seen in Europa, welcher, größer als das ganze Herzogthum Meiningen nach seiner letzten Vergrößerung, vier und zwanzig Flüsse aufnimmt, unter denen die norwegische Klaraelf der bedeutendste ist.*) Wenn die Wassermenge des Stromes auf einmal senkrecht nieder rauschte, so würde der Donner des Sturzes dadurch vermehrt, aber seine Schönheit ohne Zweifel vermindert. Die mannigfaltigste Bildung und Lage des schräg abhangenden Felsengrundes macht die Trollhättafälle zu einem wunderbaren, erschütternd großen und furchtbar prächtigen Schauspiel. Hier wird ein Theil des Stromes zwischen Felseninseln zusammen gepreßt, dort ein gewaltiger Strahl mit Riesenkraft im Bogen herum getrieben. Hier rauschen die Fluthen senkrecht nieder und sprühen Staubregen in die Lüfte, dort wälzen sie sich über Granitstuffen tosend hinab. Hier rauscht das Wasser an den Mühlen, dort wölbt sich ein Felsenbogen, über und unter welchem man es stürzen sieht. Woge drängt auf Woge, Wasserhügel wallen auf und nieder, der schwarze Strom schäumt milchweiß. Kreiselnd dreht sich das Wasser, es will sich erholen und ruhig werden, aber schon zieht ein neuer Sturz es hinab, und so geht's fort bis unten ins Thal, wo dann die Götaelf, vergessend allen Lärm und alles Tosen, friedlich zwischen den Bergen

*) Elf ein altsassisches Wort bedeutet im Schwedischen, Dänischen und Isländischen jeden reißenden Strom. Auch die Elbinsulaner bei Hamburg nennen ihren Fluß nie anders als Elf, und die Ableitung seines Namens von elf Quellen am Riesengebirge ist um so mehr falsch, da diese Zahl nicht einmal richtig ist. Å bezeichnet im Schwedischen jeden kleineren Fluß, oder auch Wasser überhaupt, und daher abzuleiten Åland, die Flüsse Aa und Heiligen Aa in Kurland, vielleicht auch Åbo u. a. m. Noch ist zu merken, daß in Schweden manche Flüsse außer ihrem besondern Namen den der Hauptstadt führen, durch welche sie fließen, z. B. Fyris oder Upsala Å, Uetran oder Falkenbergs Å.

dahin fließt, ähnlich der Reuß im Urserenthal nach ihrem Sturz vom Gotthard und vor ihren tausend Fällen von der Teufelsbrücke bis Altorf. Zu der wilden Beweglichkeit der Trollhättafälle kommt die schöne Umgebung. Rebenhügel und südliches Klima sind hier nicht, das fühlt man am trüben Septembertage wohl, aber die nackte Felsenwand des jenseitigen Ufers, und darüber die Hügel mit schönen Baumgruppen und schwarzem Nadelholz, die mit frischem Grün prangenden Bergwiesen, die tausend Hütten und niedlichen Häuschen der Trollhättaner — das Alles giebt die malerischsten Bilder. Nicht wenig tragen die Felsen Gullö, Toppö und andere mit und ohne Namen zu der Herrlichkeit des Schauspiels bei. Der Fels im Rheinfall ist weichlicher Natur, und das Wasser hat ihn seit Jahrtausenden untergraben. Die Fischez ist eine wankende Brücke über sprudelndem Abgrund. Zu Trollhätta geben die Felseninseln von Granit mitten unter den tobenden Fluthen den wohlthätigen Eindruck ewiger Ruhe. Des Wassers furchtbare Macht brandet ohnmächtig an dem unerschütterlichen Felsen. Man betritt die Inseln und steht wildumrauscht auf festem Grunde im Vollgenuß aller Schönheiten der schaffenden Natur. Wenn ich in die Gruben zu Dannemora blicke, oder von unten hinauf, dann überfällt mich zwischen den höllischen Klüften ein kalter Schauder; — wenn ich auf dem vierwaldstädter See nach Tells Kapelle fahre, wo die Felsenwände mehre tausend Fuß in die Höhe streben und Riesengebirge über mir sich aufthürmen, so fühle ich mich überwältigt und erdrückt, und alle erhabene Schönheit wird vergessen, sobald der Föhn die Wellen hebt und das Schifflein garstig zu schaukeln anfängt; — wenn ich auf dem Münster zu Straßburg von der Plattesorme die äußere Schneckenstiege hinan klettere, nun auf Dom, Stadt, Schwarzwald und Vogesen schaue, und die Menschlein unten wie Ameisen herum kriechen, so schwindelt mir alles, da oben aber ists fürchterlich, und mit ängstlicher Eile steige ich hinab, um festen Fuß zu fassen; — wenn endlich gar ein Reisender auf der Spitze des Großglockner das Kreuz umklammert, und in der Angst seines Herzens den

Umschwung der Erde unter sich fühlen will, — so ist das Alles nicht der Vollgenuß jenes erhabenen himmlischen Anblicks auf den Höhen eines Rigi oder an den Fällen von Trollhätta. Ehrfurcht vor dem allmächtigen Schöpfer empfindet man hier, tiefes Schweigen, Staunen und Bewundern seiner unendlichen Größe. Ehrfurcht ist aber keine Furcht, keine Angst, sondern ein hoch erhebendes heiliges Gefühl. Jeder Furcht erregende Gedanke ist hier entfernt, kein ängstliches Gefühl mischt sich in die Wonne des Schauens. Darum sind mir Rigi und Trollhätta so lieb, so unvergeßlich. Einer von den Wasserfällen heißt zwar der Teufelsfall, andere die Höllenfälle, allein der Name erschreckt mehr als sie selbst. Gerade der Teufelsfall ist der schönste von allen, über vierzig Fuß hoch. Die verwegenen Schiffer von Eianpaika in Norrland möchten beim Teufelsfall in Trollhätta doch wohl den Muth verlieren, und den langsameren Weg durch die Schleusen vorziehen. An den Namen Schneiderfelsen knüpft das Volk ein Mährchen, wornach ein zum Tode verurtheilter Schneider Begnadigung erhalten sollte, wenn er auf einem hervorspringenden Felsenstück mit über der Tiefe hängenden Füßen ein Kleid nähen würde. Das Kleid war fertig, eben zog er noch die Fäden aus, da blickt der Unglückliche in den Strom und stürzt hinab.

Die Natur hat ein wunderbares Schauspiel geschaffen, aber der Mensch hat auch nicht müßig die Hand in den Schooß gelegt, und man weiß wahrlich nicht, ob man die Fälle oder den Kanalbau mehr bewundern soll. Die Felsen, über welche die Götaelf 120 Fuß hinab stürzt, waren für die Schiffer ein großer Stein des Anstoßes. Die Waaren mußten ausgeladen, zu Lande fortgeschafft und in andere Fahrzeuge gepackt werden. Schon Gustav Wasa wollte den Strom schiffbar machen, und Karl XII., dem jeder große Plan gefiel, ließ durch seinen Archimedes Polhem den Kanalbau 1718 anfangen. Karl fiel noch in demselben Jahre, und mit ihm ging der Bau zu Grunde. Man begann das Werk von neuem, aber die Bosheit trat in den Weg, und vereitelte lange Mühen. Schlechte Menschen ließen in einer Sturm-

nacht 1755 eine Menge Bretter stromabwärts treiben, und die Arbeiten waren vernichtet. Im folgenden Jahre wurde abermals angefangen, allein bald fehlte es an Geld, bald an Kenntnissen, und der Krieg zumal hat keine Zeit für Werke des Friedens. Beharrlichkeit führt zum Ziel, und Bürgerverband hilft mehr denn Königs Wille. Eine Gesellschaft von Privatleuten unternahm 1793 den Bau auf Akzien, und am 14. August 1800 ging das erste Schiff in den Schleusen auf und ab. Der Kanal bleibt für die Kinder von Trollhätta ein unvergänglicher Katechismus großer Wahrheiten, und sein erster Zuruf lautet: Nec aspera terrent. Seine Länge beträgt über eine Viertelmeile, seine Breite zwischen den Schleusenpfosten 22 Fuß, die Tiefe des Wassers in den Thürschwellen 6 Fuß bei niedrigem Stande. Neben den Fällen ist der Kanal durch Felsen gesprengt, dann durch einen kleinen See geführt, und nun erst kommen die acht in einen Granitberg mühsam gearbeiteten Schleusen, deren jede 60 Ellen lang ist, und mittelst deren die Schiffe 120 Fuß bergauf steigen. Zur Seite ist ein Fußpfad in Stein gehauen, mit Brustwehren versehen, und täglich sieht man viele Schiffe auf und nieder steigen, welche Eisen nach Götaborg und die Erzeugnisse des Auslands nach dem Innern schaffen. Das Gestein um Trollhätta ist schöner Granit, mit rothem Feldspath, Quarz und Glimmer. Der Grund und Boden wurde der Gesellschaft von der Krone geschenkt, das erforderliche Eichenholz, 800 Centner Pulver zum Sprengen der Felsen und 1200 Soldaten zur Arbeit bewilligt, weshalb sich die Kosten des Ganzen nur auf 358,988 Daler Riksgäld beliefen. Die jährliche Einnahme des Schleusengeldes beträgt zwischen 20 bis 30,000 Thaler. Und dieser wunderbare Kanal auf dessen Vollendung Schweden ein Jahrhundert lang voll Erwartung blickte — genügt noch nicht. Bald nach Beendigung des Werks fing man an über zu geringe Tiefe des Kanals zu klagen, welche bei sehr niedrigem Wasserstande nur 5½ Fuß beträgt. Da aber der Götakanal durch den Wetter und Wener mit Trollhätta in engster Verbindung steht, und mindestens acht Fuß Tiefe hat, so ist der Unter-

schied beider Kanäle für die Befrachtung der Schiffe bedeutend. Deshalb sind jetzt neue Pläne entworfen, denen zufolge ein neuer Trollhättakanal von größerer Tiefe und Breite angelegt werden soll. Die Kosten dieses Baues übersteigen vielleicht noch die des früheren. Ob er zu Stande kommt, wird die Zukunft lehren. An Unternehmungsgeist fehlt's wenigstens nicht, und die Möglichkeit der Ausführung liegt vor Augen. Zur Vollendung des Götakanals haben die Stände 1829 eine Summe von 746,000 Thaler Banko bewilligt, und 2000 Soldaten halten es ihrer Ehre nicht zu nahe, statt zu exerziren oder zu faulenzen, sich bei den Kanalarbeiten einen Schilling zu verdienen. Wenn das Ganze beendigt ist, dann geht quer durch Schweden eine Wasserstraße vom Kattegat zur Ostsee, und die Stockholmer brauchen nicht erst bei den Dänen in Helsingör ihre kostbare Aufwartung zu machen. Für den, welcher durch Schweden nach Trollhätta kommt, hat dieser Ort noch eine bisher nicht erwähnte Annehmlichkeit, ein gutes Gasthaus. Der Wirth spricht recht gut Deutsch, und nach der armseligen Lammbraten- und Knäckebrödsbewirthung sitzt man hier zum ersten Male seit Stockholm gut zu Tische. Man braucht auf dieser Strecke von mehr als sechzig deutschen Meilen nirgends zu verhungern, und gewöhnt sich an große Einfachheit bald, allein wer die schwedische Küche, die Seestädte ausgenommen, etwas mager findet, ist deshalb noch kein Fresser. Selbst der genügsame Seume gesteht: „Es ist doch wohl durch Schweden die lieblichste Fahrt, die ich in meinem Leben gemacht habe; wenn auf dem Lande nur ein wenig besser für eine leidliche Küche gesorgt wäre." Trollhätta macht davon eine Ausnahme, und so ist zugleich der längere Aufenthalt eines Britten erklärt, von welchem ein der deutschen Sprache nicht ganz kundiger Schwede erzählte, der Engländer sei ein leidenschaftlicher Jäger, und habe in diesem Jahre schon dreizehn Bären geschiessen.

Reise von Trollhätta nach Gothenburg und Helsingborg.

Es gefällt mir bei den Schweden so wohl, daß ich glaube, wenn ich ein reicher Mann wäre, ich würde wenigstens einige Jahre bei ihnen herum reisen.

Seume.

Uns war der Kopf an den Schleusen, das Auge und Herz an den Fällen, der Magen im Gasthause gestärkt, und fröhlich zogen wir nun in gerader Richtung nach Süden. Das Wetter war günstig, denn gerade als wir an den offenen Schleusen standen, schlossen sich die himmlischen; seit langen Tagen sahen wir zum ersten Male blauen Himmel, und fühlten der Sonne belebende Wärme. Nahe an Trollhätta zieht ein langer Bergrücken von Norden nach Süden vorüber, die weitere Umgebung ist ziemlich öde und flach. Granitmassen streichen eben unter der Oberfläche hin, kommen häufig zu Tage, und dienen dann als Straßenpflaster, meistens aber sind sie mit dünner Erdschicht, Moor und Heide bedeckt. Doch schon der nächste Gästgifvaregård in Fors hat ein schönes Panorama, viele Dörfer auf gesegneten Fluren um sich her, mäßige Hügel, ein waldbekränzter Horizont und der gothischen Elbe zueilende Flüßchen. Von Fors nach Kärra und Edet schöne Wälder und steile Berge. Den Hemmschuh kennt man im Eisenlande nicht, denn mit leichtem Fuhrwerk rollt man schnell und sicher die Berge hinab.

Die Porta Westfalica ist berühmt, die Thäler um Edet sind schöner, die Götaelf großartiger als die Weser, aber wer unter meinen Lesern hat je von Lilla Edet gehört? Die Götaelf strömt majestätisch zwischen den Bergen nach Edet, wo sie zum letzten Male einige Sätze macht, indem sie zehn Fuß über Felsen hinab stürzt. In Wörlitz und anderwärts hätten sich Dichter an einem solchen Falle heiser gesungen, hier schätzt man die Schönheit auch, nur die Schiffer seufzen, wenn sie die Segel beiziehen und zwischen den Schleusen sich hindurch arbeiten. Zu Edet fanden wir ein gutes Nachtquartier, und mußten Wein trinken — aus Menschenliebe, indem der Wirth mit klaren Worten zeigte, daß wir als Reisende ihn unterstützen müßten, nachdem er vor einigen Wochen sein Weinlager durch eine Feuersbrunst verloren, und so eben den ersten neuen Vorrath von Gothenburg erhalten habe. An jenem Sonntag Morgen, wo ich bei schwüler Gewitterluft von Bjorsby meine finnländische Reise fortsetzte, wütheten in Edet Sturm und Feuerflammen. Vierzig Häuser lagen schnell in Asche und mehre Kaufleute Gothenburgs verloren dabei ihre Waarenlager. Selbst die vierrädrigen Wagen waren sämmtlich verbrannt, und wir kutschirten wie früher mit zwei Rädern weiter. Zur Hülfeleistung bei der Feuersnoth waren funfzig Soldaten zu Schiffe abgesandt. Der Offizier hatte alle in ein kleines Fahrzeug gepackt. Der Kahn ging tief, der Wind trieb hohe Wellen, das Fahrzeug ward mächtig vom Wasserfall angezogen. Jetzt entsteht ein schreckliches Hülferufen und Jammergeschrei, alle arbeiten aus Leibeskräften, — vergebens, — der Kahn schlägt um und fünf und vierzig Mann stürzen die Wasserfälle hinab. An dreihundert Kinder und Weiber beweinen den Tod ihrer Versorger. Als die Nachricht an den König kam, wurde der unvorsichtige Offizier degradirt.

Von Edet nach Gothenburg hat man anfangs viele Berge zu erklettern, zwischen denen die Götaelf wilde Thäler durchströmt. Auf dem rechten Flußufer führt eine andere Straße in derselben Richtung, allein sie wird weniger gefahren, soll auch nicht so schöne Aussichten gewähren. Die

Pferde sind vom Wener an längs dem Kattegat größer als die sonst gewöhnliche Race. Einige von ihnen waren lahm, die meisten liefen gut und viele sahen recht hübsch aus. Mit dicken Bäuchen kommen sie oft vom Felde vor den Wagen, nach einigen Minuten läuft der Schweiß in dicken Perlen an ihnen herab, und noch ehe man das folgende Hall erreicht, hat sich der Grasbauch verlaufen. Streu in den Ställen bekommen die vornehmen Pferde so wenig als die gemeinen, alle stehen auf bloßen Brettern, was für den Huf sehr zuträglich sein soll, indem er sich auf diese Weise nicht erhitzt. Die schwedischen Ochsen müssen es bequemer und nicht so viel Motion haben, sonst möchte das Beefsteak in Gothenburg nicht so wohlschmeckend sein. Rothgefleckte Schweine und Gänse treiben sich in Menge auf den Feldern herum. Menschen will man ihnen zur Aufsicht nicht beigesellen, und so kommt wieder ein Schlagbaum nach dem andern. Enten habe ich in Schweden nie gesehen, doch war das wohl nur Zufall, oder ich habe auf die wenigen nicht geachtet. Elstern sind hier desto mehr und leben mit den Menschen auf freundschaftlichem Fuß, denn sie sind heilig wie der Ibis in Aegypten, der Storch in Holland, die Krähe in Pensylvanien. Unsere liebe Nachtigall hat durch die strengen Gesetze wie in Weimar jene Unantastbarkeit nicht erlangt.

Bei dem alten Städtchen Kongelf liegt auf einer Felseninsel das zerfallene Schloß Bohus, welches wie unsere Ritterburgen fest war, so lange Pulver und Blei nicht die Stelle persönlicher Tapferkeit vertrat. Der eine Thurm der alten Feste heißt Fars Hatt (Vaters Hut), der andre Mors Myssa (Mutter Mütze). Ein kleiner Arm der Götaelf trennt sich hier und eilt dem Kattegat zu. Alle Groß- und Kleinstädter am Kattegat treiben Handel und Fischfang. Hering Lachs, Hecht, Flunder, Dorsch, Hummern und Austern werden theils an der Küste theils in den Flüßchen gefangen. Die Seefischer gehen an dreißig Meilen weit in die See hinein, und fangen Kabeliau, Butten, Rochen u. dgl. Kongelf zur Seite liegt die Festung Marstrand mitten in dem schiffbrüchigen Kattegat, und eine nahe sehr gefährliche Klippen-

reihe heißt Paternoster. Nahe bei Marstrand liegt Blåkulle, das Fabelland und die Wiege der schwedischen Hexengeschichten. Je mehr man sich Gothenburg nähert, desto offener wird das Thal, durch welches die gothische Elbe feierlich langsam zum Meere wallt.

Gothenburg, schwedisch Götaborg, ist nach Stockholm in jeder Beziehung die bedeutendste Stadt Schwedens. In Deutschland wäre sie eine Mittelstadt wie etwa Hannover, Stettin, Düsseldorf oder Regensburg. Sie liegt anderthalb Meilen vom Meere, und da der Strom bis zur Mündung einige Untiefen hat, so müssen große Schiffe ehe sie nach Gothenburg kommen, einen Theil der Ladung löschen. Karl IX. legte 1607 eine Stadt auf der durch das Meer und zwei Arme der Götaelf gebildeten Insel Hisingen an, die Dänen zerstörten sie, Gustav Adolph suchte ein besseres Plätzchen aus, und das junge Gothenburg blühte durch günstige Lage, Betriebsamkeit und Freiheiten schnell empor. Innerhalb zwölf Jahren (1792 — 1804) hatte die Stadt fünfmal das Unglück, durch Feuer verwüstet zu werden, bis man endlich so klug wurde, nur massive Häuser zu bauen. Nun schleuderte Zwingherr Napoleon seit 1804 seinen Bannstrahl gegen England, und verlangte beiläufig von den übrigen Staaten Europa's, daß sie durch Ausschließung englischer Schiffe ihren Handel und ihre Wohlfahrt vernichteten, um dann England mit in das große Grab zu ziehen. England ist dadurch nicht vernichtet, Gothenburg aufgeblüht. Umwege kümmern den Kaufmann nicht, auch sie bringen ihm wie dem Spaziergänger Gewinn. Die englischen Waaren gingen zur Zeit der Kontinentalsperre nach Gothenburg, durch Schweden über die Ostsee nach Rußland und Deutschland, wo ihr Preis zu einer unerhörten Höhe stieg. Das war das goldene Zeitalter Gothenburgs. Handel brachte Reichthum, äußere Schönheit, breite Straßen und Wege, Luxus und Ueppigkeit. Diese Blüthenzeit ist glücklicher Weise vorüber, englische und deutsche Kaufleute zogen weg, aber noch immer wird viel gehandelt, Kolonialwaaren ein-, Eisen, Hering, Thran und Bretter ausgeführt. Früher versandte man wohl in einem Jahre

zwei Millionen Fässer Heringe, in jedem Faß 12 bis 1300 Stück. Bei großer Wohlfeilheit bediente man sich ihrer zum Düngen der Aecker, machte auch Oel daraus, aus 15 Tonnen Heringen eine Tonne Oel. Seit einigen Jahren stellt sich der Hering bei Gothenburg wie an allen nordischen Küsten weit sparsamer ein, und mancher hält das für eine Strafe Gottes. Die 26000 Einwohner Gothenburgs haben anderthalb hundert eigene Schiffe. Von den Handelsgesellschaften Gothenburgs ging die afrikanische und levantische nach kurzer Dauer ein, die ostindische wurde 1806 neu gegründet, besteht jetzt gerade hundert Jahre, und schickt jährlich einige Schiffe nach China und Ostindien. Für jede Reise wird der Krone 15,000 Thaler Silbermünze bezahlt. Gothenburg hat durch die Kanäle des Mölndalstroms den Vortheil der hamburgischen Fleete ohne deren Geruch. Wohn-, Gast- und Landhäuser, kurz alles, was ich hier sah, ist hübsch, und das schöne Geschlecht führt in der Männerstadt*) diesen Namen mit Recht. Eben so schön als liebenswürdig beschäftigen sich die Frauenzimmer besonders mit neueren Sprachen und Musik. Noch immer wohnen hier viele Engländer, man hört auf der Straße oft Englisch sprechen, und muß im Götakellare englische Bewirthung englisch bezahlen, was bei den schwedischen Papiergelde doppelt auffällt. Wohlthätigkeitsanstalten fehlen in keiner Handelsstadt, am wenigsten in einer schwedischen. Die schöne Lage der Stadt übersieht man von den Bergen, welche sich in einem Halbkreise östlich herum lagern.

Die 34 deutschen Meilen von Gothenburg nach Helsingborg wollten wir in 24 Stunden durchfliegen, und richteten darnach einen Vorbothenzettel ein. Der Himmel war günstig, der Tag warm, die Nacht sternenhell. Nahe bei Gothenburg sieht man in dem muldenförmigen Thale schöne Aecker und

*) Goth oder Gode heißt im Altskandinavischen so viel als Mann, und was hindert uns, die Wörter Gott und gut damit in Verbindung zu setzen, so daß das Urwesen, menschlich gedacht, ein vollendeter, edler, kräftiger Mann ist?

Landsitze der Söhne Merkurs, dann aber folgt ein trauriger Bergrücken ohne Wälder, braungrün mit Heidekraut und niedrigem Wachholder überzogen. Diese längs der Küste sich hinziehenden Granitmassen sind oben flach, ohne fruchtbare Erde, in den Tiefen voll Sumpf und Moor. Die Gegend ist ärmer und ohne den Blick auf das Kattegat auch einförmiger als die lüneburger Heide. Wäre Seume hieher gekommen, so würde er nicht sagen: „ich habe auf meiner Reise durch Schweden kein einziges Fleckchen gefunden, von dem ich hätte sagen müssen: hier ist es traurig, hier ist es verlassen, hier möchte ich nicht leben.“ Trotz ihrer Dürftigkeit sind die Menschen am Kattegat recht gut gekleidet. Die Pferde ermatten leicht, weil es an gutem Grase fehlt, und weil der Hafer, das Haupterzeugniß der Gegend, von den Menschen verzehrt wird. An manchen Stellen wird Sandhafer gebaut, um dem Flugsande dadurch Einhalt zu thun. In diesem Jahre ist auch das wenige Getreide spärlich gerathen und die große Noth überall vor der Thür. Vor einem Jahrtausend war Halland der Sage nach durch Buchen- und Eichenwälder ausgezeichnet, jetzt lassen die ungestümen Seewinde in der Nähe der Küste selten einen Baum aufkommen.

In dem Städtchen Warberg aßen wir Mittagsbrod, nachdem wir seit sechs Uhr Morgens elf deutsche Meilen zurück gelegt hatten. Das Städtchen hat mehrmals seine Lage verändert, zuletzt 1666, ist wahrscheinlich seitdem einige Male abgebrannt, und jetzt so gerade und freundlich aufgebaut, wie ich selten eine schwedische Stadt sah. Warberg hat ein unbedeutendes Fort am Eingange in einen sichern Hafen. Hier saß General Pechlin als Staatsgefangener, weil man ihn für einen Theilnehmer an der Ermordung Gustavs III. hielt. Einst ließ Pechlin an einem Markttage alle Lebensmittel, die nach Warberg zu Markte kamen, aufkaufen und zu sich auf die Festung bringen. Nun werden die Städter, dachte er, gegen den gewöhnlichen Lauf der Dinge vom Hunger gequält, während ich in der Festung im Ueberflusse lebe — erhabener Gedanke, dessen sich kein Engländer schämte! Diese Aushungerungsgeschichte erzählt

übrigens der ganz unzuverlässige Acerbi. Kongsbacka, Warberg, Falkenberg, Halmstad, Engelholm und Helsingborg, Städte von höchstens 2000 Einwohnern, treiben sämmtlich Seehandel, denn die See bringt den Hering beinahe von selbst in die Tonnen, der Lachs zieht in den Küstenflüssen stromauf und wird dann festgehalten, Pech und Theer, Eisen und Kupfer wird verschifft, der Sturm treibt die Seeschiffe in die Nothhäfen und die Kapitaine machen auch wohl ohne Noth Havarie. Von Warborg an ziehen sich die Berge mehr landwärts, man fährt dicht am Kattegat hin, sieht in einiger Entfernung viele Schiffe kreuzen, und erträgt lieber die Stöße zu Lande als das Schaukeln zur See. In der holzarmen Gegend werden die Mauern von runden Steinen so durchlauchtig aufgeführt, daß ein heftiger Windstoß hinreicht, sie einzustürzen.

Der Gästgifvaregård des Dorfes Morup erinnerte mich an zwei Dinge, welche weder in Hufelands Makrobiotik noch in Fausts Gesundheitskatechismus vergessen sind — an Betten und Brantwein. Im ganzen Norden habe ich kein deutsches Federbett gesehen, sondern stets Matratzen und Steppdecken. Diese Decken waren in Morup grün seidene, fielen mir deshalb zunächst auf, und sind zufällige Veranlassung einer recht herzlichen Bitte an deutsche Eltern. Unser norddeutsches Klima hat im Ganzen wenige recht milde Tage, viele sind kalt, andere heiß, die meisten veränderlich und rauh. Unsere Wohnungen sind eben solche Mitteldinge zwischen Nord und Süd, viele tausend Kammern mit Estrichboden, ohne Oefen und dem Luftzuge so sehr ausgesetzt, daß die Bettdecke im kalten Winter vom Hauch des Mundes ganz erstarrt. Gerade deshalb halten wir die Federbetten für zweckmäßig, und unsere Hausfrauen mit wahrem Wohlbehagen auf ihre weichen Pfühle, Kissen und Decken, und je tiefer man darin versinkt, desto besser. Daß diese Federbetten eine unnatürliche Wärme erzeugen, den Körper reizen, schwächen, Erkältungen aussetzen und auf diese Weise einen Schaden anrichten, welchen alle Arzneien, Gesundbrunnen und Dampfbäder nicht gut zu machen im Stande sind —

das kann jeder Arzt besser beweisen als ich. Aber die liebe lange Gewohnheit macht uns blind gegen bessere Einsicht und taub für jeden Rath. Die Gewohnheit läßt sich überwinden, wenn man im Sommer die dicke Hülle bei Seite legt, und sie nur nicht in den ersten Herbsttagen wieder hervor zieht. Der Estrich muß aus den Schlafstuben entfernt, Fenster und Thüren wohl verwahrt werden, und man wird auf dem härtern Lager ruhiger schlafen, gestärkter erwachen und gegen die Veränderlichkeiten der Witterung unempfindlicher werden. Als Kind kroch ich in die Federn hinein und erinnere mich, wie oft in stürmischer Winternacht der Schnee fingerhoch auf mein Bette fiel. In Süddeutschland fand ich wenig Federbetten, rechtfertigte das durch milderes Klima, und kehrte mit Freuden zu den warmen Betten der Heimath zurück. Nun fing ich selbst an zu erziehen, ward durch verständige Eltern, durch das Wohlbefinden meines Zöglings und bald durch eigene Erfahrung von dem Nutzen eines harten Lagers überzeugt. Jetzt bereise ich den kalten Norden, und finde zu meiner großen Freude überall warme Häuser und kühle Betten. Wer trotz aller Gründe und augenscheinlichen Vortheile dem behaglichen Reiche der Gänse nicht entsagen will, sollte wenigstens für seine Kinder sorgen, und würde vielleicht durch sie noch im Alter bekehrt. Noch führe ich an, daß in allen mir bekannten großen Erziehungsanstalten keine Federbetten geduldet werden.

Gegen den Brantwein will ich kein Wort sagen, denn das hieße bei dem, welcher sich ihm ergeben, den Orkan überschreien wollen. Sollen die Regierungen die Zahl der Brennereien festsetzen, oder die schon hohen Abgaben noch verdoppeln und verdreifachen? Ersteres scheint unbillig, beides nutzlos. Die schwedische Regierung hatte zu Anfang dieses Jahrhunderts — ich weiß nicht, ob noch jetzt — den Alleinhandel mit Brantwein. Sie lieferte das Getränk sehr theuer und sehr schlecht, doch ohne Erfolg. Das beste Mittel wäre vielleicht, wenn für Verbesserung der Bierbrauereien mehr geschähe, denn in den echten Bierländern habe ich von Brantweinsaufen so wenig gehört als in Weinländern. Die

schwedischen Verordnungen gegen den unmäßigen Genuß des Brantweins sind folgende. „Wer zum ersten Male betrunken gefunden wird, bezahlt 3 Thaler 16 Schilling Strafe. Beim zweiten und dritten Male wird die Strafe verdoppelt. Wer das Geld nicht bezahlen kann, wird bei Wasser und Brod in ein Gefängniß gesteckt. Beim vierten Male wird der Trunksüchtige an einem Sonntage vor der Kirchthür mit den Füßen in einen Block gestellt. Beim fünften Male kommt er in ein Zwangarbeitshaus auf ein halbes, später auf ein ganzes Jahr. Wer in Trunkenheit stirbt, wird ohne Begleitung der Geistlichen, d. h. in Schweden so viel als unehrlich begraben. Studirenden, Schülern, Dienstboten, Gesellen, Lehrlingen und gemeinen Soldaten darf kein Brantwein geborgt werden. Alles Brantweinschenken in Gasthöfen und Krügen ist außer an Reisende verboten, und nur der Verkauf in größeren Quantitäten erlaubt." — Jedes Gesetz wirkt allein durch unfehlbares Eintreten der Strafe nach jeder Uebertretung, die bloße Drohung und Möglichkeit des Uebels hält unsere Leidenschaft nicht im Zaum. Wie wenig die schwedischen Gesetze in diesem Punkte helfen, sah ich in eben jenem Gästgifvaregård zu Morup, wo Jung und Alt am Sonntag Nachmittag beim Brantweinglase lärmte. Uebrigens findet sich die Liebe zum Trunk und Rausch seit uralten Zeiten über den ganzen Norden verbreitet, und jene Verordnungen kamen 1813 um einige Jahrhunderte zu spät. Selbst die genügsamen Thalmänner Gustav Wasas fielen nach dem Siege bei Westerås nicht über die Dänen, sondern über die Methfässer dergestalt her, daß Gustav, um den gewonnenen Sieg zu behaupten, eigenhändig den Boden der Fässer zerschlagen und so dem Saufen ein Ende machen mußte. In London, Dresden und Stockholm sind neulich Mäßigkeitsgesellschaften errichtet, und die Engländer scheinen es besonders auf die Verbannung des Brantweins abzusehen, doch fürchte ich, daß keine dieser Societäten ihr Jubiläum feiern wird.

Mit hinkenden Pferden kamen wir gegen Abend nach Falkenberg. Viele Häuser der Stadt sind mit Stroh ge-

deckt, und die Parterrewohnungen allgemein beliebt, denn — man hat keine andere. Mit der Armseligkeit der Stadt steht die große und schöne Brücke über den Aetran in gar keinem Verhältniß. Im Gästgifvaregård fand ich neben dem Psalmbuch — so heißt hier und an der Niederelbe das Gesangbuch — ein schwedisches Gesetzbuch „Sweriges Rikes Lag" von 1734, und darin das Kapitel aufgeschlagen: „Om Gästgifvare." Der Schwede kennt seine Landesgesetze deshalb so gut, weil nach ihnen überall gerichtet wird, und ihre Anzahl nicht unendlich ist wie die der Ukasen Rußlands. Auch bin ich fest überzeugt, daß der schwedische Bauer mehr als der russische Rechtsgelehrte quid juris versteht. Wer in Rußland Recht erlangen will, muß erst den Mann ausfindig machen, der ihm helfen kann, dann muß er seinen Wünschen Nachdruck verschaffen, und das können Ordensmänner oder hohe Militairs leicht, Geldsäcke am leichtesten. Wenn er nur in Masse herbei fliegt, dann ist der silberne und papierne Doppeladler allmächtig, dann werden die zwanzig Quartanten über Staatskontrole und Abgaben nachgeschlagen, dann forscht man in dem Wust von Kriminalgesetzen und in dem übrigen Chaos der Jurisprudenz. Doch warum nenne ich Rußland? Wer wissen will, was ein Labyrinth ist, sehe die Gesetzgebung fast aller europäischen Staaten an. Aller Orten ist das unendliche Feld menschlicher Gesetzgebung mit Schmarotzerpflanzen und wucherndem Unkraut überwachsen, aber nirgends geht es doch mit der Gerechtigkeit so wild her als in Rußland. Der schwedische Bauer liebt als freier Mann das Recht, und ist auf den Reichstagen, wo es gemacht wird, keine Null. Er erfüllt es auch, nur der Brantwein ist ihm an die Seele gewachsen. Das schwedische Volk ist freier als das russische, das ist eine bekannte Sache, aber es ist meines Erachtens auch freier als die Schweizer. Wohl hat das Hirtenvolk der Schweiz einen unverwüstlichen Freibrief von der Natur bekommen in seinen Alpen, allein der Purpur der Alpenrose glüht nicht in den Tiefen, und die echte Freiheit zog sich aus den Thälern um Bern, Zürich und Luzern längst zwischen

die Berge zurück. Oder sind das die gepriesenen Früchte der Freiheit, daß jeder von den zwanzig Duodezstaaten sein eigenes Geld schlägt, und nur wenige von ihnen gegenseitig die rothen Silbermünzen anerkennen? — daß Basel zur jährlichen Heerschau seiner wehrhaften Mannschaft vom Nachbarlande Waffen borgt, und für jedes Gewehr während der Musterungszeit drei oder vier Batzen zahlt? — daß man in Bern Briefe zur Post giebt, welche nicht ankommen? — daß die unverschämten Bauern des berner Oberlandes das Beschauen eines Gletschers für Geld verkaufen? — daß Schwyz, Freiburg, Solothurn u. a. in pfäffischer grauenvoller Finsterniß begraben liegen? — Für solche Freiheit danke ich ganz gehorsamst. Frankreich oder Deutschland hätte längst die ganze liebe, treue Eidsgenossenschaft verschluckt, allein die hohen Alpen sind ewig frei, der Rhein und das Juragebirge bilden eine günstige Vormauer, ihnen und der eifersüchtigen Politik der übrigen Staaten hat das westliche Thalland seine bis heute gerettete republikanische Existenz zu danken. Sonderbar genug denkt mancher, daß Freiheit nur in Freistaaten zu finden sei, weil dort nicht fortwährend ein Wille das Ganze lenkt, und viele nach einander zur Regierung kommen, allein Freistaaten und Freistädte werden nicht selten von einer Menge kleiner Tyrannen übel heimgesucht. Schweden ist ein Königreich, aber sein König wie der König von England Herrscher eines freien Volks. Norwegen hat eine königliche Demokratie, Schweden nicht ganz so, denn hier steht ein wenngleich nicht sehr mächtiger Adel dem König schützend zur Seite. Schweden ist ein von Natur armes, betriebsames, fast schuldenfreies, echt protestantisches Land. Hebt sich ein von Natur so kärglich bedachtes Land, dann ist das sicheres Zeichen einer guten Regierung. Das Volk hat keine Schulen nach deutscher Art, und doch können alle Bauern lesen, und besitzen eine ihrem Stande ganz zuträgliche Bildung. Hin und wieder sind Lankasterschulen angelegt, und ihre Zahl hat sich im vorigen Jahre um zwanzig vermehrt. Das Militair kostet dem Lande außerordentlich wenig, daß aber die schwedischen Heere

in Kampf und Sieg dem übrigen Europa eben nicht weichen, hat Deutschland genug erfahren. Tapferkeit, Unerschrockenheit und Ausdauer gehören zum Charakter des schwedischen Volkes. Wohl sind mir die Männer vom Grütli, die Freiheitsschlachten auf Morgarten und Näfels bekannt, aber die Zeiten sind vorüber, und ich stimme Zschokke bei, welcher so wahr als kräftig spricht: „Die Helden der Freiheit knechteten um goldene Fürstenketten. Die genügsamen Söhne der Alpen verkauften um Mieth und Gaben das Blut des Volkes nach unbekannten Schlachtfeldern, und ihre Stimmen im Rath. Das ist der furchtbarste Widersacher der Freiheit, welcher nicht vor Schmeichelwort und Gabe der Könige und ihrer Gesandten erschrickt. Er ist's, welcher predigt: Gebietet den Tagblättern Schweigen und den Lehrern der Jugend Stille; verschließet die Rathsstuben, und lasset das Volk nicht hören, was wir treiben: so mögen wir wieder Herren und Meister sein, und die Knechte werden uns dienen!" — Schweden hat Preßfreiheit, bestraft aber jeden zügellosen Preßunfug. In den höchsten Staatsbehörden sind eben so viele bürgerliche als adelige Mitglieder. Der Hof ist durch altes Herkommen zur Herablassung und Freundlichkeit gegen jedermann gleichsam gezwungen, und wie wenig das schwedische Volk mit sich spielen lasse, hat es zuletzt 1809 durch die Entthronung Gustavs IV. gezeigt, als dieser die Nation seinen Launen opfern wollte. In frühern Zeiten wurden entthront: Magnus Smek 1363, Erich XIV. 1568, Siegmund 1602, und Gustav III. fiel 1792 schändlicher Weise im Kampfe mit der Aristokratie. Sieht man die Geschichte der letzten tausend Jahre nach, seit welcher Zeit das Christenthum in Schweden verbreitet ist, so sind in diesem Zeitraume nicht weniger als drei Viertel aller schwedischen Könige umgebracht. Es gelüstet die Schweden nicht nach dem leeren Namen eines Freistaates, denn sie haben gelernt, daß es sich köstlich lebt, wenn ein großer Mann mit Weisheit und Kraft das Staatsruder führt, und daß neben dem Willen des Einen durch Vertretung und Berathung aller Stände die Freiheit des Volkes

sehr wohl bestehen kann. Es sei mir vergönnt, hier einige Worte anzuführen, welche Bischof Tegnér in wahrhaft prophetischem Geiste am Reformationsjubelfeste 1817 sprach: „Was ist es, was die Völker fordern in Nord und Süd? Sie fordern nur, was die Natur des Staats von selbst erheischt, insofern er eine Bildungsanstalt für die Menschheit und nicht eine Negerplantage mit Millionen von Sklaven und einem einzigen Herren mit seinen Untervögten sein soll. Sie fordern, daß es ihnen zugestanden werde, sich selbst die Gesetze zu machen, denen sie gehorchen sollen; daß es ihnen zugestanden werde, selbst die Bürden zu bestimmen, welche sie tragen sollen. Sie fordern Verantwortung auch von Seiten der Herrscher. Sie fordern das Recht, sich äußern zu dürfen, so frei und ungekränkt, als die Ordnung und die Sicherheit des Landes es gewähren können, weil es der Athemzug der Freiheit ist, weil ein jeder, der unnöthiger Weise dasselbe beschränkt, die Zunge aus dem Munde des Staates schneidet und verräth, daß er gleich den Tyrannen des Orients nur von stummen Sklaven bedient sein will.... Sie fordern ein liberales Verhältniß unter den Ständen, persönliche Sicherheit und Heiligkeit der Rechte, welche die Natur jedem menschlichen Wesen geschenkt hat. Mit einem Wort, sie fordern nichts Anderes, als was wir in unserm Vaterlande besitzen, und mit wenigen Ausnahmen seit Odins Zeiten besessen haben. Es ist nicht wohl bedacht, wenn man ihnen verweigert, was sie auf diese Weise fordern; denn wahrlich, sie möchten es sich früher oder später selbst nehmen. Man freuet sich, daß die Revolution geschlossen und die alte Ordnung endlich wieder hergestellt ist. Aber man betrügt sich; denn die Revolution ist mit nichten geschlossen. Nur ihre Wuth ist geschlossen; sie hat ihren Rausch ausgeschlafen, und mit voller Besinnung und ruhigen Blicken geht sie noch fort durch die Geschichte.... So laßt uns denn ohne kleinmüthige Furcht mit dem Strome der Zeit segeln. Der Strom hat jetzt seine Frühlingsfluth; aber gleichwohl führt

er nicht bloß Schlamm, sondern auch Goldsand. Bald wird er sinken zwischen grünenden Gestaden. Auf seiner ruhigen Fläche werden glücklichere Geschlechter hin schaukeln, und in seinem klar gewordenen Spiegel wird der Himmel sich schauen mit allen seinen Sternen*)."

Mit einbrechender Nacht verließen wir Falkenberg und das Kattegat. Der Herbstwind wehte kühl über die öden Flächen, von Zeit zu Zeit ein warmer Luftstrom, tiefes Schweigen weit und breit, und überdieß eine Finsterniß, daß ich das Pferd nicht sah, obgleich ich es mit dem Fuße berührte. Der alte Postillon nippte bisweilen ein, Freund Mechanikus verstand das Schlafen noch besser. Meine Lebensgeister waren abgespannt, aber die Karrenstöße verscheuchten lange Zeit den Schlaf. Nur das unendliche Himmelsgewölbe mit seinen Sternschnuppen, Triumphbogen und Millionen Sonnen goß auf die Geisteslampe etwas Gedankenöl. Bevölkert seid ihr tausend mal tausend Welten gewiß, aber eure Bewohner kutschiren wohl nicht bei Nacht und Nebel an den Küsten eurer nordischen Meere auf armseligen Karren umher. Wie ist ihr Leben? Auf welcher Höhe der Vollendung stehn ihre Geister? Hängt sich an die Schwingen ihres Geistes auch ein schwerer Leib, der von Erde sie zur Erde zieht? Ringen auch sie im vielfach bewegten Leben nach dem seligen Frieden des Gemüths, und bewahren sie ihn ohne unterbrechende Stürme? Wenn nun mein müder Leib zusammen bricht, wird dann mein Geist jene Sterne durchziehen? Wird er dort neu geboren der Erde Lust und Leid vergessen? Oder wird er ohne Bewußtsein seiner selbst zerfließen in das große All der Welt und es ist nur ein lächerlicher Hochmuth sich selbst gerettet wünschen aus dem großen Grabe? Ha, weg von mir! trostlose Lehre. Droben wird die Sehnsucht mir gestillt, mein überirdisches Heimweh mir genommen. Von Stern zu Stern, von Stuffe zu Stuffe,

*) Dies Wenige wird dem Leser hinreichend empfehlen: Reden von Dr. Esaias Tegnér. Aus dem Schwedischen von Mohnicke. Stralsund u. Leipzig 1829.

von Jahrtausend zu Jahrtausend trete ich näher dem Allvollkommenen. Wenn ich den Himmel sehe, Deiner Finger Werk, und die Sterne, die Du bereitet, — was ist der Mensch, Herr, daß Du sein gedenkest, und was der Erde Sohn, daß Du seiner Dich annimmst!

Es mochte elf Uhr sein, als wir im Dörflein Quibille in ein großes, warmes Zimmer traten. Die Wirthin bot uns bunte selbstverfertigte Decken an, und wir kauften jeder eine zum Andenken an diese schwedische Nacht, zunächst zum Schutze gegen ihre Kälte. Dürftigkeit treibt die Leute zum Gewerbfleiß. Ihre Decken sind grob, aber dauerhafter als die tyroler. Später wurden uns mehrmals Strümpfe, Jacken, Leinwand u. dergl. zum Verkauf angeboten. Um Mitternacht kamen wir nach Halmstad. Nahe vor dem Orte begegneten uns so viele Wagen, als wäre der Adel von ganz Halland in seiner Hauptstadt versammelt gewesen. Als wir die bestellten Pferde haben wollten, waren keine vorhanden, der Hallkarl sichtbar in Verwirrung, wollte uns nicht recht verstehen und sagte, der Postillon habe keinen Vorbotenzettel gebracht. Er machte sich indessen gleich auf den Weg, um Reservehästar zu holen. Mir kam die zweistündige Ruhe sehr erwünscht. Wenn man in 18 Stunden 22 deutsche Meilen auf schwedischen Wagen zurücklegt und am Ende nicht mehr weiß, auf welchen Fleck des Körpers man sich setzen oder legen soll, dann schläft sich's in voller Uniform auf einem Sopha süß, beim Erwachen fällt man wie vom Himmel auf die Erde, und die beste Tasse Kaffee ist ein trauriges Glückauf zur weitern Reise. Bis Halmstad hatten wir richtig unsere Stunden gehalten, jetzt waren wir in Rückstand gerathen. Ein Drittel des Weges mit fünf Stationen lag noch vor uns, und bei jeder nahmen die Skjutsbonden einen Thaler Wartegeld mit lachendem Munde in Empfang. Im Tagebuche mochten wir den Hallkarl von Halmstad nicht anklagen, und betrachteten lieber den Vorfall als eine Züchtigung für den Uebermuth, in welchem wir auf der ganzen Tour kaum eine halbstündige Ruhe uns vergönnt hatten.

So kamen wir in wenigen Tagen um drei Breitengrade weiter nach Süden, und merkten desto leichter den bedeutenden Unterschied der Luft und des Pflanzenwuchses. Vom Wener, besonders von Gothenburg an, wird das Obst in den Gärten häufiger. Ein schöner Buchenwald bei Engelholm und die lebendigen Hecken der Dörfer weckten Vaterlandsgefühle. Vaterland, Vaterland — wie tief schreibt sich Dein Name in unsre Brust! Die Buche, dieser echt deutsche Baum, ist dem alten Schweden im engern Sinne unbekannt. Einzelne Buchen sah ich zuerst wieder in der Nähe Gothenburgs. Das Klima Schonens kommt dem norddeutschen ziemlich gleich, und wie durch einen Zauberschlag verwandeln sich auf der Grenze Schonens die Blockhäuser in Häuser von Fachwerk, die hölzernen Kirchen in steinerne, häufig mit Bleidächern, Dörfer und Höfe rücken näher zusammen, denn der Boden ist fruchtbar. Lehm und Sand in bester Mischung. Selbst die Menschen sind kräftiger und größer, aber auch plumper, unbeholfener, unhöflicher, es fließt schon dänisches Blut in ihren Adern. Ein hoher Bergrücken streicht bei Margretetorp von Südost nach Nordwest, und endigt sich am Kattegat in den schmalen Kullen (Gipfel, Landspitze), bei welchem früher die Matrosen, wenn sie zum ersten Male den Sund passirten, getauft oder eingeweiht wurden, etwa wie die jungen Studenten im Fuchsthurm bei Jena. Die wilde Schärennatur der norwegischen Küsten schwindet je weiter nach Süden mehr und mehr, bis sie sich in Schonens flachem Gestade und in Seelands Dünen ganz verliert.

Helsingborg ist ein freundliches Städtchen, in einer schönen Gegend, kürzester und gewöhnlicher Ueberfahrtsort über den Sund oder Oeresund. Mein Paß war durch Versehen zu Stockholm so ausgestellt, daß ich nur in Schweden nicht, aber ins Ausland reisen konnte. Schweden wollte ich ja damals sehen, und wer kümmert sich beim Eingang schon um den Ausgang? Der Kommandant zu Helsingborg machte einige Schwierigkeiten, doch als ich selbst zu ihm kam, waren wir bald im Klaren, ohne daß ich die Erlaubniß hätte erkaufen müssen. Die Schweden reisen gern ins Ausland,

und halten sich lange in der Fremde auf, aber eine unaustilgbare Vaterlandsliebe und ein Heimweh, ähnlich dem der Schweizer, führt sie gewöhnlich in die Heimath zurück. Deshalb machen sie auch nicht solchen Quark beim Austritt aus ihrem Lande, fürchten nicht wie die Russen in jedem Fremden einen Schuldenmacher und Ausreißer, und lassen ziehen wer ziehen will.

Die schwedische Sprache um Helsingborg hat so viel Dänisches angenommen, daß man mir in Stockholm die Bemerkung machte, ich habe meine schwedischen Brocken in einer dänischen Schule gelernt. Mein früherer Schiffskapitain war wirklich aus Helsingborg gebürtig. Schonen steht mit Dänemark in fortwährender Verbindung; viele seiner Bauern arbeiten in Seeland und bringen dänische Mundart mit; dänische Krieger haben lange Zeit das südliche Schweden besetzt gehalten, und so ist es hinreichend erklärt, warum auch hier in der Natur kein Sprung ist. Was die schwedische Sprache im Allgemeinen anlangt, so versteht sie der Niedersachse beinahe eben so leicht wie das barbarische Deutsch der Schweizer. Die Wörter Band, Berg, Glas, Morgen, Papier, Stuhl, Stube, Thee, Wind und tausend andere lauten im Schwedischen fast wie im Deutschen. Eine unendliche Menge von Wörtern hat mit dem Plattdeutschen große Aehnlichkeit, z. B. betala bezahlen, buk Buch, blek Dinte, fröken Frauchen oder Fräulein, frue Frau, gohs Gans, handeuk Handtuch, jomfrue Jungfrau, kalw Kalb, kniep Messer, mjölk Milch, nyt neu, pischke Peitsche, peper Pfeffer, pänge Pfennig oder Geld, törp Dorf, wertshus Wirthshaus, und selbst die echt schwedischen Wörter merkt man ohne besondere Mühe. Kurz die Sprache legt dem deutschen Reisenden kein großes Hinderniß in den Weg, zumal da die gebildeten Schweden in der Regel Deutsch verstehen. Höchst anziehend ist es, im Schwedischen so viele altdeutsche Stammwörter zu erkennen. Von allen Töchtern unserer ehrwürdigen Muttersprache ist kein wohlklingender als die schwedische und dänische, auch sind beide Sprachen für den Gesang mehr geeignet als irgend eine, die italienische ausgenommen.

Mit Recht bedauern wir, daß unser weit voller und kräftiger tönendes Plattdeutsch der polirten hochdeutschen Mundart gewichen ist, und nicht nur nicht ausgebildet, sondern immer mehr vernachlässigt wird. Die dänische Sprache ist die weichste aller germanischen Sprachen, friedfertig, kühl, wohlwollend, sanft und zart empfindend wie das Volk, welches sie redet. Die Dänen tragen ihren alten Nationalhaß in das Urtheil über die schwedische Sprache, und die Schweden ermangeln nicht solches reichlich zu erwiedern. Der Däne findet die schwedische Sprache singend, gedehnt, barbarisch, rauh und hart, was aber, wenn es gegründet ist, mehr in dem Charakter einzelner Männer als in der Sprache selbst liegt. Der Schwede dagegen hält die dänische Sprache für unmännlich, kraftlos, weichlich und weibisch klingend. Ein sehr ehrenwerther Schwede, bei welchem ich allen Nationalhaß entfernt glaubte, sagte mir, man könne der dänischen Sprache mindestens den Vorwurf machen, daß sie für eine nordische Sprache zu weich, für eine südliche zu hart klinge, und wenn der Charakter des Volkes richtig aus seiner Sprache beurtheilt werde, so würfe dieses Mittelding von Nord und Süd ein gar zweideutiges Licht auf das dänische Volk. Nachfolgende dänische Sprachprobe wird jeder Deutsche übersetzen können, wenn er auch nie ein dänisches Buch gesehen hat. Herrens Bön. Fader vor, du, som er i Himmlene, helliget vorde dit Navn, tilkomme dit Rige, skee din Villie, som i Himmelen, saa og paa Jorden; Giv os i Dag vort daglige Bröd, og forlad os vor Skyld, som vi og forlade vore Skyldnere; Leed os ikke udi Fristelse, men frels os fra det Onde! Thi dit er Riget, Magten og Aeren i Evighed. Amen!

Doch ich rede von den Dänen und habe noch nicht Abschied genommen von den Schweden. Lebe wohl, du treues und frommes Volk, du germanischer Sproß mit deiner Tapferkeit und Einfachheit, mit deinem Freiheitssinn, deiner Gastfreundschaft, deiner Bruderliebe. Unvergeßlich bleibst du mir wie deines Landes Wunderwerke Dannemora und Trollhätta. Wohl dir, wohl allen, denen die Natur

ein Herz voll Liebe gab und erhielt. Was können wir Schöneres besitzen, und doch kennen Tausende von Menschenkindern, ja ganze Völker kennen nicht der Freundschaft zarte Pflanze, gehen mit verbundenen Augen an dieser immer grünen Blume vorüber, pflücken sie nicht zur Stärkung in dem Schwefelpfuhle ihrer Niederungen, zur Erhebung aus dem alltäglichen Handthieren, oder doch zu einem Brockenstrauße freundlicher Erinnerung an die erquickende Bergluft! Es leben Liebe und Freundschaft, es leben die Schweden!

Helsingör. Kopenhagen. Fahrt nach Lübeck.

Es ist so schön, wann vom fernen Lande
Die Segel kehren zum Heimathstrande,
Wo Rauch aufsteiget vom eignen Heerd,
Die Kindheitswelt Dir ist ewig werth.

Tegnér.

Ueber den Sund bei Helsingborg fuhren wir bei günstigem Winde in einer halben Stunde. Die Wellen ließen den Nachen, in welchem zwei Matrosen uns hinüber setzten, lustig tanzen und gaben uns reichlich Seewasser zu kosten. In Kronstadt läßt es sich zur Noth noch trinken, aber im Oeresunde schmeckt man das bittere Salz der Nordsee, deren Wasser achtmal schwerer, als das der Ostsee, in der Tiefe durch den Engpaß strömt. Die Süßigkeit des Ostseewassers macht, daß die Schiffe tiefer darin gehen, langsamer segeln, aber schneller faulen, und daß die Wellen geschwinder auf einander folgen, niedriger und gefährlicher sind als die der Nordsee. Solches behaupten naturkundige Männer, und die Seeleute stimmen bei, nur ist, was Schnelligkeit des Segelns anlangt, der Wind immer die Hauptsache. — Weder Schweden noch Dänen visitirten unsere Reiseeffekten. Selbst der durstige dänische Soldat, welcher uns zu dem kaum zwei Minuten weit entfernten Polizeibüreau führte, bat eben

so artig als inständig um einen Sup. Für die Verwandlung des schwedischen Passes in einen dänischen, zahlt man einen Thaler, und weiter hat der Politiemester in Helsingör nichts zu erinnern. Helsingör ist ein freundliches, in Vergleich zu Helsingborg lebhaftes Städtchen. Läden, Buden und Keller vollauf nach hamburger Art. Ueberall Reichthum, überall Bewegung, um noch reicher zu werden. Die Kanonen der nahen Kronenburg beherrschen den Sund, und geben den Verträgen über den Sundzoll einigen Nachdruck. Diese lauten dahin, daß Engländer, Holländer, Franzosen und Schweden hier ein Procent von dem Werthe ihrer Ladung abgeben, die übrigen Nationen, sogar die Dänen selbst zahlen ein Viertel mehr, und die holländische Ehrlichkeit hat sich noch das absonderliche Vorrecht erworben, daß man ihre Schiffe nicht untersucht. Im Jahre 1808 gingen nur 121 Schiffe, 1818 dagegen 12,588, und im letzten Monat August allein über 1900 Schiffe durch den Sund. Gegenwärtig ist die Durchschnittssumme der Schiffe 6000 und die ihres Zolls 900,000 Thlr., ein artiges Sümmchen für die Chatoulle des Königs von Dänemark.

Im Sunde liegt die größte Tiefe und das Fahrwasser für Linienschiffe 1500 Klafter von Helsingör, 800 Klafter von Helsingborg. Sind beide Punkte mit Geschütz wohl versehen, so ist es unmöglich ohne großen Verlust vorbei zu segeln. Das wußte Admiral Parker recht gut, aber der kühne Sieger von Abukir steuerte dicht an der schwedischen Küste hin, schoß inzwischen auf Helsingör, die Schweden schwiegen, und Nelson ging zwischen der Insel Hven und Kopenhagen vor Anker. Zwischen Kopenhagen und der schwedischen Küste liegt eine große vom Wasser bedeckte Sandbank, der Middelgrund. Zwischen ihm und Kopenhagen war die dänische Ankerlinie aufgestellt, d. h. 19 zum Theil alte Schiffe, welche im Verein mit den drei Kronen, (einer im Meer aufgeführten starken Batterie,) den Hafen und die Stadt decken sollten. Die Boyen waren von den Dänen weggenommen oder falsch gelegt, die Engländer hatten nur Kauffahrerlootsen an Bord, und das Fahrwasser ist an man-

chen Stellen hier so schmal und seicht, daß Dreidecker nur mit Mühe durchkommen. Während Parker an der Südostseite des Middelgrundes sich aufstellte, griff Nelson am 2. April 1801 die dänische Ankerlinie an, die Dänen kämpften wie Löwen, drei englische Schiffe strandeten, und erst nach fünfstündigem Gefecht ward ein Waffenstillstand abgeschlossen. Die Engländer hatten an tausend Todte und Verwundete, die Dänen noch mehr. Nelsons eigenes Schiff, der St. Georg mit 98 Kanonen, sank bald nach der Schlacht. — In früherer Zeit ist im Sunde bei Helsingör schon eine Seeschlacht geliefert. Am 9. November 1658 trafen hier nämlich die Holländer mit den Schweden zusammen. Karl X. Gustav war mit seinem ganzen Hofstaate auf der kurz vorher eroberten Kronborg Zuschauer der mörderischen Schlacht, und feuerte selbst die erste Kanone ab. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu, aber die Schweden hatten doch den Kürzern gezogen.

Hinter Kronenborg liegt Hamlets Garten und Grab. In weiter Ferne ragt aus dem Sunde die schwedische Insel Hven hervor, auf welcher der als Astrolog im ältern und neuern Sinne berühmte Tycho Brahe von 1576 bis 1597 wohnte. Außer der Uranienborg baute er eine unterirdische Sternwarte (Stiernborg), legte chemische und physikalische Werkstätten, eine Buchdruckerei und eine künstliche Windmühle zum Kornmahlen, Papiermachen und Fellbereiten an, alles auf Kosten des dänischen Königs, welchen er dafür mit richtigen Kalendern und mit Berichten über alle ungewöhnliche Himmelserscheinungen versah. Auf Kopernikus Grabe stand längst: Sta sol, ne moveare! da wurde Tycho Brahe erst geboren. Der heil. Vater schleuderte den Bannstrahl gegen Kopernikus, und Tycho wollte die Erde wieder zum Stehen bringen, allein sie schwingt sich unaufhörlich fort, und nachdem sogar der heil. Stuhl sich 1821 von der Bewegung der Erde überzeugt hat, muß nun die Sache wohl ihre Richtigkeit haben. Die Uranienborg, Stiernborg, und alle jene Werkstätten sind inzwischen längst verfallen.

Solche historische Excursionen liebe ich, weil das Anschauen eines Ortes durch die Erinnerung an alte Zeiten und Geschichten bedeutend gewinnt. Für mich kommt an dieser Stelle noch ein besonderer Grund hinzu, der nämlich, daß meine ganze Reise im eigentlichen Dänemark nicht mehr als sechs Meilen beträgt, von Helsingör nach Kopenhagen, und daß ich, weil ich die Tour in stockfinsterer Nacht machte, von den Schönheiten Dänemarks unmöglich viel erzählen kann. Die Wege, fühlte ich, waren nicht besonders, und noch gewöhnt an den engen Raum eines schwedischen Karrens, rutschte ich anfangs bei jedem Stoße des großmächtigen dänischen Stuhlwagens hin und her, auf welchem zwölf Personen bequem Platz gefunden hätten. Postillon und Pferde standen mit dem Wagen in gehörigem Verhältniß, riesengroß aber — langsam, langsam! Wozu der Däne sieben Stunden gebrauchte, das hätte jeder Schwede in dreien abgefahren. Auf den sechs Meilen behält man stets dieselben Pferde, und deshalb brachte uns der Schwager zweimal in einen großen Stall, wo seine Rosse Futter, wir eine halbstündige Ruhe nebst etwas Zugluft bekamen. Nachts zwei Uhr langten wir in Kopenhagen an, und machten noch eine bedeutende Spazierfahrt durch viele Straßen der Stadt, von einer Wirthshausthür zur andern, bis sich endlich das **Hôtel du Nord** uns öffnete. Obgleich nur ein Hausknecht und ein Kellner sich in der Ruhe stören ließen, so leuchtete uns doch in tiefer Mitternacht so viel ein, daß der Gasthof keine schwedische Physiognomie habe, und diese Vermehrung unserer Einsicht verursachte ein so angenehmes Wohlbehagen, daß wir mit dem festen Entschluß ins Bett stiegen, alles in Schweden Versäumte auf dänischem Boden treulich nachzuholen. Ruhe ist ja auch die erste Bürgerpflicht, zumal in Residenzen. Seit Petersburg hatte ich mich von dem Rennen nach Merkwürdigkeiten kaum erholt, oder war dort übersättigt, und that deshalb in Kopenhagen das Gelübde, nur durch Spaziergänge mir ein lebhaftes Bild von der dänischen Hauptstadt zu entwerfen, dagegen Paläste und dergleichen Kram sorgfältig zu vermeiden. Ich liebe einmal nicht das

Geräusch der Welt und das Getümmel der Hauptstädte, das Sitzen an kalten Tafeln, die großen Reden über Kleinigkeiten, die Ueberverfeinerung, die geschminkte Wahrheitsliebe, die den Anstand nie verletzende Sittenlosigkeit. Unzählige Menschen lieben es, sonst drängten sie nicht so gewaltig nach den Hauptstädten hin. Doch habe ich, beiläufig gesagt, durch lebendige Exempel lange genug mich überzeugt, daß man auch unter Wölfen leben kann ohne zu heulen. Wäre ich aber gezwungen in einer nordischen Residenz zu leben, so wählte ich mir wahrscheinlich Kopenhagen zum Wohnorte. Kopenhagen ist, wenn man die Schönheit der Städte nach dem Bau der Häuser und nach geraden Straßen schätzt, die dritte Stadt Europa's, und folgt gleich auf Petersburg und Berlin. Verlangt man vom schönen Hause ein behagliches Leben in demselben, und von der Stadt eine liebliche Lage, dann übertrifft Kopenhagen beide nordische Schwestern. Der echte Berliner ist ein hungriger Passagier, behängt sich mit Kleidern um seinen eingefallenen Magen zu bemänteln, waffnet seine Dürftigkeit mit Klugheit und Wortwitz, und freut sich wie ein König im Theater und am Soldatenwesen. Der Kopenhagener ist ein satter Kaufmann, kein Freund alles Hohlen, des hohlen Magens, Geldbeutels, der Theater und Soldatenpuppen. Glanz des Hofes, Kunst und Wissenschaft achtet er auch, jedes Ding zu seiner Zeit. Ganz besonders liebt er Realität, und haßt den leeren Nominalismus. Der Petersburger ist nicht hungrig und nicht satt, folglich in der besten Constitution um sich militairisch einschnüren zu lassen. Was er von Wissenschaft irgendwie erlangte, dankt er dem guten Glück, und kam ihm das Licht von außen, so gießt er es vorsichtig in russische Lichtformen, und trägt es also zu Markte. Was antirussisches Gepräge hat, wird tief verborgen und bald möglichst vergessen. An Gold fehlt es ihm nicht, er schafft sich stattliche Häuser und kostbare Meubeln an, aber eine schöne Natur mit segenbeladenem Herbste und ein gemüthliches Leben läßt sich nicht kaufen. So lieblich endlich Stockholms Lage und so liebenswürdig seine Bewohner sind, so theilt es doch mit Petersburg die kalte Luft

und mit Berlin die schmale Kost. Kopenhagen vereinigt mit prachtvoller Lage an einer lebhaften Meerenge große Regsamkeit des kaufmännischen Lebens, schöne massive drei Stock hohe Häuser, eine Universität, welche das geistige Leben frei und reichlich nährt, zugleich Inbegriff und Mittelpunkt aller dänischen Wissenschaft und Kunst ist, und einen Hof, beliebt wie alle Höfe.

Thürme geben bekanntlich eine bessere Uebersicht als nahe Berge, denn sie lassen uns unmittelbar in das bewegliche Leben und Treiben der Menschen hineinschauen, ohne daß die schmutzigen Winkel und Gassen die freie Fernsicht hemmen. In Kopenhagen wählte ich dazu den Thurm der Kirche unsers Erlösers, welcher sich zugleich durch eigenthümliche Bauart auszeichnet. Er ist nach dem Modell der Kirche della sapienza in Rom schneckenartig gewunden, was ich künstlerisch aber nicht ehrwürdig, mehr für ein Rathhaus als für eine Kirche passend finde. Um ihn herum führen bequeme Treppen bis oben hinauf, so bequem, daß ich irgendwo den kuriosen Einfall gelesen habe, man könne mit Pferden und Wagen bis in die Thurmspitze fahren. Die Stadt mit ihren Straßen und Plätzen, der Secarm, die Insel Amager mit dem Holländerdorfe, der Kriegs- und Kaufmannshafen, die Waldhügel im Westen, der vier Meilen breite Sund im Osten — ein köstlicher Anblick, imposant wenn bei plötzlich eintretendem Südwinde einige hundert Schiffe nach langem Kreuzen zu gleicher Zeit durch den Engpaß segeln. Im Südosten öffnet sich des Meeres ungemeßne Fläche, und der Blick schweift ins Unendliche hinaus. Im Osten zieht die schwedische Küste mit ihren Hügeln vorüber, und läßt in blauer Ferne die weißen Häuser von Malmö erkennen. Das Anziehende dieses Panorama's besteht unstreitig darin, daß es ganz verschiedenartige Parthieen in einem großen Maßstabe darbietet, ein nicht unbedeutendes Stückchen des unabsehbaren Meeres, zugleich aber auch die eben nicht winzige Meerenge, in verschiedenen Richtungen Land mit Wiesen und Wäldern, und zu den Füßen die mächtige Stadt.

Kopenhagen liegt auf sumpfigem Boden, und es fehlt

ihm an frischem Quellwasser beinahe ganz. Aus nahe gelegenen Seen wird ein erträgliches Trinkwasser herbei geleitet. Die Hospitäler sollen vortrefflich und die Luft kann der nahen See wegen nicht ganz ungesund sein, aber an Kellerwohnungen und an stehendem, übelriechendem Wasser ist großer Vorrath — Summa: in Kopenhagen sind jährlich im Durchschnitt 400 Todesfälle mehr als Geburten. 1829 starben 3890 Personen, und dagegen waren nur 3475 Geburten. Ein luxuriöses Leben mag auch viel dazu beitragen, daß man hier so auffallend wenig blühende Menschengesichter sieht, und daß unter allen Krankheiten die Schwindsucht unverhältnißmäßig viele hinwegrafft. Von den Straßen der Stadt sind mir des Namens wegen die Wimmelschaft und die Hyfkenstraße aufgefallen. Die Friedrichsstadt ist der schönste Theil Kopenhagens, aber auch der unbelebteste. In fünf Kirchen wird nur dänischer, in zweien nur deutscher, in der Zebaoths- d. h. Garnisonkirche und in der Citadelle abwechselnd dänischer und deutscher Gottesdienst gehalten, woraus zu schließen, daß die Anzahl der Deutschen in Kopenhagen bedeutend ist. Und wahrlich fast jeder Karrenschieber und Eckensteher in Kopenhagen versteht Deutsch, und unter den anständig Gekleideten wird man selten jemand finden, der es nicht verstände. Auch die Aushängeschilder reden eben so viel Deutsch als Dänisch. Wer aus dem Norden kommt, sieht hier zuerst wieder die kleinen eisernen Oefen, auch Gemüse, Obst und hundert andere Dinge ganz nach deutscher Art, ohne ein dänisches Nationalgepräge. Die norddeutsche, kaufmännisch reiche Lebensweise könnte uns glauben lassen, wir seien etwa in Hamburg, nicht in einer Hauptstadt des Auslandes. Seit der Kirchenreformation ist die dänische Sprache Büchersprache geworden, Kopenhagen ist ihr Eins und Alles, und Oehlenschläger ihr A und O. Die Dänen müssen frühzeitig zu Verstande kommen, denn ihre Könige werden schon im vierzehnten Jahre mündig, und Virgilie Lund trat sogar im zehnten Jahre als Schriftstellerin auf. Hollbergs Lustspiele sind über hundert Jahre alt, werden aber noch viel gelesen und aufgeführt. Das Theater ist nicht

groß, von außen unansehnlich, im Innern aber dem berliner Schauspielhause ähnlich. Vom Hofe sieht man in Kopenhagen wenig, von den 700 Studenten der Universität noch weniger. Das Militair schlumpert in rothen Jacken und hellblauen Beinkleidern einher, sieht jedoch noch etwas besser aus als das schwedische. Die dänische Landmacht ist unbedeutend gegen die Seemacht, welche übrigens das Jahr 1807 noch nicht verschmerzt hat. Viele Kriegsschiffe von allen Gattungen, alle mit hellgrauer Oelfarbe bestrichen, liegen im Hafen und in den Docken. Von ihnen getrennt ist der Kaufmannshafen, einer der freundlichsten und besten Häfen der Welt, in welchem 400 Schiffe zu gleicher Zeit Platz finden und jährlich 5000 Schiffe sich aufhalten. Was Wunder, daß die Stadt nach ihrem wichtigsten Punkte sich Kiöbenhavn d. h. Kaufmannshafen nannte, und daß der Handelsstand hier den größten Lärm macht. Juden giebt es hier nicht, sondern Bekenner des mosaischen Glaubens, denn der Judenname ist, — ich weiß nicht warum — mittelst Kanzleiresolution 1814 abgeschafft. Eine sehr löbliche und nachahmungswerthe Einrichtung ist die Vergleichungscommission, welche jährlich an 3000 Streitsachen über Eigenthum und Ehre schlichtet, folglich unzähligen Prozessen vorbeugt. Die Streitenden müssen in Person erscheinen, dürfen keinen Anwald mitbringen, und jeder Vergleich kostet nur 12 Schillinge für die Citation. Zu wünschen wäre, die Vergleichungscommission könnte auch die dänischen Eheleute fester zusammen halten, denn die Zahl der Ehescheidungen soll sehr groß, zu Anfange dieses Jahrhunderts von drei Ehen immer eine durch Scheidung gelöst sein. Da ich hier von den Licht- und Schattenseiten menschlicher Dinge rede, so fallen mir die kopenhagener Renovationswagen ein, unter denen man solche Wagen versteht, welche zwischen 11 Uhr Abends und 4 Uhr Morgens die verdauten Ueberreste menschlicher Speisen abführen. Auf diese löbliche Einrichtung mag eine unlöbliche folgen, das Lotto. Der wahrscheinliche Gewinn desselben für den Staat ist so unverschämt, daß sich schwer begreifen läßt, wie eine so gerechte und wohlwollende Regierung als die

dänische das Lotto dulden könne. Unter 400 Fällen wird nach Wahrscheinlichkeit nur eine besetzte Ambe gewonnen, sollte also auch eben so viel Mal im Fall des Gewinnens bezahlt werden, wird aber nur 240 Mal bezahlt. Beim Ternenspiel ist unter mehr als 11,000 Nieten nur ein Treffer, statt ihn aber 11,000 Mal zu bezahlen, wird er nur 4,800 Mal bezahlt. Bei Quaternen und Quinternen ist es noch viel schlimmer. Da man nach Belieben wenige Schillinge einsetzen kann, und es sich ferner leicht trifft, daß von fünf angegebenen Nummern eine gezogen wird, so sieht der gemeine Mann nur darauf, wie sein Einsatz bei der Ambe 240 Mal, bei der Terne 4,800 Mal, bei der Quaterne 60,000 Mal bezahlt wird, und träumt von großen Gütern, welche der Staat im Fall einer Quinterne statt des vielleicht ganz unzahlbaren Gewinnes ihm übergeben werde, verdoppelt in gewinnsüchtiger Spielwuth seinen Einsatz, und spielt so einen Schilling nach dem andern aus seiner Tasche in die des Staats. Zwar läßt sich das Lotto als eine Staatseinnahme betrachten, welche sehr bedeutend jedoch unzuverlässig ist, und vor manchen Abgaben den Vorzug hat, daß die Unterthanen und Grenznachbaren sie ohne Murren, ja sehr bereitwillig entrichten, aber welcher Staatsmann möchte durch solche Gründe das betrügerische Spiel und die anderweitigen mit ihm verbundenen schändlichen Betrügereien vor seiner gesunden Vernunft, Vaterlandsliebe und Regierungsweisheit vertheidigen? Doch in unserer Zeit ist so mancher Schlange der Kopf zertreten, und so hoffen wir, daß die erfahrenen Männer Dänemarks auch über diese Landplage Erfahrungen gesammelt, und dieselben an den Stuffen des Throns niedergelegt haben.

In den Kirchen, Hörsälen und Schlössern Kopenhagens führe ich den Leser nicht herum, weil ich selbst beinahe nichts von ihnen sah. Thorwaldsons Meisterwerke verstehe ich als Laie nicht gehörig zu bewundern. In Kopenhagen war ich aus manchen Gründen des Reisens, und jetzt bin ich des Schreibens, vielleicht auch der Leser des Lesens müde. Ich bemerke nur noch einige Jahrszahlen aus der Leidensgeschichte Kopenhagens, und eile dann zum Schluß. Wo bisher ein

Fischerdorf gestanden, baute Rothschild, nicht der reiche Banquier, sondern der alte Bischof, im zwölften Jahrhunderte ein Schloß. Um dasselbe sammelten sich bald einige Kaufleute, denn wo Aas ist, da sammeln sich die Adler, und der Ort kommt sogleich als Portus mercatorum in alten Schriften vor. 1242 und 1248 gefiel es den Lübeckern, die ihren Handel bedrohende Stadt einzunehmen und zu verbrennen. Später eroberte sie der rügische Fürst Jermer, und die wendischen Hansen hielten es mehrmals der Mühe werth, sie auszuplündern. König Christian III. erhob sie im 15. Jahrhundert zu seiner Residenz. Darauf wurde sie 1523 im Bürgerkriege belagert und ausgehungert, 1658 von den Schweden gar hart bedrängt, und 1700 von den Engländern und Holländern bombardirt. Nun folgte die Zeit der großen Feuersbrünste, worin Kopenhagen mehr als irgend eine andere Stadt Konstantinopel gleich kommt, 1728 wurden 1640 Häuser, 1794 die kostbare Christiansburg, 1795 abermals 934 Häuser ein Raub der Flammen. Doch das Schrecklichste der Schrecken kam 1807, als die Engländer urplötzlich vor Kopenhagen erschienen, Dänemark des Einverständnisses mit Frankreich beschuldigten, und deshalb vorläufig die dänische Flotte verlangten. Man weigerte sich, und nun flogen die so eben erfundenen congreviſchen Brandraketen vier Tage lang in die Stadt. Das Ziſchen der hölliſchen Kugeln in der Luft, das Gekrach der neunhundert fallenden Bomben, das Geknatter der Fenster, das Geprassel der Dachsteine, das Angstgeschrei der Erschrockenen, das Winseln der Gequetschten, das Röcheln der Sterbenden und der Kanonendonner der wie Löwen auf den Wällen sich vertheidigenden Dänen — gewiß hat der fromme Aeneas in Troja kein schrecklicheres Schauspiel gesehen. 305 Häuser sanken in Asche, 2000 Häuser waren stark beschädigt, 1100 Einwohner getödtet, 1300 Familien ohne Obdach, und was für den Staat das Schmerzlichste war, es mußten 18 Linienschiffe 15 Fregatten, 6 Briggs und 11 Kanonenböte an die Engländer ausgeliefert werden, um Frieden zu machen auf ewige Zeiten. Hinc illae lacrymae!

Schon ließ das Dampfschiff Frederik den ersten dicke Rauchwolken in die Höhe wirbeln, als ich nebst vielen andern Passagieren zum Hafen eilte, um die letzte etwa 50 Meilen lange Wasserparthie bis Lübeck anzutreten. Die trüben, stürmischen Tage des Spätherbstes gaben wenig Hoffnung für eine günstige Fahrt, aber die Sehnsucht nach der Heimath überwand die Wasserscheu, und es ist doch ein großer Unterschied zwischen dem einsamen Leben auf einer schwedischen Galiasse und der zahlreichen Gesellschaft auf einem Dampfboote. Zunächst ging die Fahrt um die drei Kronen herum, in den Sund hinein, dann am Amager hinab, einer durch Brücken mit Kopenhagen verbundenen und von betriebsamen holländischen Phlegmatikern bewohnten Insel, welche die Hauptstadt mit Kälbern, Milch und Gartengewächsen versorgt. Die Felseninsel Saltholm zur Linken schwand bald aus dem Gesicht, die Nacht brach ein und die Gesellschaft begab sich in die Kajüten. Zum ersten Platze, auf welchem jede Person acht Species bezahlt, gehören vier Kajüten, in denen 74 Personen ein ziemlich bequemes Nachtlager finden. Bei Tage gleicht eine solche Kajüte einem Divanzimmer mit herrlichen Polstern an allen Wänden herum. Wände und Meubeln sind von Mahagoniholz, alles sehr elegant eingerichtet. Abends verwandelt sich die Scene, in wenigen Minuten wird aus den Polstern eine Reihe von Betten, jedes für eine Person, und über ihnen entsteht mittelst eiserner Stäbe und Stangen eine zweite Reihe von Lagerstätten, wo je zwei Menschen erträglich Platz haben. Herren und Damen sind durch die einzelnen Kajüten geschieden. In unserer Kajüte wurde bis 9 Uhr an mehren Tischen gespeist, gelesen, geredet und Whist gespielt. Allmälig begab sich hier und dort einer zur Ruhe unter allen eigenthümlichen Zurüstungen, welche sonst nur sein Kämmerlein zu sehen pflegte, andere nahmen wenigstens ihr Lager ein, lasen noch und legten das Buch und sich selbst herum, wenn der Sandmann kam. Die Whistparthie ging erst um Mitternacht auseinander, die Lichte erloschen, und nun schlief und schnarchte jeder so gut er konnte. Es ist ein sonderbares Ding um

eine Nacht auf solchem Dampfschiffe. In einem Raum von etwa acht oder neun Schritten ins Gevierte an dreißig Menschen placirt. Gar vieles von den Umgebungen möchte glauben lassen, man sei auf festem Lande in irgend einer abentheuerlichen Schenke, und doch hört man unausgesetzt das dumpfe eintönige Stöhnen der Dampfmaschine, fühlt das Schaukeln auf wogendem Meere und das Erzittern des Schiffs beim Eingreifen der Räder in die Wellen. Der Wind war schon am Nachmittag und Abend ungünstig gewesen, während der Nacht aber hatte er so hartnäckig uns das gerade Widerspiel gehalten, daß wir am andern Morgen, als wir schon in Travemünde sein sollten, den Weg dahin noch nicht halb vollendet hatten. Nun fing es an schärfer zu wehen, und der Capitain hielt es für gut zwischen den Inseln Falster und Möen mit aller Gemüthsruhe das Mittagsbrod zu sich zu nehmen. Unter großem Wogentumult ließen wir die Anker fallen, und freuten uns beim Anblick des nahen Landes. In Todesnoth waren wir nicht gewesen, indessen liegt sich's besser in einem Winkel des Meeres vor Anker als draußen auf stürmischer See. Während die Tafel für etwa 50 Personen auf dem Verdeck servirt wurde, klärte sich der Himmel auf, und das Meer fing an sich zu beruhigen. Vergnügt wurde gespeist, und wahrlich der Koch verdiente das Zeugniß Nro. 1, aber das Ankreiden verstand er auch nicht schlecht. Tafel und Anker wurden aufgehoben, und fröhlichen Muthes ging es wieder in See. Das gute Wetter schien uns zu Gefallen so lange anhalten zu wollen, bis unsre Mittagsmahlzeit einiger Maßen verdaut sein mochte. Mit anbrechendem Abend brach Herr Blasius wieder los, die Akkorde des wilden Oceans erklangen furchtbarer als zuvor, und die Wogen lösten sich auf in hoch spritzenden Schaum. Die Gesellschaft rannte auf dem 60 Schritte langen Verdeck hin und her, die Spaziergänger fielen unwillkürlich einander oft in die Arme, bis endlich das heftige Schaukeln des Schiffs allem Gehen ein Ende und mit den unangenehmen Sitzungen den Anfang machte. Einzelne Damen ließen sich frühzeitig messingene Becken kommen,

und quälten sich ganz erbärmlich mit der Seekrankheit herum. Bald kam die Reihe auch an die Herren, welche gewöhnlich den Kopf ohne weiteres über Bord hielten. Ach wie viele Augen sahen da starr und halb gebrochen in die See hinein! Soviel ich weiß, kam von den Passagieren niemand ohne einige Uebergebungen davon. Dabei geberdet sich jeder auf seine Art, auch die zarteste Dame kümmert sich nicht um Anstand und Etiquette, die Miene des Einen ist noch saurer als die des Andern, und zu anderer Zeit würde man über solchen Anblick herzlich lachen, aber jetzt ist niemand zum Lachen aufgelegt. Das Verdeck wurde leer, man kroch still in die Kajüte hinab, und mancher Prahlhans legte sich schweigend auf sein Bettchen. Wilder und immer wilder tobte der Sturm. Grauenvoll stürzten die Wellen in die Räder, welche von der Dämpfe Allgewalt getrieben ihren Kreislauf stets erneuerten. Die Welle muß weichen, oder das Rad muß brechen, die Maschine arbeitet immer fort. Das Schiff knistert und knastert im tiefsten Grunde. Wer nach oben gebettet ist, muß sich halten, um nicht herab zu fallen. Bisweilen aber, wenn ein oder ein paar starke Wellenstöße den Lärm ungewöhnlich stark machten, dann lag die ganze Gesellschaft todtenstill, und wenn's vorüber war, seufzte mancher ein tiefes Ach! — aus der Brust. Spaßhaft wurde die ernste Scene, als in finstrer Nacht der Kajütenwächter ohne Licht in die Kajüte trat, und ein bisher ganz artiger Pudel unter dem Bette seines Herrn heraus mit furchtbarem Grimm auf den Eintretenden los fuhr. Keiner von beiden Wächtern wollte dem andern weichen, und so entspann sich ein lebhafter Kampf, bis endlich der schwarzwollige Phylax der Stimme seines Herrn gehorchte. Mit Anbruch des Tages legte sich der Sturm. Ich hielt mich die ganze Nacht hindurch ziemlich ruhig, denn diese Parthie war nicht halb so schlimm als die frühere zwischen den russischen Sandbänken und Klippen, und die Erinnerung an jene lange traurige Vergangenheit ließ mich die ängstlichen Augenblicke der Gegenwart leicht ertragen. Als es völlig Tag geworden, erblickten wir Deutschlands geliebte Küsten, und in wenigen Stunden

ankerten wir im Hafen zu Travemünde. Wenn man über Frederik den siette nicht mit Unrecht sagt, daß er ganz vortrefflich eingerichtet sei, nur nicht für die Schiffahrt, indem seine Maschinen von 80 Pferde-Kraft bei geringem Sturme zu schwach sind für das gewaltige Schiff, item wir kamen doch an, wenn auch um 24 Stunden zu spät. Blieben wir auf der See, so war vorliegende Reisebeschreibung schon als Embryo verloren, und das wäre für die Welt ohne Zweifel ein unersetzlicher Verlust gewesen, denn meine Tagebücher wie Columbus in Tonnen zu verpichen, daran dachte meine Seele nicht. Sie sind gerettet und ich desgleichen. Dank also, dem der Dank gebührt. Travemünde war vor zehn Jahren der nördlichste Punkt meiner Reise, und schon damals hatte ich Landmensch alle Merkwürdigkeiten dieses Seestädtchens in Augenschein genommen, eine Portion Dorsch nämlich mit Kartoffeln und Pfannkuchen, den gar beschränkten Blick in die See, den Leuchtthurm und das alte ehrwürdige Thor, welches seitdem abgerissen ist. Jetzt hielt mich also nichts in der Welt zurück, augenblicklich über Lübeck landeinwärts zu fahren, und in nächster Nacht von allen Stößen der dänischen Landstraßen in Hamburg auszuruhen.